Offenes visier!

Otto Ernst Schmidt


EX LIBRIS
FRIEDRICH LESSING



Offenes Visier!

Gesammelte Essays

aus

Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben

von

Otto Ernst.



HAMBURG.
Verlag von Conrad Kloss.
1890.

Dem Andenken

meines

edlen Vaters.

Was oft in Tagen, die in Nacht versanken,
Mit gleicher Glut in unsern Herzen brannte,
Was dann im Tausch verschwiegener Gedanken
Ein froh-beredter Blick dem andern nannte:
Aus diesen Blättern sollt' es dich umwehn
Mit der Erinn'rung traumbeglänztem Flügel —
Nun wird's allein durch meine Seele gehn
Als Geistergruss von einem stillen Hügel. —

Inhalt.

Vorwort.

Mehr noch als meine im verflossenen Jahre erschienenen Gedichte wird dieses Buch dem Vorwurf begegnen, dass darin utopistisch-revolutionäre Ideen ausgesprochen und verherrlicht seien. Sehr oft wird dies mit jenem beliebten verketzernden Seitenblick geschehen, der den ruchlosen Neuerer auch moralisch und gesellschaftlich geächtet sehen möchte. Mein Gleichmut gegen solche Kundgebungen hat sich gut konserviert, und ich bin nichts weniger als geneigt, denselben durch eine captatio benevolentiae vorzubeugen. Eine solche ist Übelwollenden wie Wohlwollenden gegenüber gleich überflüssig und unwürdig. Als Thatsache von praktischer Bedeutung und allgemeinem Interesse sei hier nur vermerkt, dass der grösste Hamburgische Lehrerverein, vor dem der zweite der folgenden Essays als Vortrag gehalten wurde, die Thesen: „Der kirchlich-dogmatische Religionsunterricht ist aus der Volksschule zu beseitigen“ und „der Litteraturunterricht einschliesslich der Lektüre auf allen Stufen ist als Hauptunterrichtsgegenstand zu betrachten“ mit beträchtlicher Majorität angenommen hat. — Dass in diesem Buche Litteratur und Pädagogik verschwistert erscheinen, bedarf keiner Entschuldigung. Die behandelten Gegenstände aus diesen Gebieten sind von so allgemeinem Interesse, dass das Pädagogische daran jeden Gebildeten, das Litterarische jeden Pädagogen fesseln muss, wenn anders ich mich nicht unfähig gezeigt habe, jenes Interesse lebendig zu erhalten. — Einer Lieblingsidee habe ich nur in beschränktem Masse genügen können. Ich halte es für die dringlichste Aufgabe aller Poesieerklärer, statt der nüchternen, oft rein philosophischen, abstrakt umschreibenden und haar-

spaltenden Erklärung eine poetisch durchwärmte, in grossen Zügen nachkonstruierende, gleichwohl aber lichtvolle und verständliche Paraphrase der Dichtung zu bieten. Drei Arbeiten sollten diese meine Ansicht nach meinen Kräften verdeutlichen. Um den in Aussicht genommenen Umfang dieses Werkes nicht zu überschreiten, musste eine derselben ganz zurückgestellt werden; eine zweite („Über Hamerling's Ahasver") wurde um zwei Drittel gekürzt, und nur die dritte („Über die Charaktere in Goethe's Egmont") fand einen ausreichenden Unterschlupf. Ob das Gebotene ausreicht, um für meine Ansicht zu interessieren, habe ich nicht zu entscheiden.

Diese wenigen Worte mögen mein Buch geleiten. Wenn es dieselbe ehrenvolle Anerkennung, denselben ehrenvollen Widerspruch findet wie meine Gedichte, wird der Erfolg für mich ein mehr als befriedigender, er wird ein beglückender sein.

HAMBURG, im Herbst 1889.

Der Verfasser.

Glauben und Wissen.

Der verschwiegene Widerspruch zwischen Überlieferung und Überzeugung bildet das charakteristische Merkmal unserer Zeit. Nur hat dieser Widerspruch auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Seelenthätigkeit eine verschieden starke Ausprägung erfahren; er tritt auf politischem Gebiete weniger stark in den Vordergrund als auf ethischem und auf diesem wiederum weniger als auf kirchlich-religiösem. Es ist zweifellos, dass unser öffentliches gesellschaftliches Verhalten nicht selten in den lächerlichsten Gegensatz zu unserer sittlichen Überzeugung tritt (wir erinnern nur an die widerwärtige praktische Doppelmoral für Männer und Frauen); es ist ebensowenig zu leugnen, dass eine grosse Zahl unserer Gebildeten in ihren politischen Bekenntnissen und Handlungen nichts weniger zu erkennen giebt, als ihre wahre politische Gesinnung (man denke an den vom Fürsten Bismarck selbst oft genug betonten Widerspruch zwischen Monarchismus und Parlamentarismus!); am allerwenigsten aber ist in Abrede zu stellen, dass die erdrückende Mehrheit der geistigen Vertreter unserer Nation ihre kirchlich-religiösen Gepflogenheiten, Übungen und „Pflichten“ ohne jede innere Anteilnahme vollzieht und dass ihr wissenschaftlich geschulter Geist sich in keiner Berührung mit dem öffentlich zur Schau getragenen Dogmenglauben weiss. Dass auf anderen Gebieten, z. B. in der Politik, jene Dissonanz bisher weniger schrill ertönte, mag zum Teil darin seinen Grund haben, dass die Politik in der That mehr eine Wissenschaft der Erfahrung als ein Objekt reiner Spekulation ist,

dass die auf sie bezüglichen Anschauungen deshalb vorsichtiger und langsamer zu offenen und entschiedenen Gegensätzen ausreifen, andernteils mag die Ursache in den Massnahmen des jetzt herrschenden Systems zu suchen sein, das im vermeintlichen Interesse des Volkes kein Mittel unversucht lässt, dessen politische Mündigerklärung nach Kräften zurückzuhalten. Daher kommt es, dass in politischen Zeitungen und Versammlungen noch auf allen Seiten mit einem hochgradigen naiven Parteiglauben, mit einer gewissen mehr oder weniger gutmütigen und frommgläubigen Verbohrtheit und Verranntheit in überlieferte Vorurteile gefochten wird. Man ist sich über den vielen Parteiseelen noch nicht der „zwei Seelen“ bewusst geworden, die sich auch in der Politik einzig und allein gegenüberstehen: der Volksseele und — der Ichseele. Aber neben der Naivetät läuft auch hier schon ein ansehnliches Stück Heuchelei einher. Man wagt nicht zu bekennen, was man denkt. Wurde es doch vor nicht langer Zeit dem bekannten Romandichter und Feuilletonredaktör der „Nationalzeitung“, Karl Frenzel, als ein mutiges Geständnis angerechnet, dass er vor einer Versammlung von hochgebildeten Zuhörern die Ansicht aussprach, man müsse endlich aufhören, sich unter jedem Sozialdemokraten schlechthin einen Lumpen, Faulenzer oder Verbrecher vorzustellen, in jedem normalen Menschen unserer Tage stecke ein Stück von einem Sozialdemokraten u. s. w. u. s. w. Wie elend und erbärmlich muss es um den persönlichen Mut unserer Gebildeten, um die Aufrichtigkeit ihrer Äusserungen stehen, wenn dieser von Karl Frenzel ausgeübte Akt primitivster Gerechtigkeit für einen Beweis besonderen Mutes gelten kann! Indessen steht — wie schon bemerkt — die religiöse Heuchelei in weit glänzenderer Blüte als die politische; wenn hier noch ein erkleckliches Quantum thatsächlicher Beschränktheit und Befangenheit vorwaltet, so scheidet dort ein klares Bewusstsein des

unversöhnlichen Widerspruches mit umso grösserer Schärfe den überlieferten Glauben vom selbsterworbenen Wissen. Dass das bekannte Buch von Max Nordau „Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit“ trotz seiner vielen Schwächen, seiner oft mangelhaften Beweisführung, seiner Übertreibungen und Verschrobenheiten einen durchschlagenden Erfolg erzielte, das hat seinen Grund eben darin, dass der Verfasser den Nagel auf den Kopf traf, wenn er die moderne Gesellschaft als grosse Heuchlerin brandmarkte. Und wenn man einen weniger derben, einen „salonfähigeren“ Vertreter unseres modernen Geisteslebens hören will, so lese man in Paul Heyse's Roman „Die Kinder der Welt“ das Kapitel, in welchem ein Professor der Philosophie gegen eine religiöse Professorenwitwe die moralische und intellektuelle Daseinsberechtigung des Atheismus vertritt. Man kann es dort unumwunden ausgesprochen finden, dass die massgebenden und berufenen Vertreter der Wissenschaft sich fast ausnahmslos uneins wissen mit allem kirchlichen Dogmenglauben. dass sie durchaus kein Genügen daran finden, die letzten und schwersten Fragen des menschlichen Denkens durch die naive Setzung einer persönlichen, allmächtigen und allwissenden Kraft zu umgehen, dass aber diese Männer es nur unter vier Augen und nur gründlich erprobten und vertrauten Freunden gegenüber wagen, sich ihre heiligste Überzeugung wie ein schändliches, verbrecherisches Geheimnis zuzuraunen, weil sie die erdrückende Macht der scheinheilig „entrüsteten“ Gesellschaft, weil sie für ihr Ansehen, für ihre ganze gesellschaftliche Stellung fürchten müssen, wenn sie, anstatt nach dem bon ton mitzuheucheln, die einfachsten Konsequenzen aus der „freien Wissenschaft und ihrer freien Lehre“ ziehen. Dieses Zitat aus Heyse, dem fashionablen Schosskind der gesamten vornehmen und eleganten Lesewelt, dürfte freilich manchen modernen Gesellschaftsstützen sehr fatal

sein, gerade wie es die meisten „Bewunderer“ Lessings (natürlich: „wer wird nicht einen ‚Klassiker‘ loben!“) höchst unangenehm berühren würde, wenn man sie mit der Nase auf gewisse unzweideutige Bekenntnisse der grossen und edlen Denkerseele stiesse.

Nun giebt es eine Spezies von Erdgebornen, männiglich bekannt, die mit vergnügter Seelenruhe immer wieder die alte Leier rühren: Religion und Wissenschaft sind gänzlich zweierlei; die eine ist Sache des Gemüts, die andere Sache des Verstandes; sie brauchen sich nie zu befehden; man kann also ein strenger Logiker, ein gelehrter Forscher und zugleich ein aufrichtig gehorsames Kind seiner Kirche, ein gläubiger Bekenner ihrer Dogmen sein. Das heisst mit anderen Worten: Die Menschheit strebt zwei Zielen zu, die selbständig und von einander getrennt bestehen; es giebt trotz Goethe zwei „letzte Schlüsse der Wahrheit“; man ist nicht zufrieden mit dem Dualismus „Geist und Materie“; man spaltet vielmehr auch den Geist noch dualistisch in „Verstand und Gemüt.“ Zweifellos giebt dieser letztere Dualismus einen ausgezeichneten modus vivendi für alle bequemen Philosophen und Lebemänner ab, und es ist daher um so bedauerlicher, dass, genau besehen, dieser psychische Zwiespalt eine psychologische Unmöglichkeit ist.

Denn es ist eine nicht wegzudekretierende Thatsache, dass Glauben und Wissen augenblicklich in eine erbitterte Feindschaft geraten, sobald sie sich auf dasselbe Objekt erstrecken. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dess, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Eine bis auf syntaktische Archaismen noch für unsere Zeit mustergültig klare und einfache Definition! Glaube ist die zuversichtliche, hoffende Annahme eines Nicht-Gewussten. Er ist ein System von Hypothesen oder, wenn man will, eine einzige grosse Hypothese der durch das Gemüt erregten,

Begriffe bildenden Phantasie. Zwischen der Hypothese, dass die Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität etc. auf Atombewegungen beruhten und der, dass ein Gott sei, besteht kein formaler, sondern nur ein materieller Unterschied, jene antizipiert eine physische, diese eine metaphysische Erkenntnisthatsache. Sobald nun der Fall eintritt, dass ich das bisher nicht Gesehene doch erblicke, sobald das Nicht-Gewusste zu meiner Kenntnis gelangt, sobald ist die Hypothese abgethan; sie hat ihren Zweck erfüllt, und der Hoffnungsschimmer des Glaubens verblasst vor dem strengen Lichte der Erkenntnis. Was ich weiss, das glaube ich nicht mehr. Die Gewissheit ist der Feind der Vermutung, wie das Bessere der Feind des Guten ist. Niemand wird den Unsinn vertreten wollen, dass ein Urteil kategorisch und zugleich nur hypothetisch richtig sein könne. Sobald ich den Beweis dafür gefunden habe, dass Wärme in der That nur Molekülarschwingung mit grösserer oder kleinerer Amplitüde ist, sobald hat die gleichlautende Hypothese natürlich jede wissenschaftliche Bedeutung verloren; sobald ich beweisen kann, dass ein Gott ist, bin ich der Vollkommenheit teilhaftig; die höchste Erkenntnis ist mein; ich streife allen Glauben als ein irdisch Unzulängliches ab und erlabe mich der hypothesenlosen Seligkeit, in der „das Unzulängliche Ereignis ward.“

Natürlich ist es auf das formale Ergebnis des Kampfes zwischen Glauben und Wissen von gar keinem alterierenden Einfluss, ob die neuerworbene Erkenntnis negativer oder positiver Natur ist. Erkenne ich, dass die Wärme *nicht* Molekülarschwingung ist, so sage ich diesem schönen Wahn Lebewohl; wäre ich im Stande zu beweisen, dass es keinen Gott, kein absolutes Prinzip gebe, so würde es jedem, der überhaupt für Beweise zugänglich ist, *absolut unmöglich* sein, das Vorhandensein desselben dennoch zu *glauben*. Zwei getrennte, neben

einander herlaufende und gleichzeitig passierbare Wege zur höchsten Erkenntnis giebt es also nicht. Dass das Endziel der wissenschaftlichen Forschung und des religiösen Glaubens dasselbe ist, haben wir bereits oben bemerkt. Die Wissenschaft strebt, von Abstraktion zu Abstraktion schreitend, dem höchsten und letzten Begriffe zu, und dieser letzte Begriff, der Gott der Wissenschaft, ist identisch mit dem Gott des Glaubens. Soweit dürfen wir sicher sein, keinem Widerspruche zu begegnen. Nun aber kommen wir zu der praktischen Frage: „Tritt dasjenige, was wir heutigen Tags nach den Forderungen einer orthodoxen Kirche (eine nicht orthodoxe Kirche entsagt jedem Recht des Zwanges, indem sie der frei erwägenden Vernunft überhaupt Spielraum verstattet) glauben sollen, in Widerspruch zu dem, was wir zweifellos wissen? Quelle und Richtschnur jenes orthodoxen Glaubens ist die Bibel. „Diese Bibel ist in jedem Worte wahr, weil sie von Gott inspiriert ist.“ Wer sagt das? Die Bibel. Mit diesem circulus vitiosus kommen wir also nicht weiter. Die Bibel muss folglich ihre Wahrheit durch jeden ihrer Gedanken, durch jedes ihrer Daten Schritt für Schritt beweisen. Gerät nun die Bibel mit der modernen Wissenschaft in Konflikt? Wenn wir sie so lesen, wie sie geschrieben ist, ja. Nun kommen die Exegeten und sagen: So ist die Bibel allerdings nicht zu verstehen! Was in den Zeilen steht, gilt hier und da und dort nicht. Da gilt, was zwischen, hinter den Zeilen oder wer weiss wo gelesen und verstanden werden kann. Die Auslegung tritt an Stelle des Buchstaben. Wer aber ist so dreist, von uns einen uniformen Glauben an Auslegung und Ausleger zu verlangen? Auslegung ist Menschenwerk. Sobald ich den Buchstaben schweigen heisse, gebe ich dem Geist das Wort, und wo ist auslegender, erkennender Geist, als in uns? Kein Gott erscheint in unsern Tagen mehr, um in Person sein eignes

Wort zu deuten. Oder sind die Ausleger des Bibelworts kraft besonderer Weihe auch inspiriert? Dann müssten sie schon an recht verschiedenen Orten ihre Inspirationen empfangen, da sie einander, wie bekannt, unter Umständen weidlich in die Haare geraten. Ist es aber erlaubt, die Bibel mit selbständiger Erwägung und ohne aprioristischen Glauben zu lesen, so steht Mensch gegen Mensch, Geist gegen Geist, Meinung gegen Meinung. Jeder ist sein eigener Priester, sein eigener Exeget; jeder nimmt sich selbst sein Glaubensbekenntnis ab und verpflichtet sich darauf vor sich selbst. Möglich, dass aller Widerspruch unserer Wissenschaft mit dem Bibelwort nur scheinbarer Widerspruch ist, möglich, dass in jedem Buchstaben der Schrift eine tiefgeheimnisvolle Wahrheit schlummert, die bisher kein Menschengeist zu fassen vermochte! Dann aber soll uns die Kirche, wenn sie das Recht des Dogmenzwanges beansprucht, erst einmal beweisen, dass ihre Diener Wesen von übermenschlichem Verstande sind oder doch über ein durchschnittlich höheres Begriffsvermögen verfügen als andere Sterbliche. Leider würden Geschichte und Erfahrung einem solchen Beweise keine Stützen bieten. Auch ist der Priester für uns kein orakelverkündender Seher und Prophet, kein Antichambrist der göttlichen Majestät, kurzum: keine Person mehr, die mit Gott in unmittelbarem Verkehr steht. Es bleibt ihm also nur das eine Recht: das jedes anderen Lehrers. Er mag sich einen Führer all derjenigen nennen, die, wissens- oder trostbedürftig, sich seiner Führung anvertrauen *wollen*; wo ein derartiger Wille, eine derartige Neigung nicht vorhanden ist, da ist auch für ihn kein Recht und keine Macht vorhanden.

Es giebt also keinen Frieden zwischen Religion und Wissenschaft in dem Sinne, dass religiöse Gedanken und kirchliche Satzungen für Jahrtausende oder auch nur für Jahrhunderte mit

zweifellosem Wert für die Geister und mit zwingender Macht für die Gewissen bestehen und daneben die Forscher „auf des Denkens freigegebnen Bahnen mit kühnem Glücke schweifen“ könnten. Wohl aber ist jener Friede möglich, wenn man Glauben und Wissen nicht zu einem unverträglichen Nebeneinander zwingt, sondern als nacheinander wirkende Mächte gelten lässt. Die Religion voran, die Wissenschaft hinterdrein. Es wäre eine Thorheit, das religiöse Bedürfnis (wie wir es verstehen) zu ersticken, wenn es überhaupt möglich wäre. Denn Religion ist Idealismus. Beide Namen gelten derselben Sache. Beide bezeichnen die Kraft der vorauseilenden und vorwegnehmenden, vom Vollendungsstreben beschwingten Phantasie, beide bezeichnen die vorwärtsdrängende Riesenkraft der Menschenseele, die der Menschheit keine Ruhe gönnt, die der langsam schreitenden Wissenschaft den Weg zeigt und ihr den dauernden Impuls giebt, die den Geist des Forschers mit blitzartiger Eingebung erleuchtet, dem Künstler das zu schaffende Werk, dem Erfinder die zu konstruierende Maschine, dem Entdecker das zu findende Land vorbildend vor das innere Auge rückt. Religion oder Idealismus ist die aufgespeicherte Kraft einer gespannten Uhrfeder; mit unwiderstehlichem, elastischem Zwange strebt diese Kraft nach Befreiung; alle Bewegung stammt von ihr, und was von ihr sich langsam löst, das zeigt mit Stunden-, mit Minuten-, mit Sekundenschritten der Zeiger der Wissenschaft am Zifferblatt der Weltuhr. Eine wohlthätige Hand hat jene Feder mit unerschöpflicher Kraft versorgt. Diese Hand, den Urquell unserer Kraft und alles Seins zu suchen, sie zu finden und ihre letzte und höchste Gabe, Vollkommenheit, zu empfangen, ist unsere Aufgabe. Weil wir aber mit der expansiven Kraft eines solchen Strebens ausgerüstet sind, ist es unsere heiligste Pflicht, sie zu gebrauchen und nicht an

verjährtem, faulendem Besitz ein unwürdiges Genügen zu finden. Mit jedem Schritt, den die Wissenschaft vorwärts thut, muss der Glaube weiter hinausschauen, die Hoffnung weiter hinausgreifen in das Unbekannte, Unerworbene, und je höher sich der Flug des Idealismus erhebt, desto freudiger und kühner muss ihm die Wissenschaft folgen. Die Religion schreite mit der Wissenschaft, die Wissenschaft mit der Religion fort. Religiöse Dogmen sind wandelbar und vergänglich wie wissenschaftliche; sie kommen und schwinden wie diese. Wo man erkennt, dass der unausgesetzte Gebrauch aller unserer Kräfte in allen Angelegenheiten unsere Aufgabe ist, da hat man einen Gott, da hat man Religion, da ist man fromm. Darum hatte Lessing ein so grosses Recht dazu, an den Eingang seines „Nathan" die Worte des Gellius zu setzen:

„Introite, nam et heic Dii sunt."

„Tretet ein; denn auch hier sind Götter." Ja, noch mehr! Er hätte sagen dürfen: „Gerade hier sind Götter, weil Götzen zertrümmert werden und der frei aufatmende Gedanke sich an neuen, besseren Bildungen erbaut."

„Alles fliesst." Sollte es ein Zufall sein, dass dieses Wort von demselben schwermütigen Epheser stammt, der „in kühner Freidenkerei" mit dem naiven Glauben seines Volkes brach und den Streit für den Vater aller Dinge erklärte? Ja, alles fliesst, und für unabsehbare Zeiten dauert der Kampf des Neuen mit dem Alten. Ein Blick in die Vergangenheit lehrt uns, dass es zugleich ein Kampf des Besseren mit dem Guten ist. Weil nun aber das Ziel der Erziehung des Menschengeschlechts noch in so weiter Ferne liegt, ist unser vorläufiges Ziel der erziehende Kampf.

„Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss."

Wir fassen hier, gewiss nicht gegen die Intentionen des Dichters, Freiheit und Leben auch in rein geistigem Sinne. Nur der erwirbt sich die eines Menschen allein würdige Freiheit des Geistes, der täglich bereit ist, Vorurteile der Parteien und Traditionen abzustossen und mit freudigem Blick das Neue zu erkennen; nur den Geist durchfliesst mit kräftigem Pulsschlag ein wahres Leben, der die Toten ihre Toten begraben lässt, der neue Säfte aus dem Frühlingsboden der Zukunft saugt und der nichts so sehr hasst wie Fäulnis und Tod. So mögen wir denn auch erobernd kämpfen um Leben und Freiheit in Wissenschaft und Religion; mögen wir getrost die abgestorbenen Blüten des Glaubens fallen sehen, wenn die Frucht des Wissens sie verdrängt, dürfen wir doch gewiss sein, dass der ideale Glaube in immer neuen Trieben seine Kraft bezeugt. Die Frucht enthält den Samen zu neuem Wachstum. Alles fliesst.

Religion oder Litteratur als Zentrum des Volksschulunterrichts?

Der Leser wolle nicht sauer sehen, wenn ich ihn mit Ideen und Plänen behellige, deren Realisierung leider noch in ziemlich weite Ferne gerückt erscheint. Aber jeder mehr oder minder glücklichen reformatorischen Idee sollte, sobald sie aus dem energischen Willen entspringt, dem Heile der Volksschule und damit des Volkes zu dienen, überall eine Freistatt im vollsten Sinne des Wortes gewährt sein. Wenn schon der grosse Gedanke der allgemeinen Volksschule es wagen durfte, in hervorragenden, bedeutungsvollen Versammlungen seine Ansprüche zu erheben, so wird man vielleicht eine Hoffnung nicht chimärisch nennen, deren Erfüllung uns noch auf dem Boden gegenwärtiger Schulverhältnisse erblühen kann.

Wenn ich in dem Titel dieser Arbeit von einem Unterrichtszentrum spreche, so denke ich nicht an ein Zentrum im Sinne der Ziller'schen Konzentrationsidee. Ich habe nicht im Sinne, die Behandlung des 30jährigen Krieges an Schiller's „Wallenstein", die des 7jährigen an Lessing's „Minna von Barnhelm" anzuschliessen. Man wird es aber mit mir für einen glücklichen Gedanken Herbarts halten, den möglichst festen Zusammenschluss aller Kenntnisse und Fähigkeiten um einen Kern- und Mittelpunkt als die sicherste Grundlage eines einheitlichen sittlichen Wollens zu bezeichnen. In Anerkennung dieser Wahrheit hat man denn auch, schon bevor Herbart sie betonte, jeder Schule ein gewisses Fach als Zentrum zugewiesen, ein

Fach, dem Lehrer und Schüler eine gleichsam gesteigerte Achtung und Beachtung entgegenbringen sollen und von dem sie einen besonderen Segen für Geist und Gemüt zu erwarten haben. Nur in diesem Sinne möchte ich das Wort „Zentrum" verstanden wissen. In unseren Tagen, in denen man mit vielem Rechte, aber mit noch mehr Spitzfindigkeit nachgewiesen hat, dass von jedem Unterrichtsfach eigentlich jede Wirkung zu erwarten sei, ist uns auch die Ansicht seit langem geläufig, dass jede Disziplin einen Ertrag an sittlicher Bildung liefere. Ich werde mir nicht beikommen lassen, die sittliche Bedeutung des naturwissenschaftlichen und des Rechenunterrichts oder auch nur des Zeichen-, Schreib- und Turnunterrichts in Zweifel zu ziehen; es wird aber gleichwohl andererseits keinem einfallen, eine dieser Disziplinen in den Mittelpunkt des Gesamtlehrplans stellen zu wollen. Ich gestehe, dass ich keine Vorstellung davon habe, wie die Evolutions- oder Descendenztheorie, wenn wir es in der Schule bis zu solchen Erwägungen überhaupt brächten, unseren herangewachsenen Zögling durch die Wirrnisse des Lebens führen soll, oder wie man das grosse, nach oben gerichtete „Warum?" und „Wozu?" mit Logarithmen berechnen will. Die Aufgabe der Wissenschaften ist Einzelarbeit, und allein dem „philosophischen Kopf" bleibt es vorbehalten, „den Bund der durch den abstrahierenden Verstand getrennten Wissenschaften wiederherzustellen." (Schiller.) In Wirklichkeit ist die Welt nicht nach Wissenschaften geordnet, nicht von einem vorsorglich waltenden Gott in Fächer für Studierende der Mathematik, der Physik, der Geschichte etc. eingeteilt. Diese Trennung hat der weltbetrachtende Mensch aus notwendiger Rücksicht der Arbeitsteilung vorgenommen. Das beständige Ineinanderweben der Einzelwissenschaften führt es jedem nicht ganz versimpelten Fachgelehrten täglich und stündlich nahe, dass jene Trennung eine will-

kürliche, in das All künstlich hineingetragene war. So gewiss aber das endliche Objekt unserer Betrachtung das All ist, so gewiss ist es das unabweisbare Bedürfnis des Menschen, das einigende Band zwischen den Wissenschaften wiederherzustellen, und die Arbeit der Philosophie besteht darin, diese innere Einheit nachzuweisen. Es wird demnach zu allen Zeiten Aufgabe jeder Schule sein, ihren Schülern einen Stoff zu bieten, in dem die ideale Kraft der Menschenseele ihre Schwingen entfaltet, in dem sich das Beste, Dauerhafteste und Kraftvollste von dem konzentriert zeigt, was menschliche Geistesarbeit ihren schwer errungenen Besitz nennt. Wir werden, um mit anderen Worten zu sprechen — und man wolle diese Worte nicht missverstehen — unsere Kinder zu philosophischen Köpfen erziehen müssen; das will nicht mehr sagen, als dass wir sie vom unfreien und blinden Umhertasten am Besonderen entwöhnen und ihren Blick auf das Dauernde und Allgemeine „in der Erscheinungen Flucht“ gerichtet halten.

Einen Stoff, der die Aufgabe des gesinnungbildenden Unterrichts in erster Linie lösen soll, besitzt unsere Volksschule in der Religion. Ich muss schon hier auf die auffällige Thatsache hinweisen, dass dasjenige, was von den Berufs- und Neigungsfrommen als die Grundfeste aller sittlichen Bildung, als der Urquell alles Glückes und aller inneren Befriedigung gepriesen wird, nicht für alle Stände und alle Schulen den gleichen unzweifelhaften Wert zu besitzen scheint. Es wird keinem vernünftigen Menschen auch nur entfernt der Gedanke kommen, die Religion für das Zentrum auch des Gymnasial- und Realschulunterrichts zu halten. Diese Anstalten ruhen mit ihrer ganzen Basis auf dem humanistischen resp. dem realistischen Bildungsideal; an ein religiöses Zentrum hat man in der gesamten neueren Entwickelung des höheren Schulwesens mit keiner Silbe gedacht. Die Religion,

die für den Volkspädagogen eigentlich Anfang und Ende seiner Thätigkeit bedeuten soll, muss also wohl für jene Schulen nicht gut genug sein; sie kommt dort in That und Wahrheit erst in vierter, fünfter oder sechster Linie in Betracht. Eine seltsame Erscheinung, zu der man übrigens auf rein sittlichem Gebiet insofern ein Analogon findet, als die kompaktesten sittlichen Ideen sich auf den sogenannten Höhen der Menschheit elend verflüchtigen und die unverrückbarsten Sittengesetze, auf die, wie man uns sagt, der Bestand jeder menschlichen Gesellschaft gegründet ist, von der höheren und heiligeren diplomatischen Weisheit, die Politik und Geschichte macht, höflichst bei Seite geschoben werden.*)

Unverkennbar verlangt und erwartet man von dem Volksschullehrer, dass er in allergetreustem Orthodoxismus die Satzungen des „positiven" Kirchenglaubens in die Seelen der Kinder verpflanze und mit Aufbietung des ganzen aus seiner Autorität fliessenden moralischen Zwanges dieselben veranlasse, das von ihm Gelehrte anzunehmen und für Glauben oder Unglauben Himmel oder Hölle zu erwarten Dass die Lehrer selbst zum grossen Teile einen Religionsunterricht

---

*) Denn die Diplomatie, welche die nationale Politik über die allgemein-menschliche Ethik stellt, huldigt keinem besseren Grundsatze als dem jesuitischen, dass der Zweck die Mittel heilige. Das Kapitel der politischen Ehen, das noch durch Vorgänge der jüngsten Zeit so wirksam illustriert wurde, ist ein auf gut Glück herausgegriffenes von vielen. Es hat etwas Burleskes an sich, wie jene Staats- und Gesellschaftsspitzen in die Sittengesetze ihres Gottes, zu dem sie sonst mit beispielloser Demut und Ergebenheit emporblicken, durch allerlei Gelegenheitsethiken auf unverfrorene Weise hineinquacksalbern. Der vermeintliche Konflikt zwischen politischer und universaler Ethik ist nirgends, kann nirgends schärfer herausgearbeitet und auf die Spitze getrieben sein als in Fr. Hebbel's „Agnes Bernauer". Und welcher gesunde Mensch legte wohl das Buch aus der Hand ohne sich zu sagen, dass die Beseitigung des Bürgermädchens ein unnötiger, ausserordentlich schändlicher Mord gewesen sei?

genossen haben, der ihnen — mit freudigem Danke werden sie dessen gedenken — gegenüber jedem abgestorbenen und erstarrten Dogmatismus die Waffen der Kritik in die Hand gab, dass sie daher in der notwendigen Konsequenz dieses empfangenen Unterrichts nur mit qualvollem inneren Zwiespalt ein Etwas lehren können, das in ihnen seit langem nicht mehr zu finden ist, davon sei zunächst geschwiegen. Aber an der Zeit ist es endlich einmal, offen und unverblümt die Frage nach dem Nutzen des Religionsunterrichts für die Volksschule zu beantworten; wollte man angesichts der neuerlichen Anstrengungen der Kirche, die Schule in ihren Schoss, soll eigentlich heissen: in ihren „guten Magen“ zurückzuführen, der Erörterung dieser Frage ausweichen, so wäre das offenkundige Feigheit.

Es steht ein für allemal fest, dass sich keine Religion als eine geoffenbarte erweisen lässt. Niemand von uns hat einen persönlichen Gott gesehen und von ihm Aufschluss über die letzten Dinge erhalten; die Muttergottes- und ähnliche Erscheinungen aus neuerer Zeit würden mit einem Anspruch auf zwingende Beweiskraft wohl nicht durchdringen. Es bleibt demnach als einzige Quelle jeglicher Glaubenslehre die mündliche oder schriftliche Überlieferung. Dass die erstere der vis probandi entbehrt, versteht sich von selbst. Die letztere, in unserem Falle die Bibel, müsste ihre inhaltliche Integrität durch ein ausser ihr liegendes Argument oder auf Schritt und Tritt durch jedes ihrer Worte darthun. Ersteres ist nicht der Fall; letzteres ist unmöglich. Es folgt daraus mit Bestimmtheit, dass jeglicher Glaube ein Resultat subjektiver Entschliessung ist. Jeder von uns ist mit Bezug auf seine religiöse Entwickelung eine Waise; kein liebender Vater reicht ihm die führende Hand: er ist — und darin liegt der unendliche Reiz des menschlichen Daseins — ganz auf sich selbst angewiesen. Schon ein talmudischer

Spruch lautet: „Alles kommt von Gott, nur nicht die Gottesfurcht“. Niemand kann für seinen Glauben oder Unglauben. Die Beschränktheit oder die Perfidie unserer unduldsamen, rechtgläubigen Zeloten besteht darin, dass sie diese Voraussetzung nicht verstehen oder nicht verstehen wollen und dass sie in dem Atheismus nichts Besseres erblicken können oder wollen, als das gemeine Streben, sich von einem höchsten moralischen Forum loszumachen und sich ungestraft und ohne Skrupel dem Bösen hinzugeben. Wenn der Philosoph Locke die Beschränktheit besass, jedem Bekenntnis Duldung gewähren zu wollen, nicht aber dem Atheismus, so verzeiht man ihm das im Hinblick auf seine Zeit; unser Zeitalter jedoch, das Immanuel Kant und den Faust besitzt, sollte wissen, dass es gerade ein Zeugnis höchsten Strebens und umfassenden Denkens ist, wenn „alle Nähe und alle Ferne nicht die tiefbewegte Brust befriedigt“. Hier sei nun gleich der Forderung vieler Frommen gedacht, dass der Mensch gegenüber den göttlichen Dingen seine Vernunft gefangen nehmen solle. Solle, jawohl! „Die Schwerenöter“, würde Heine mit seiner drolligen, ironischen Gelassenheit gesagt haben, „woher mögen sie das so genau wissen?“ Ich für meine Person stehe nicht dafür ein, dass nicht der Richter, der uns im Jenseits erwarten soll, jene Vorwitzigen besonders beim Ohr nimmt und etwa so spricht: „Ihr Narren, was habt ihr meinen Menschenkindern vorgeredet! Sie sollten ihr Bestes, ihre Vernunft, in'n Sack stecken? Fort mit euch in die Hölle, und alle, die euch das geglaubt haben, gehen mit. Ihr aber, Ketzer und Zweifler, Sektierer, Atheisten und Materialisten, die ihr euch im Schweisse eures Angesichts gemüht habt, mich zu finden, die ihr mit eurem Pfunde gewuchert habt, die ihr mühselig und beladen von schwerer Vernunftarbeit seid, kommet her zu mir, ich will euch erquicken.“

Nun könnten wir es uns wohl gefallen lassen, zum Glauben an den biblischen und kirchlichen Dogmenbestand mit höherem Zwange angehalten zu werden, trotzdem die logischen Beweise für seinen absoluten Wert mangeln, wenn wir hoffen dürften, dass jener Gedankenkomplex sich in lebendige Beziehung zu unserem gesamten modernen Innenleben setzen liesse und die Kraft besässe, unser Denken und Handeln mit alles erleuchtendem Strahle zu beherrschen. Diese schöne Hoffnung sehen wir leider wie eine Leuchtkugel schon im Aufsteigen verlöschen. Was sich nicht auf das nach menschlichen Begriffen sichere Postament des Beweises stellen lässt, was nicht mit „dauernden Gedanken befestigt" ist, das „lebt in schwankender Erscheinung". Was nicht zur Vollendung ausgereift ist, das unterliegt den Gesetzen der Entwickelung. Die Wissenschaft hat untrüglich nachgewiesen, dass die Religion davon keine Ausnahme macht. Der historische Rückblick auf die religiösen Vorstellungen früherer Jahrtausende und die ethnologische Umschau nach den gleichartigen Vorstellungen jetzt lebender unzivilisierter Völker reden eine nicht misszuverstehende Sprache. Die Religion muss es sich gefallen lassen, aus ebenso primitiven Anfängen hervorgegangen zu sein wie jedes andere Kulturmoment, und diejenigen Theisten, die das Dasein Gottes jetzt schon beweisen wollen, haben den Schmerz erleben müssen, endlich auch den naiven Beweis e consensu gentium*) fallen zu sehen, da es sich herausgestellt hat, dass keineswegs alle Völker eine Gottvorstellung haben. Und so wenig es bis heute das übrige Geistesleben der Menschheit zu einem befriedigenden Abschluss gebracht hat, so wenig ist das mit Bezug auf die religiöse Ideensphäre der Fall. Die Priester, die

*) Aus der Übereinstimmung der Völker in der Annahme eines Gottes.

dennoch behaupten, dass in den bestehenden dogmatischen Lehrgebäuden aller Weisheit Anfang und Ende beschlossen sei (was sie freilich garnicht daran hindert, diese Gebäude bei Gelegenheit zu erweitern und auszubauen), sind keine berufeneren Beurteiler als wir anderen Menschen auch. Dass sie mit der priesterlichen Weihe eine höhere Intelligenz, eine übermenschliche divinatorische Kraft in der Erfassung höchster und verborgenster Heilswahrheiten empfangen hätten, haben sie natürlich niemals beweisen können. Und hier ist nun endlich der Ort, es rundheraus zu sagen, dass die christliche und neben ihr (wir führen sie an als die einzige uns sonst noch interessierende) die jüdische Glaubenslehre im schreiendsten Gegensatze zu unserer gesamten heutigen Denk- und Empfindungsweise steht und dass der moderne menschliche Geist, wofern er nicht hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben ist, die seltsamen religiösen Erzeugnisse längst überwundener Kulturepochen nun und nimmer zu assimilieren vermag. Die Kirchen stehen leer, wo nicht eine straffe Kirchendisziplin wie die katholische die in den meisten Fällen völlig bildungslosen Massen hineintreibt; die Geistlichkeit stösst einen Notschrei über den anderen aus über die Gleichgültigkeit ihrer Gemeinden; im Grunde ihres Herzens orthodoxe, positiv christliche Theologen (wie noch kürzlich einer zu Berlin) schlagen dringend vor, sämtliche jetzt bestehenden Dogmen zu beseitigen und neue, mit der modernen Wissenschaft verträgliche — Dogmen an die Stelle zu setzen, damit nicht völlig veraltete Glaubenssätze, welche festzuhalten die lebendige Wissenschaft proskribieren heisse, den Glauben überhaupt auf's tiefste schädigten.*) Es ist unzweifelhaft noch

*) Schon auf der preussischen Generalsynode von 1846 wollten hervorragende Theologen die Dogmen von der Gottheit Christi, von der Jungfrauengeburt, von der Höllenfahrt, von der

zu hoch gegriffen, wenn wir sagen, dass höchstens ein Sechstel der im weiteren Sinne Gebildeten heutigen Tages noch mit Überzeugung festhält an dem Kanon seines Bekenntnisses, und wenn von den übrigen fünf Sechsteln ein erheblicher Teil gegen diese Abschätzung protestieren sollte, so wissen wir, auf welche Zeitumstände wir diese Abwehr zurückzuführen haben. Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, dass ich jenen religiösen Pöbel, der taufen und trauen lässt, „weil das doch einmal sein muss“, der sich Weihnachten, Ostern und Pfingsten erinnert, dass er den lieben Gott nicht ganz erzürnen dürfe und die Kirche doch einmal betreten müsse, der, wenn ihm ein Dissident begegnet, geschwind sein Christentum aus dem Schranke holt, um sich christlich entrüsten zu können, der den Himmel sich wünscht und die Hölle fürchtet, bei all seinen Handlungen aber vergisst, darauf Bezug zu nehmen und sich alles in allem auf dem bequemsten Gottlosigkeitsfusse eingerichtet hat — ich brauche nicht zu sagen, dass ich diesen Mob nicht zu den Gläubigen rechne. Jenes eine Sechstel tyrannisiert aber die Geisterwelt, und zwar thut es das zunächst mit Hülfe jenes religiösen Pöbels und der nach Millionen zählenden geistig Verwahrlosten, in Stumpfsinn und Aberglauben Verkommenen, sodann mit Hülfe derjenigen, deren ganzes geistiges und moralisches Interesse sich überhaupt auf die Konservierung mittelalterlicher Traditionen beschränkt, und endlich mit Hülfe derer, die aus der Frömmigkeit ein einträgliches Gewerbe machen. Man weiss, wie lächerlich unsere Nation sich bedauerlicher Weise macht, wenn sie mit allerlei spezifischen „Deutsch-

Himmelfahrt und von der Persönlichkeit des heil. Geistes beseitigt wissen. Diese Dogmen werden heutigen Tages noch frank und frei in jeder Volksschule gelehrt. Es ist auch nicht ersichtlich, warum man sie nicht lehren sollte, wenn man anderes lehrt.

heiten" aufprotzt, die gar keine Deutschheiten sind; leider ist auch unsere Dichter- und Denkerschaft bedenklich ins Schwanken geraten. Mögen wir ein Volk der Dichter sein, so sind wir doch auch ein Volk, das seine genialsten Tragödiendichter in Wahnsinn und Elend verkommen lässt; mögen wir ein Volk der Denker sein, so sind wir doch als Denker so verzweifelt gutmütig, dass wir uns eine Art kirchlicher Zensur gefallen lassen, wie sie in keinem anderen zivilisierten Staate erhört ist. An Werkeltagen denken wir mit den Gedanken Kant's, Goethe's und Darwin's; aber an Sonn- und Festtagen reden wir mit den Worten Martin Luthers, des Apostels Paulus und der ehrwürdigen drei Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Und wir fühlen uns wohl dabei; haben wir doch jederzeit das treffliche Sedativ zur Hand, dass Glauben und Wissen garnichts miteinander zu thun hätten! Ich hoffe von ganzem Herzen, dass diese alberne Phrase noch einmal aller Welt in ihrer ganzen Absurdität zu Gemüte geführt werde. Wir wissen freilich auch, dass der Glaube (nicht der Dogmenglaube!) vorwiegend Sache des Gemüts, das Wissen Sache des Verstandes ist, haben aber noch nie die Entdeckung machen können, dass Gemüt und Verstand durch ein Zwerchfell von einander getrennt wären. Giebt es einerseits keine unsinnigere Annahme als die, dass wir unsere theoretische Vernunft dazu empfangen hätten, ihr in den wichtigsten Fragen Schweigen zu gebieten, so lehrt andererseits jeden aufmerksamen Beobachter seiner selbst die praktische innere Erfahrung, dass der Verstand eine unausgesetzte Scheidung und Sonderung unter den Regungen des Gefühls und den durch sie veranlassten Bildungen der Phantasie vornimmt und dass umgekehrt die Wärme des Gemüts mit regelmässigen Pulsen unsere Vernunft durchströmt. So mag denn wohl ein ahnungsvolles Gemüt sich schon in neuen Schöpfungen erbauen, die noch kein ver-

standesmässiger Beweis sanktioniert hat, so mag die forschende Phantasie dort schon nach neuen Sternen suchen, wo das forschende Auge noch nichts zu erblicken vermag, und wohl uns, wenn das Gemüt treffend geahnt, die Phantasie richtig geschaut hat und der langsam nachschreitende Verstand uns sagt: Der neue Stern ist gefunden, hinter dem Uranus wandelt ein Neptun! Nicht aber darf eine bockstirnige Phantasie, ein fanatisch verstocktes Gemüt sich vermessen, den offenkundigsten Thatsachen der theoretischen und praktischen Vernunft ein religiöses oder sonstiges Ideengebilde mit dem Anspruch gegenüberzustellen, dieses Gebilde stehe trotz des grellsten Widerspruchs jenen Vernunftthatsachen als gleichberechtigte „Glaubensthatsache“ gegenüber. Das Nebeneinander der „Seelenvermögen“ (wenn wir uns einmal dieser Kant'schen Bezeichnung bedienen dürfen) bedingt eben eine beständige Wechselwirkung; einen beständigen Kampf ihrer Inhalte. Jene Wechselwirkung zwingt den vorausgeeilten Glauben, bei jedem Vorstoss der Wissenschaft seine alten Wohnungen abzubrechen und sich weiterhin anzubauen. Jene Wechselwirkung ist daran schuld, wenn sich die Wissenschaft eines 19. Jahrhunderts nicht versöhnen lassen will mit den Glaubenssatzungen eines 1., 2., 3. oder 4., oder eines noch früheren Jahrhunderts.

> „Die, welche wähnen, dass die Wissenschaften immer weiter fortschreiten und immer mehr sich verbreiten können, ohne dass dies die Religion hindere, immer fort zu bestehen und zu florieren, — sind in einem grossen Irrtum befangen. Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben..... Es ist augenscheinlich, dass nachgerade die Völker schon damit umgehen, das Joch des Glaubens abzuschütteln: Die Symptome davon zeigen sich überall, wiewohl in jedem Lande anders modifiziert..... Denn Glauben und Wissen vertragen sich nicht wohl im selben Kopfe; sie sind darin wie Wolf und Schaf in einem Käfig; und zwar ist das Wissen der Wolf, der den Nachbar aufzufressen droht.

In ihren Todesnöten sieht man die Religion sich an die Moral anklammern, für deren Mutter sie sich ausgeben möchte: — aber mit nichten! Echte Moral und Moralität ist von keiner Religion abhängig, wiewohl jede sie sanktioniert und ihr dadurch eine Stütze gewährt." (Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II. S. 325.)

Haben einmal Verstand oder Vernunft in irgend einer Sache unzweifelhaft überzeugend gesprochen, so gilt ihr Urteil auch als unantastbarer Richterspruch; die Autorität dieses Urteils empfindet jeder normale Mensch mit dem Zwange eines Naturgesetzes. Wer hätte nicht schon zetern und schreien hören über die Impietät des Verstandes, der an religiösen Worten und Gedanken rüttle. In diesem Sinne ist die ganze Wissenschaft pietätlos. Nicht hier aber, sondern dort ist die wahre Impietät zu suchen, wo man noch Tag für Tag mit der Miene der Überzeugung lehrt, dass jener Neptun nebst anderen Planeten, die ein graues Alter vor uns voraushaben, am vierten Schöpfungstage zur Lust und Freude der bereits vorhandenen Erde am Himmelsbogen befestigt seien, ja: dass die Sonne, die grosse Mutter, vier Tage nach einem ihrer jüngsten Kinder das Licht der Welt erblickt habe. Wir wissen, dass Bibel und Kirchenglauben eine Legion solcher Widersinnigkeiten beherbergen und dass die Zahl ihrer moralischen Unmöglichkeiten kaum eine geringere ist. Wollte man mit Ausführungen im Einzelnen beginnen, so stände man ratlos vor der Frage: Wo und wann aufhören? Von der grossen Zahl der biblischen Personen kann kaum eine einzige als sittliches Ideal gelten, und — was das Schlimmste ist — die Personen, die als sittliche Ideale besonders hervorgehoben werden, sind in den meisten Fällen das gerade Gegenteil (Abraham, Jakob, Aaron, David, Salomo, Petrus u. v. a.). Jesus ist ein Idealbild des passiven Heldentums, aber nur des passiven, das wir übrigens noch näher beleuchten werden. Das ethische Fundamentalprinzip der Willensfreiheit

wird bald gesetzt, bald wieder aufgehoben. Eine Reihe von Dogmen, wie die Trinität, die Erlösung, die Transsubstantiation resp. Inkorporation entziehen sich durchaus dem menschlichen Fassungsvermögen, und zum Glauben an diese mystischen Begriffe will man die kindliche Jugend mit moralischem, uns ausserdem noch mit materiellem Zwange anhalten! Ebenso gut oder noch eher könnte ich einen Menschen zwingen wollen, an die Offenbarungen der Musik, dieser mystischen unter den Künsten, zu glauben. Ich sehe und höre bei diesen Erörterungen im Geiste die Mienen und Reden derer, die bei solchen Gelegenheiten über die „Ameisen“ donnern, die an dem Gaurisankar der religiösen Wahrheit emporkrabbeln und seine Geheimnisse mit Insektenaugen erforschen wollen. Ich tröste mich aber damit, dass jene Donnerer auch Ameisen und um kein Titelchen kompetenter als wir sind, Geheimnisse zu enträtseln, die jenseits des geschriebenen Wortes liegen. Denjenigen aber, die mit einem gewissen zeitgemässen Schwulst von tausendjährigen Traditionen reden, die ihr Recht behaupteten, erwidern wir, dass Traditionen etwas recht Gutes sein können, dass sie aber auch immer etwas Vergängliches sind, wie niemand leugnen wird. Henrik Ibsen lässt seinen Volksfeind sagen:

> „Es giebt Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, dass sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege eine Lüge zu werden. Ja, ja, ihr möget mir glauben oder nicht; aber die Wahrheiten sind nicht so zählebige Methusalems, wie die Menschen sich einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — nun sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechszehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger.“

Ich bin im Augenblicke nicht in der Lage, so genau das normale Alter einer Tradition anzugeben, bin aber fest davon überzeugt, dass auch sie abstirbt und dass den eingetretenen Tod wiederum nur die denkende Menschheit konstatieren kann.

Nur die unerbittliche Orthodoxie ist der Glaubens-, Gewissens- und Gedankenfreiheit gefährlich; denn sie ist konsequent und lässt sich auf keine Zugeständnisse ein.

„Wenn dem Menschen in früher Kindheit gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin noch nie von ihm gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als auf den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten, da wird der Eindruck so tief ausfallen, dass in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch fast so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist das wahr? .... Für die Übrigen nun aber giebt es nichts so Absurdes oder Empörendes, dass nicht, wenn auf jenem Wege eingeimpft, der festeste Glaube daran in ihnen Wurzel schlüge." (Schopenhauer. A. a. O. 271)

Indem die Orthodoxie solchermassen ihre schwere Hand auf das Haupt der Kinder legte, erwarb sie sich bisher die Gefolgschaft der grossen Massen, die zwingende Macht einer blinden Majorität. Die „freien" Christen und Juden verzichten auf diese Überrumpelung des menschlichen Geistes und die aus ihr resultierende Macht. Dieser Verzicht entspringt, wie nicht zu bezweifeln ist, fast stets aus einem durchaus edlen Antriebe, nur vergessen die Verzichtenden, dass sie mit der Erlaubnis zu „freier Forschung" alle Macht aus den Händen gegeben haben und niemanden mehr vermögen können, an alten Glaubenssätzen festzuhalten, weil es ihnen noch beliebt, dieselben mit gläubiger Pietät zu behandeln. Geht man den „Freien" ans Magere, so sehen sie sich entweder auf das Zugeständnis absoluter Gedanken- und Gewissensfreiheit hingedrängt, oder sie fallen in die Orthodoxie zurück.

Die Freiheit, welche im Vorhergehenden der vorwegnehmenden Phantasie, dem vorauseilenden Gefühl gewährt wurde, beschränkt sich natürlich

nicht auf die Entdeckung des Neptun, sondern gewährt dem religiösen Bedürfnis den denkbar weitesten Spielraum. Sehr viel knickeriger aber ist die Freigebigkeit der „Gemässigten", der Protestantenvereinler und ähnlichen Vermittlungstheologen. Diesen Leuten ist die geistige Freiheit kein flammendes, den Menschen vom Wirbel bis zur Zehe durchglühendes Feuer; sie ist ihnen eine Wärmflasche, an der sie mit genauer Not ihre Fusssohlen aufgetaut haben. Diese Flaneurs der „goldenen Mittelstrasse" fördern die ergötzlichsten Halbheiten und Verworrenheiten zu Tage. Da schlägt sich einer auf die Mannesbrust und gestattet uns „natürlich", die Schöpfungsgeschichte für eine epische Dichtung zu halten. Wollen wir aber diese Erlaubnis nach eigenem Ermessen ausdehnen und aus ihr die selbstverständlichsten Schlüsse ziehen, so ringt er wie der bestgeschulte Lessing'sche Patriarch die Hände über diesen Greuel des Unglaubens und der Gottlosigkeit. Ein anderer geht mit edlem Feuer für die christliche Dogmatik ins Zeug und wirft — gewissermassen in Parenthese — das ganze 2. Hauptstück als wertlos über Bord. Ein dritter ruft einmal über das andere mal: „Allgemeines Priestertum nach Luther!" „Freie Bibelforschung!", hält aber an den viertehalb Jahrhundert alten Katechismuserklärungen Luthers fester als an seinem Gott und würde, wenn jemand einen leisen Zweifel an der absoluten Vollkommenheit der 10 Gebote äusserte, bereitwilligst — wenn auch nicht selbst einen Scheiterhaufen für den Frevler e r r i c h t e n — so doch seine „Jönköpings" zum Anzünden hergeben. Wo die Freiheit aufhört und der Zwang anfängt, das w e i s s niemand von diesen Herren; das zu entscheiden überlässt man einer grossen unbekannten Autorität, die, mit einer riesigen Schere bewaffnet, über unserm Haupte schwebt, um jedesmal im rechten Augenblick den Faden unseres „freien" Denkens abzuschneiden. Die Ge-

dankenfreiheit ist aber ein Vogel; man kann ihn festhalten, kann ihn mit den Fingern erdrücken, hat man ihn aber einmal losgelassen — viel Glück dann zum Wiedereinfangen! Schiller wusste sehr wohl, was er that, als er seinen Marquis Posa so kurz und bündig „Gedankenfreiheit“ und nichts weiter fordern liess. Massvoller würde der Marquis allerdings gehandelt haben, wenn er gesagt hätte: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit mit Bezug auf die Schöpfungsgeschichte!“

Die windigste aller vermittelnden Ausflüchte ist nun die, dass das jetzt bestehende Dogma ja auch entwickelungsfähig sei und mit den übrigen Kulturmomenten fortschreite. Wo in aller Welt ist denn eine solche Entwickelung bemerkbar? Doch höchstens in der katholischen Kirche, wo unersättliche Hierarchen auf späteren Konzilien dem alten Dogma immer noch schlimmere Zusätze gaben! Oder ist es einem der „Gemässigten“ bisher gelungen, von den Dogmen der Erlösung, der Erbsünde, der Dreieinigkeit, der unbefleckten Empfängnis etwas abzuhandeln? Starren jene Dogmen uns nicht an wie unfruchtbare, erratische Blöcke, welche die statt von Norden von Süden kommende Flut der Christianisierung auf unserm Boden abgelagert hat? Gewiss sehr richtig hat der oben erwähnte Berliner Professor der Theologie das gesamte christliche Dogma, wie es in den ersten Jahrhunderten entstand, als den Versuch bezeichnet, die Lehren Jesu und der Apostel mit der damaligen Wissenschaft in Übereinstimmung zu bringen. Und mit Recht schliesst er daraus, dass jenes Dogma sich mit der modernen Wissenschaft unmöglich noch vertragen könne. Was kann er sich aber von einem Dogma, das der gegenwärtigen Wissenschaft conform ist, Besseres versprechen? Bei der grössten Wertschätzung der Wissenschaft als solcher hat unser Geschlecht eine geringere Achtung vor ihren einzelnen Aufschlüssen, weil in

unserer Zeit eine Entdeckung der anderen auf dem Fusse folgt und sie entsprechenden Falls verdrängt. Wir könnten also, wenn wir nach fünfzig Jahren ein modernes Dogma fertig gestellt hätten, gerade dahin gekommen sein, es wieder über den Haufen werfen zu müssen. Die moderne Kulturmenschheit will zwar glauben; aber sie hat es sich deutlich genug verbeten, ihr einen bestimmten Glaubensstoff (etwa wieder für Jahrtausende?) wenn auch nur mit moralischem Zwange aufzunötigen. Es ist ganz selbstverständlich, dass gelehrte philosophische Kundgebungen in den ersten Jahrhunderten nach Christo, oder sagen wir: vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Menge unendlich stärker und länger imponierten als jetzt, zumal jene Kundgebungen durch empirische Wissenschaften so gut wie keine Kontrolle erfuhren. Eine gewisse Sorte von Viertelsfreien hegt allerdings auch jetzt noch vor den „frommen Denkern“ jener Zeit einen so heiden — pardon! — christenmässigen Respekt, dass sie mit deren dogmatischen Geschenken getrost in die Ewigkeit hineintraben würden. Natürlich waren diese Dogmatiker philosophische, denkfähige Köpfe; manche ihrer Gedanken mögen in heissgrübelnder Einsamkeit und nach gewaltigem Seelenringen ans Licht getreten sein; aber was will das heissen? Angenommen, dass alle Dogmen eine relativ so günstige Entstehungsgeschichte aufzuweisen hätten, so ist es eben das Unglück, dass sie in diesem Falle Ausgeburten von Geistern sind, die sich in thöricht asketischer Verkennung des menschlichen Berufs der Welt entfremdeten; wer die Menschheit mit neuen Gedanken beglücken will, der muss in beständigem Wechsel heute das Buch der Einsamkeit, morgen aber das Buch der Welt aufschlagen. Der heisse grübelnde Kopf thut's wahrlich nicht allein; sonst müssten die Ungeheuerlichkeiten der Scholastik auch als „ehrwürdige Gedanken“ erscheinen.

Von Einem sollte man denken, dass es den Vermittlern längst klar geworden sei: Wenn wir die Orthodoxie fahren lassen, geben wir damit den dogmatischen Religionsunterricht in der Schule völlig auf; denn es wäre nicht nur Thorheit, sondern geradezu Verbrechen, das Kind von einer Hand in die andere zu werfen und es heuer von einem Rechtgläubigen, im nächsten Jahre von einem Ungläubigen und in dem folgenden Jahre von einem Halbgläubigen behandeln zu lassen. Das Kind würde geradezu seelisch verpfuscht und verhunzt werden; dass das bisher trotz des verschiedenen Glaubensstandpunktes der Lehrer nicht in auffälligem Masse geschehen ist, liegt daran, dass bis jetzt thatsächlich noch überall streng orthodox unterrichtet worden ist. Deren, die es gewagt haben, auch nur einen Schritt breit vom traditionellen Wege abzuweichen, sind ganz ausserordentlich wenige. Aber jene Konsequenz ist den Vermittlern nicht klar geworden. Von grenzenloser Lächerlichkeit ist der Einwand, dass das Kind auch auf anderen Gebieten streitigen und zweifelhaften Dingen begegne. Es ist mehr als naiv, wissenschaftliche und ästhetische Zweifel in Parallele zu religiösen zu stellen. Erstere sind pädagogisch irrelevant. Für die ideale Entwickelung des Schülers ist es vollkommen bedeutungslos, ob Wallenstein und Maria Stuart schuldig oder unschuldig sind, ob „Hermann und Dorothea" ein Meisterwerk oder eine Stümperei ist. Ganz etwas anderes aber ist es, wenn das Kind sich angesichts gewisser biblischen Erzählungen fragt: Reussieren die Guten oder die Schlechten in der Welt? Ist Gott wirklich der Allgütige, der Allwissende? Bin ich erlöst oder nicht? Haftet mir die Erbsünde an oder nicht? u. dgl. m. — Ohne Dogmen ist nun freilich ein selbständiger Religionsunterricht nach jetziger Weise überhaupt ausgeschlossen; die Religion muss nach Aufgabe der Dogmen aufhören, eine besondere

Disziplin zu sein; ich möchte den Lehrer sehen, der das praktische Unding eines dogmenlosen Religionsunterrichts nach übrigens modernem Muster zu traktieren unternähme!

Spiegelfechterei und nichts weiter ist es endlich, wenn die vermittelnden Freigeister Hierarchie und Dogma trennen. Dass das Dogma keine Scheiterhaufen, keine Inquisitionsgerichte und keine Folterkammern errichtet hat, das dürfte so ziemlich allen bekannt sein; das Dogma hat nicht auf dem heiligen Stuhl zu Rom gesessen, hat in der Bartholomäusnacht keine Flinte im Arm getragen, hat keinen Waldenserkreuzzug ins Werk gesetzt. Das haben Hierarchen und ihre Helfer gethan. Damit sie diese Greuel verüben könnten, war aber eines nötig: eine entsetzliche, tierische Dummheit der grossen Volksmasse. Diese Dummheit zu erzeugen resp. zu erhalten, besass die Hierarchie kein trefflicheres Mittel als das Dogma. Verstanden konnte es, sollte es auch nicht werden; im starren, gläubigen, demutsvollen Hinblick auf dasselbe bestand das vermeintliche Heil. Man weiss aber, dass ein solch starres Hinblicken auf einen Gegenstand (auch auf seelischem Gebiet) eine Art von hypnotischem Schlaf erzeugt. Durch das Dogma kataplegisierte man die Menge. Dann war das arme Opfer gefügig zu allem.*) Übrigens ist es nicht

*) Man vergleiche die Stelle in Lessing's „Nathan“, wo Recha — nicht als Jüdin, sondern nach der Absicht des Dichters als gesunder weiblicher Mensch — zu ihrer christlichen Dienerin sagt:

> „Liebe gute Daja,
> Er (Nathan) will nun deine bunten Blumen nicht
> Auf meinem Boden, und ich muss dir sagen,
> Ich selber fühle meinen Boden, wenn
> Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
> So ausgezehrt durch deine Blumen, fühle
> In ihrem Dufte, sauersüssem Dufte
> Mich so betäubt, so schwindelnd! Dein Gehirn
> Ist dessen mehr gewohnt; ich tadle drum
> Die stärkern Nerven nicht, die ihn vertragen,
> Nur sagt er mir nicht zu ....“

In der That! Eine meisterhaft feine Schilderung von der psychischen Wirkung des Dogmas!

mehr als natürlich, dass das Dogma, wenn es als absolute Wahrheit gilt und zur Seligkeit unerlässlich scheint, zum hierarchischen Zucht- und Machtmittel wird.

In dem Grundsatze Ludwig Feuerbachs: homo homini deus! und in seinen Worten:

> „Ich sage nicht, Gott ist nichts, die Trinität ist nichts, das Wort Gottes ist nichts u. s. w.; ich zeige nur, dass sie nicht das sind, was sie in der Illusion der Theologie sind, nicht ausländische, sondern einheimische Mysterien, — die Mysterien der menschlichen Natur."

liegt die sicherste Bürgschaft der religiösen Toleranz. Es ist zum mindesten eine Anmassung, zu glauben, dass demjenigen, der gegen gewisse religiöse Ideen die Stimme der Vernunft erhebt, das Verständnis für die mystischen, ahnungsvollen Empfindungen der Menschenbrust, das Bewusstsein von der Fülle der uns umgebenden Rätsel fehle. „Es giebt Geheimnisse, die der Mensch noch nicht enträtselt hat, die er nie enträtseln wird", sagt man uns. „Wo sie beginnen, fängt auch die Religion, fängt der Glaube an." Als ob man uns damit etwas Neues verkündete! Wer hat wohl ein lebhafteres Bewusstsein von diesen Geheimnissen, derjenige, der ihnen tapfer zu Leibe geht und sie zu enthüllen sucht, oder der, der unthätig vor ihnen auf den Knieen liegt und sie unter demütigem Stammeln beräuchert? Rätsel sind doch wohl dazu da, dass man sie löse? Wer hat nun in der That eine Menge höchst bedeutungsvoller Rätsel gelöst, die Wissenschaft oder Eure Religion, die sich damit begnügte, ein Langes und Breites, Erbauliches und Unerbauliches von jenen Rätseln zu reden? Wenn wir Euren Dogmen und Euren Priestern auch nur den geringsten befreienden Aufschluss verdankten! Irren ist zwar unser Schicksal, das erkennen wir mit derselben, vielleicht mit grösserer Bescheidenheit als Ihr; aber wir wollen irren mit unserm Jahrhundert, nicht mit grauen, vergangenen Zeiten. Emile Zola, dem man vermutlich gern die

Gabe des zersetzenden Verstandes zusprechen wird und der religiösen Irrtümern keineswegs eine besondere Schonung entgegenbringt, hat uns in seinem „Pastor Mouret“ das lebenswahrste, überzeugendste Bild eines religiösen Schwärmers gezeichnet und es mit einer solchen Fülle tiefsinniger, visionärer Züge ausgestattet, dass nur ein geistig Blinder daran zweifeln kann, ob jenem unerbittlichen Realisten die Kraft eigne, sich zu mystischen Anschauungen zu erheben. So wagen auch wir es nicht und werden es niemals wagen, mit brutaler Selbstüberhebung dem Gefühl und der Phantasie eine Grenze zu ziehen, die niemand überschreiten dürfe, ohne unserem schonungslosen Hohn und unserem inquisitorischen Zwange zu verfallen. Wir haben keinen Spott und keinen Zwang für ein Herz, das in anderem Takte schlägt, als das unsere; wir kennen keine physische, keine moralische, keine soziale Folter für den, der das künftige Paradies in anderen Träumen sieht als wir; denn wir hegen eine tiefe, mitfühlende und verstehende Ehrfurcht vor dem, was eine ringende Menschenseele unter Freuden und Schmerzen geboren hat und was ihr als heiligster Besitz gilt. Wer seine religiösen Gedanken von einer übermenschlichen Autorität empfangen wähnt, der muss ja folgerichtig jede menschliche Vernunft dieser Autorität unterordnen und zur eifrigen Betreibung jener Seelenretterei gelangen, die im günstigsten Falle die liebenswürdig-lästige Gestalt annimmt, welche ihr Lessing in seiner Daja gegeben. Und nur wer die Religion einzig aus dem Menschenherzen erwachsen glaubt, kann dieser Pflanze gestatten, dass sie an jedem Orte so wachse, wie ihr die Sonne scheint, wie sie der Boden nährt. Die ganz selbstverständliche Folge dieser uneingeschränkten Toleranz ist aber der unablässige Kampf gegen jene Elemente, die uns individuelle Meinungen, welche von früheren Jahrhunderten

akzeptiert wurden, von uns aber zurückgewiesen werden, mit einem grossen Mangel an Bescheidenheit und Rücksicht aufzwingen wollen. Es war ein löbliches Unternehmen, dass der alte, nunmehr verstorbene Vischer in seinem dritten „Faust" den Schatten Lessing's heraufbeschwor und ihn den mutig zurückweichenden Kulturkämpfern die Worte zurufen liess:

„Als Losung nicht für weiche matte Seelen
Hab' ich der Duldung schönen Ruf gemeint,
Nicht eurer Schonung wollt' ich ihn empfehlen,
Den „Patriarchen", jeder Duldung Feind!
Lasst euch von mir zu bessern Thaten stählen!
Schämt euch! Ich stand allein, ihr seid vereint;
Da nehmt dies Schwert von mir, sein Nam' ist Wahrheit!
Grad' aus wie ich, haut durch und schaffet Klarheit!

Wir stehen vor der grossen Frage, ob jener Kampf gegen die Vergewaltiger unserer Vernunft auch auf dem Boden der Schule ausgefochten werden soll. Dass das geschehen soll, versteht sich nun freilich von selbst. Die Gegner des Dogmas unter den Lehrern werden genug davon haben, unter dem Fluch der Unwahrheit zu arbeiten. Wir sind glücklich zu dem Grundsatze gekommen, dass für unsere Kinder nur das Beste gut genug sei; wir bezeichnen es mit Recht als ein pädagogisches Verbrechen, den Schülern offenkundige Irrtümer zu übermitteln, wir sind — wiederum mit Recht — so peinlich geworden, dass wir im Lesen und Schreiben auch nicht eine einzige sinnlose Silbe dulden; aber auf dem Felde der Religion überschütten wir dieselben Schüler mit grauen Irrtümern, sättigen wir sie, oder besser: verstopfen wir ihnen den Mund mit Worten und Gedanken, die für sie absolut sinnlos sind, kurzum: gründen wir ihre sittliche Bildung auf ein System von Gedanken, das unser Vertrauen und das Vertrauen der Kinder verloren hat. Der Einwand, dass die Kinder garnicht so weit über diese Dinge nachdächten, dass sie alles unbesehen hinnähmen und

später glaubten und dächten, was sie wollten, sei hier nur als einer von den vielen erwähnt, mit denen die Freunde des Dogmas sich selbst totschlagen. Glaubt man etwa, dass unsere Kinder nicht mit einem ganzen Herzen voll Zweifel und Widerspruch in die Religionsstunde kommen? Glaubt man etwa, dass das „Gift“ der „Aufklärung“ und der „Freigeisterei“ nicht auch die Kinderseelen „infiziert“ hat? Wie oft sollte es wohl vorkommen, dass ein Kind sich geistig von seinen Eltern lossagt? Wo ist der kühne Operateur, der die geistige Nabelschnur zerschneidet, welche das Kind an den Schoss der Familie bindet? Welcher Vater, wenn er die Erziehung seiner Kinder irgendwie mit Bewusstsein leitet, suchte wohl nicht den Weg zum Herzen seines Kindes, auf dem er ihm den köstlichsten Inhalt seiner Seele, seine teuersten Gedanken übermitteln kann; welcher Vater wäre nicht mit Eifer darauf bedacht, den heranwachsenden Vertretern seines Hauses sein wertvollstes Erbteil, seine Überzeugung, zu vermachen? Freilich wird er es nicht mit plumper Gewalt thun dürfen; im sanften Wandel der häuslichen Tage vollendet sich wie von selbst im Kinde das Abbild seiner Eltern. Jeder weiss, dass die Schule sehr wenig gegen das Haus vermag; mit ihrem jetzigen Religionsunterricht lockt sie vollends keinen Hund vom Ofen, geschweige denn ein Kind vom elterlichen Herd. Die Schule hat einen gewissen Unterricht, den orthographischen, in dem man es durch jahrelange Mühe dahin zu bringen sucht, dass der Schüler so schreibe, wie er nicht spricht; der Erfolg ist denn auch, wie sich statistisch nachweisen lässt, ein erbärmlicher. Wir besitzen in der Religion einen Unterrichtsgegenstand, dessen Aufgabe darin besteht, die Kinder etwas mit Worten traktieren zu lassen, was sie günstigsten Falls nicht verstehen, gewöhnlich aber dem Lehrer nicht einmal bona fide abnehmen. Wenn man das Resultat dieses

Unterrichts so genau messen könnte, wie das des orthographischen, so würden die Erfahrungen eine gleiche Sprache reden. Es ist mir keineswegs verborgen, dass sich mit Hülfe auswendig gelernter Definitionen, Bibelsprüche und Glaubensartikel eine schlanke Katechisation herstellen lässt; man sieht zu seiner Verwunderung: Sie haben alle „tiefsinnig gefasst, was in des Menschen Hirn — nicht passt." Wenn mir recht ist, so hat Luther einmal die Bibel ein Wasser genannt, in dem ein Lamm waten und ein Elephant schwimmen könne. „Aber an verschiedenen Stellen!" fügen wir mit starker Betonung hinzu, und dann hat freilich das Wasser der Bibel vor anderen Gewässern nichts voraus. Die beispiellose Klarheit und Einfachheit der biblischen Sprache, Erzählungen und Gedanken ist überhaupt ein beliebtes Steckenpferd derer, denen die Bibel ein „papierener Papst" ist. Mit diesen Vorzügen hat es eine ähnliche Bewandtnis wie mit der bekannten schmackhaften Speise in Reuter's „Stromtid": es ist etwas Herrliches um diese Vorzüge; es ist nur ein Schade dabei: sie sind nicht vorhanden. Treffend bemerkt ein ausgezeichneter Schulmann, Dr. Fr. Dittes in Wien: „Wenn das alles so einfach, so leicht begreiflich ist, warum zerbrechen sich denn die Herren so lange darüber den Kopf, und warum haben wir denn heute noch so viele Konfessionen, die doch alle anerkannt sind?" Dass das Gefühls- und Willensleben durch jenen Unterricht keinen höheren, durch das ganze spätere Leben fortwirkenden Impuls erhält, versteht sich am Rande. Die grossen allgemeinen Sittengesetze verfehlen natürlich ihre ethische Wirkung auch hier nicht, trotzdem auch sie von dogmatischen Schnörkeln umrankt dem Kinde dargeboten werden. Obwohl die spezifisch religiöse Erziehung mehr und mehr eine Einschränkung erfahren hat, ist das sittliche Verhalten unserer Kinder in der Schule und in der Öffentlichkeit gegen früher entschieden ein

besseres geworden. Die „zunehmende Verwilderung unserer Jugend“ ist zu einem Teile eine kirchlich tendenziöse Vorspiegelung, zum andern eine Erfindung jener nicht genügend beschäftigten Spiessbürger, die um eine nutzlose Abendunterhaltung verlegen sind. Nur zu einer Zeit zeigen die Schüler in der Regel eine beklagenswerte Zügellosigkeit, zur Zeit des Konfirmandenunterrichts nämlich, in welcher sie doch einen doppelten Religionsunterricht geniessen. Das ist bezeichnend. Was die Kinder dem Religionslehrer, seiner moralischen Autorität sich unterwerfend, in gläubigen Antworten entgegenbrachten, war äusserlich Angehängtes; den für sie unverdaulichen Stoff konnten sie nicht mit jener für den Gesinnungsunterricht nötigen Begeisterung empfangen, unter deren Einfluss die Seele augenblicklich und fest mit ihrem neuen Inhalt zusammenwächst und Empfängnis gleichbedeutend wird mit Befruchtung. Mit der Konfirmation sehen die Schüler ihre Emanzipation von der Schule herannahen. Jetzt werden sie sich dessen förmlich bewusst, wie wenig höhere Gewalt dasjenige auf ihre Entschliessungen ausübt, was ihnen die Schule während langer Jahre als das Höchste und Heiligste gepriesen hat; mit einer gewissen Ostentation verüben sie die losesten Bubenstreiche unter den Augen des Lehrers oder Pastors, der sie mit Bibelworten entlässt. Sie fühlen nicht den Zwang eines ausgewachsenen und durchgebildeten Gewissens (soweit in diesem Alter davon die Rede sein kann); ein solches Gewissen konnte nicht erwachsen auf dem Boden abgestorbener Lehren; man vermisst bei ihnen fast überall die Anzeichen einer — man mag das Wort belächeln; ich halte es doch für das richtige: — einer vornehmeren Kindesnatur. Haben sie die Schule und den Konfirmandenunterricht erst ganz im Rücken, so setzen sich die wilderen und unbändigeren Naturen mit einem Fluche nicht nur über ihren

Glauben, sondern auch über ihre Sittlichkeit hinweg, die nie einen anderen Zusammenhang kennen gelernt hat, als den mit der Religion.

Zum Überfluss sei noch des Einwurfes gedacht, dass wir den Kindern doch inkonsequenter Weise auch Märchen und ähnliche Geschichten böten, die einen naiven Phantasieglauben bei den Kindern voraussetzten. Wir antworten darauf: Der kleine Unterschied besteht darin, dass der Märchenerzähler den Unglauben schlimmsten Falls mit einem Thaler Busse belegt, der Religionslehrer ihm aber zeitliche und ewige Qualen in Aussicht stellt.

Es versteht sich, dass demjenigen, der die Religion aus der Volksschule beseitigen will, sofort mit drängender Gewalt die Frage nach dem Ersatz entgegengeworfen wird. Mit einem blossen Moralunterrichte, von dem man oft geredet hat, ist bei weitem nicht genug gethan; abgesehen davon, dass er praktisch ein Unding ist, vermag er allein das kindliche Herz nicht mit jener weihevollen Kraft zu erfüllen, die ewig über dem Bestehenden ein zu Erstrebendes erblickt. Die Religion in ihrer reinen Gestalt entspricht nicht etwa nur unserm Sittlichkeitsstreben, sondern zugleich unserm intellektuellen und Gefühlsleben. Ich kann mich deshalb nicht für die Kant'sche Behauptung erklären, dass alle Religion sich auf Moral zurückführen lasse und dass die Ideen Gott, Unsterblichkeit, Freiheit nur Postulate der praktischen oder sittlichen Vernunft seien. Nach Kant ist es Aufgabe der Religion, sich in Sittlichkeit umzusetzen; mit der sittlichen Vollendung hat jede Religion aufgehört; die Kirche, eine *ethische* Gemeinschaft, lasse sich nur auf den moralischen Vernunftglauben zurückführen, weil man nur diesen jedermann zur Überzeugung mitteilen könne. Abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser letzteren Behauptung erhebt aber die Religion an sich unzweifelhaft den

Anspruch, auch für unser Denken und Fühlen, in summa: für unser ganzes Seelenleben und -streben die letzten Begriffe zu postulieren; ihr Gott will nicht nur unserm Sittlichkeitsstreben, sondern auch unserm Forschungsdrange und unserem Schönheitsverlangen das höchste Genüge leisten. Darum fordert die jetzige Religion — entgegen jener Kinderthorheit vom Parallelismus zwischen Glauben und Wissen — an sich mit richtiger Konsequenz Unterwerfung unseres Verstandes und unserer Ästhetik unter den Glauben; dass sie diese Forderung mit Unrecht erhebt, liegt daran, dass sie aus dem Postulat ein Dogma macht und darum längst aufgehört hat, Religion zu sein. Der Gott, den wir erhoffen, soll nicht nur unsere sittlichen Prinzipien sanktionieren; er soll auch unserm Denken die letzte Antwort erteilen und unserm Gefühl die Seligkeit der fleckenlosen Schönheit schenken. So identifiziert sich der Begriff der Religion in seinem ganzen Umfange und Inhalte mit dem Begriff des Idealismus. Ich kann hinzufügen, dass ich nichts dagegen hätte, wenn das Wort „Religion“ überhaupt aus der Welt schwände; es sagt ursprünglich so gut wie garnichts, sowohl nach der Ciceronianischen Etymologie wie nach der des Lactantius; das Wort Idealismus bezeichnet die Sache viel treffender. Man wolle sich für alles Folgende gegenwärtig halten, dass ich in der Religion nicht eine Summe gewisser geistiger Materien, sondern eine formale Kraft erblicke, die zwar nicht losgelöst, aber doch unabhängig ist von der Materie, an der sie sich augenblicklich erweist, eine Kraft, die sich an immer neuen Materien erweisen muss, weil sie eben Entwickelungsstreben ist. Ferne sei es von uns, die Manen Kant's dadurch zu beleidigen, dass wir in dem Begriffe des Idealismus dasjenige wieder zusammenmengten, was der kritische Philosoph so streng von einander trennte. Es ist bekannt, dass der Königsberger Denker

einen wahren Abscheu vor der Naturphilosophie Shaftesbury's empfand, die die Begriffe „wahr", „schön" und „gut" ineinander überfliessen liess, die den Menschen durch Anschauung des Schönen unmittelbar zur Wahrheit und Sittlichkeit führen wollte, eine Philosophie, die vielleicht gerade wegen ihres stürmischen Gedankenganges geeignet war, die Jugend unseres grossen Schiller zu nähren und zu verklären. Aber Denken, Wollen und Empfinden vereinigen sich doch in dem einzigen Ich und werden aus dem einen Lebensquell des Idealismus mit gleicher Kraft getränkt. Nicht als In- oder Durcheinander, aber als harmonisches Nebeneinander erscheinen sie in jener reinsten Form des Lebens, die wir Wachsen, Streben oder — Idealismus nennen. Dieses Leben, dieser Idealismus findet seinen gleichsam provisorischen Ausdruck in der Kunst. Die Kunst bildet vor, was wir in uns selbst nachzubilden haben. Die Kunst malt das Paradies, das wir ersehnen. Die Kunst ist die antizipierte Vollkommenheit. Darum zeigt auch sie die drei Seiten des menschlichen Wesens vereinigt, und hier haben wir nun Kant selbst zum Zeugen. Nach ihm hat das Schöne seinen Ursprung in dem harmonischen Zusammenwirken aller Seelenvermögen; es ist ihm eine Ausstrahlung des ganzen Menschen. Wenn aber ein Zusammenwirken aller Seelenvermögen zur Entstehung des Kunstschönen nötig ist, so folgt ganz von selbst, dass der künstlerische Stoff sich aus den diesen Vermögen entsprechenden Momenten zusammensetzen muss.

So lange es eine ästhetische Wissenschaft giebt, haben in ihr Gehalts- und Formästhetik einander gegenübergestanden. Jene findet den Grund des Wohlgefallens am Schönen im Inhalt oder Stoff, diese in der Form. Wir stellen uns entschieden auf Seite der ersteren, und zwar nicht etwa, weil wir uns dort in der besten Gesellschaft befinden, sondern aus guten Gründen. Die Form-

ästhetik argumentiert so: Dieselben Tonempfindungen geben in gewisser Aufeinanderfolge ein melodisches, in einer anderen ein hässliches Tonbild; folglich kann nicht der Stoff, sondern es muss die Form das Entscheidende sein. Ein einfaches Vorstellungsbild, z. B. ein mathematischer Punkt, eine einfache Gesichts- oder Gehörsempfindung kann weder gefallen noch missfallen. Schluss wie oben. Das klingt beim ersten Anhören recht plausibel. Die Formästhetiker nehmen ihre Beispiele mit besonderer Vorliebe aus der Harmonielehre. Die Sache ändert sich aber sofort, sobald wir jene Begründung auf die Poesie ausdehnen. Will man etwa die Poesie zu einem Zusammenlegespiel machen und sagen: Wenn man dieselben Wörter so und so zusammenstellt, so ergeben sie Poesie, stellt man sie anders zusammen, so wird nichts daraus? Es drängt sich einem sofort die einfache Entdeckung auf, dass die ästhetischen Formalisten bei ihren Deduktionen nicht mehr und nicht weniger ignoriert haben, als die künstlerische Idee, die der wirkliche Inhalt oder Stoff des Kunstwerks ist. Sie haben die Benennungen verschoben und an Tönen, Worten und Linien, die nichts weiter als das versinnlichende Medium, nichts weiter als Form im weiteren Sinne sind, Inhalt und Form unterschieden. Ein Vergleich soll uns dies deutlicher machen. Der Erzgiesser nennt jedes Gefäss, das ihm zur Anfertigung eines plastischen Bildwerks dient, eine Form. Ein solches Gefäss kann aber in verschiedenen Fällen ein sehr verschiedenes Etwas entstehen lassen, z. B. eine Büste Schillers oder ein Reiterstandbild Napoleons. Es ist also noch eine Form der Form, eine Form im engeren Sinne zu unterscheiden. Der Inhalt aber ist das gegossene Metall. Ich bitte nicht zu vergessen, dass ich einen Vergleich gebrauche. Auf das betreffende Kunstwerk angewandt würde die Rubrizierung sich so gestalten: Der Inhalt ist Schiller,

ist Napoleon; die eigentliche Form ist der Inbegriff alles dessen, was die Persönlichkeit Schiller's oder Napoleon's charakterisierte, und das versinnlichende Material, der rohe äussere Stoff, an dem die Form zur Erscheinung kommt, ist das Metall. Dies letztere würde nach den Formalisten der Inhalt sein. Die Töne einer Musik verklingen; die Worte eines Gedichtes verhallen; nur Farbe und Stein bleiben. Wenn Worte und Töne vorübergerauscht sind, bleibt uns der poetische, der musikalische Gedanke; er bleibt uns in der Form, die er in der Hülle der Worte und Töne empfangen hat, wenn wir auch kein einziges Wort, keinen einzigen Ton behalten haben, und jene Form umfliesst den Gedanken wie ein ätherisches Gewand, das jedes seiner Glieder abprägt und zur Geltung kommen lässt. Nur bei den Werken der bildenden Kunst wird der Formvorstellung die Vorstellung des versinnlichenden Stoffes anhaften, weil die bildnerische Form sich ohne einen solchen nicht vorstellen lässt. Nach den Formalisten aber würden wir mit Worten und Tönen das Wesenhafte am Kunstwerk verloren haben und nicht dessen Inhalt oder Stoff, sondern nur dessen „Form“ nachhause tragen. Ich habe von musikalischen Gedanken gesprochen und begreife es in der That nicht, wie man die Musik nur aus Tönen bestehen lassen kann. Wodurch unterscheiden sich denn schon die Motive eines Beethoven von denen eines Verdi? Was stellt denn den „Fidelio“ so himmelhoch über den „Troubadour“, den „Don Juan“ über irgend eine Kinderei à la Flotow oder Adam? Warum können wir ein Menuett von Haydn oder Bokcherini hundert Mal mit dem gleichen Entzücken hören, während uns eine an sich recht gut gelungene Operettenmelodie beim dritten oder vierten Male anwidert? Warum überragt das Schubert'sche Lied alle anderen? Liegt das nur an einer zufälligen Gruppierung der Töne, oder ist die Harmonisierung an allem schuld?

Die Tonempfindungen können eine Aufeinanderfolge haben, dass sie das Ohr mit schmeichlerischer Süsse förmlich umstricken, wie das z. B. bei dem ehemaligen Verdi der Fall ist; es wird aber doch kein Mozart'sches Briefduett daraus, weil der elektrische Strom des hohen musikalischen Gedankens sie nicht durchzieht. Was dieser musikalische Gedanke ist — wer vermag es zu sagen? Ich habe schon vordem die Musik die mystische unter den Künsten genannt. Sie beginnt da, wo uns die Sprache versagt. Wir verstehen es, aber wir können es nicht sagen, was aus der bergetiefen, purpurnen Finsternis dieses Meeres heraufklingt.

Nichts liegt mir ferner, als die abstrakte Gedankenkunst, die Kunst ohne Fleisch und Blut verteidigen zu wollen. Die Kunst eines Peter Cornelius ist nicht mein Geschmack. Die realistische Form, d. h. die Form, die ein naturnotwendiges Produkt der künstlerischen Idee ist, ist zugleich die einzig künstlerische. Wo hohe und klare künstlerische Begriffe walten, da stellen auch Worte, Töne, Farben und Formen zur rechten Zeit sich ein. Dass wirklich bedeutende Gedanken sich immer nur in mangelhafter Form wiedergeben liessen, ist eine Ausrede fauler oder zuchtloser Künstler. Moritz Lazarus hat uns in seinem „Leben der Seele“ darauf hingewiesen, wie unter der Bühne des Bewusstseins die wohlthätige, freundlich gesinnte Macht des Unbewussten waltet, die köstlichsten Schätze ans Licht hebt und sie den schöpferisch thätigen Geist ungesucht finden lässt. Und dieses Element des Unbewussten ist natürlich um so bewegter und freigebiger, je frischer der Sturm der bewussten Gedanken darüber hinfährt.

So gut wie eine hochentwickelte, lebendige Form vereinigt sich auch die Autonomie der Kunst mit den Prinzipien der Gehaltsästhetik. Denn mögen ihre Stoffe sich auch aus intellektuellen, moralischen und ästhetischen Momenten zusammensetzen, so

kann sie doch niemals von dem diesbezüglichen positiven Besitzstande der menschlichen Seele einen gesetzgeberischen Zwang dulden; sie steht über allem Erreichten, weil sie, allem voraneilend, dem strebenden Geiste immer neue und neue Ziele steckt und selbst das Feststehende von immer höheren Gesichtspunkten aus betrachten lehrt. Alle Gesetze aber, die die Kunst sich selbst giebt, werden aus dem einen unwandelbaren Grundsatze erwachsen müssen, dass die höchste Kunst die sei, die am wahrsten und bestimmtesten die Summe des Vorhandenen zieht und für die Erwerbung neuer idealer Güter die am meisten glaubhaften und begeisternden Fingerzeige giebt.

Man wird mir diese scheinbare Abschweifung in das Gebiet prinzipieller ästhetischer Erörterungen zu gute halten; sie war nötig, um zu zeigen, wie ungemein ernst der Lehrer die Kunst zu nehmen hat. Nur vom Standpunkte der Gehaltsästhetik aus konnten wir uns dessen bewusst werden, dass die Kunst ein gewaltiges Inventarium der Menschenseele sei. Es galt von neuem auf das ästhetische Lebenswerk Schiller's hinzuweisen, der, wie Palleske uns zeigt, die Kunst wieder zum Günstling der Vernunft erklärte. Besonders nötig ist ein solcher Hinweis in unsern Tagen, in denen die Kunst der Unvernunft ein Spott und ein Tand zu werden droht, in denen mancher „Realpolitiker“ im Stillen der Ansicht huldigt, dass das Kutschkelied eigentlich unsere grösste nationale Dichtung sei. Die Kunst kann nur dann eine Erzieherin des Menschengeschlechts sein, wenn in ihr die tiefsten und klarsten Stimmen der Menschenbrust zu Worte kommen. Im vollen Umfange geschieht dies einzig und allein in der Dichtkunst; sie thront über allen anderen Künsten; denn in ihr thront der greifbare Gedanke. Der Schwerpunkt des menschlichen Ichs ruht in seiner sittlichen Vernunft, und mit Recht hat daher Plato die Idee des Guten die Sonne im

Reiche der Ideen genannt. Kant verlangte, dass die Kunst moralische Ideen aufnehme; wenn sie das nicht thue, so führe sie zur Erschlaffung; die Lust müsse Kultur sein. Es bedarf keines Hinweises, dass die Dichtkunst dieser Aufgabe bei weitem am meisten gerecht werden kann. In den unendlichen Räumen dieses Pandämonions erscheinen alle guten und bösen Geister der Menschenbrust zum Kampf; sein Ende ist immer der Sieg des Guten in der Idee, wenn auch nicht im versinnlichenden Stoff, und das Bild jenes Kampfes entrollt sich vor uns mit der höchsten Anschaulichkeit, die das reproduktive Bewusstsein kennt. Nur der Dichter hat alle Farben auf seiner Palette, die zu einem ganzen Menschenbilde gehören. Und obwohl der Göttersaal der Dichtung voll ist von wahrhaft idealen, vorbildlichen Gestalten, bekundet sie doch einen noch höheren erziehlichen Wert darin, dass sie in dem Geniessenden eine unvergleichliche Klarheit, Feinheit und Schärfe der sittlichen Begriffe erzeugt, dass sie jene Subtilität des Gewissens vorbereitet, die das Kennzeichen des vornehmen Charakters ist, dass sie mit andern Worten eine moralphilosophische Propädeutik sondergleichen ist. Hier mag das Wort eines Naturforschers, ein Wort Darwins seinen Platz finden, das aus diesem Munde besonders überzeugend wirkt. „Wenn ich", so schreibt der grosse Brite, „noch einmal auf die Welt käme, so würde ich es mir zur Regel machen, mich wenigstens einmal in der Woche mit Poesie und Musik zu beschäftigen; vielleicht wäre mir hierdurch die Gabe, mich an denselben zu erfreuen, erhalten geblieben. Der Verlust dieses Geschmacks ist ein Verlust an Glück, ist ein Schaden für den Intellekt und vor allem für den Charakter, da durch denselben die Feinfühligkeit unserer Natur herabgemindert erscheint." Wirkliche Lebenserfahrung wird zwar immer die instruktivste Lehrmeisterin sein; die Dichtkunst aber ist ihr glänzendster Ersatz, ja: sie

ist in gewissem Sinne der Menschheit ein weit höheres Gut; denn sie zieht in das grosse Weltweben auch die ärmsten Seelen hinein, denen das reale Leben nur eine Erfahrung in enger Stube, bei spärlichem Sonnenschein und bei fröhnender Arbeit gönnt. Und noch ist mit ihrer instruktiven Bedeutung nicht der höchste Wert der Dichtkunst berührt. Dieser wird immer in ihrer begeisternden Kraft bestehen, wird darin bestehen, dass sie der Menschenseele die Schwingen der kampfesmutigen Hoffnung leiht und sie aus der dumpfen Luft des Alltagslebens, in der die Flamme des Herzens erstickt, emporhebt in die ozonreiche Luft der geweihten Stunden, in der die Herzen brennen. Die frische, freie Luft ist die grosse Krankheitsheilerin für Seele und Leib, die Erweckerin des Lebens, die Treiberin zur Kulturarbeit. Ich weiss sehr wohl, dass ein ästhetisches Gefühl noch keine sittliche That ist; der sittliche Charakter ruht auf der Basis des Willens, nicht auf der des Gefühls. Wenn es aber ausserhalb der Willenswelt einen Punkt giebt, von dem aus man diese Welt zu lenken vermag, so kann er nicht im Verstande, er muss im Gefühl liegen. Ich weiss, dass ich auf dem Standpunkte eines durchaus berechtigten Eudämonismus stehe, wenn ich die Quelle jener begeisternden Kraft, jener geweihten Stunden in der Glückseligkeit sehe, die mit dem Kunstgenusse verknüpft ist. Es ist hier nicht der Ort, diesen Eudämonismus gegen Kant's „Rigorismus“, der, wie Schiller sagte, „die Grazien zurückschrecke“, zu verteidigen. Wir bedürfen des Glücks, das Darwin so schmerzlich vermisste; wir verlangen nach Glück und brauchen uns dieses Bekenntnisses nicht zu schämen, wenn unsere Sehnsucht entwickelungsgemäss fortschreitet und nur im Höchsten ihre letzte Befriedigung findet. Diese Sehnsucht aber, die niemand zu bannen vermag, der sich ihr einmal ergeben, ist die formale Kraft, welche die Welt des Willens mit gewaltigen

Hebeln erfasst, sie aus dem Zirkeltanz der trägen Gewohnheit befreit und auf ewige Bahnen lenkt.

Mit grosser Freude fallen die frommen Verfechter des Religionsunterrichts über jeden her, der „praktisch so unerfahren, so unreif und urteilsunfähig“ ist, dass er die sittliche Erziehung des Kindes ohne Vorhaltung von Lohn und Strafe, ohne Verheissung des Himmels und Androhung der Hölle betreiben zu können glaubt. Wie schon gezeigt, stehe ich auf dem Standpunkt eines vergeistigten Eudämonismus, der durchaus weder die Würde des Menschen noch die Würde des Sittengesetzes herabsetzt, der trotz seiner geistigen Natur den Kindern verständlicher ist als die „ewige Seligkeit“ und sich auch vor den Kindern unterscheiden lässt von wohlgefälliger Selbstbespiegelung und pharisäischer Tugendeitelkeit. Das Vollendungsstreben der Menschen ist identisch mit dem Verlangen nach Glückseligkeit.*) Aber doch wohl jener Glückseligkeit, die aus rechtem Denken, rechtem Fühlen und — vor allem — aus rechtem Thun nicht nur entspringt, sondern auch dasselbe begleitet, und die man nicht verlangt oder erwartet, ehe man sich zu einer guten That anschickt? Doch wohl nicht jener Glückseligkeit, die in gemein-eudämonistischen Geschichten für kleine und grosse Kinder den Tugendhaften mit leckeren Kuchen und süsser Milch, mit Reichtum und gesellschaftlichem Ansehn, mit einem stattlichen Rittergut und einer hübschen Frau beschenkt und damit der sittlichen Weltordnung Genüge zu thun glaubt? Über die himmlische Glückseligkeit wollen wir mit

*) Die Thatsache, dass es den Menschen unwiderstehlich zur Entdeckung der Wahrheit treibt, selbst wenn diese ihm einen niederschlagenden Aufschluss giebt, widerspricht unserer Behauptung nicht. Denn im Bekanntsein und Einssein mit der Wahrheit sieht der Mensch das *eine* Glück, das ihm mehr gilt als die reichste „Mosaik von endlichen, bescheidenen Glücksmomenten“.

den Frommen nicht streiten, da wir alle nichts davon wissen. Aber diese Frommen werden doch wohl mit ihren Schülern von gutem und schlechtem Gewissen reden; sie werden doch wohl von der seligen Stimmung reden, die eine edle That, von der unglückseligen, die eine böse That begleitet? Sie werden den Kindern doch die Seligkeit im Jenseits, wenn sie sie keinen leeren Schall bleiben lassen, nicht plumper ausmalen als diese eben geschilderte irdische? Sie werden doch wohl dem tugendhaften Bruder des verlorenen Sohnes gehörig heimleuchten, wenn er für seine Sittlichkeit ein Kalb verlangt? Oder nicht? Sollten wohl diese Herren ihren Schülern eine provisorische Ethik mit konkreten Aussichten aufnötigen wollen, die diese Schüler nachher als Schwindel und Lüge erkennen und verwerfen müssen? Also aus „praktischen" Gründen den krassesten Irrtum statt Wahrheit bieten? Doch unmöglich! Man sieht also, dass die Verfechter der Religion in der Schule, wenn sie nicht einen plumpen, lügenhaften Eudämonismus als Seelenfänger benutzen wollen, in der sittlichen Erziehung mit ganz denselben und keinen grösseren Machtmitteln arbeiten als andere Leute.

Ein hübsches Stück Verworrenheit, ausserdem auch ein respektables Quantum kurzsichtiger Selbstgerechtigkeit kommt zu tage, wenn die sittliche Schwäche gewisser Litteraturgrössen zum Einwand gegen die litterarisch-ästhetische Erziehung benutzt wird. Weil Goethe, Heine, Bürger und andere Dichter einen in moralischer Hinsicht keineswegs unanfechtbaren Lebenswandel führten, sollen ihre Werke nicht geeignet sein, die oben versprochene unvergleichliche Klarheit und Feinheit der moralischen Begriffe zu erzeugen. Wir könnten nun einen weitläufigen Exkurs in die Lebensgeschichte gewisser biblischer Autoren unternehmen, deren Missethaten zum Trotz die Bibel „das Buch der Bücher" genannt wird; wir könnten den Gegnern

bemerkbar machen, dass wir Goethe, Heine und Bürger nie als sittliche Muster behandeln würden, wie es mit einer grossen Reihe biblischer Schriftsteller thatsächlich wider Vernunft und Sitte geschieht; aber wir ziehen es vor, gleich dem Grundirrtum zu Leibe zu gehen. Jeder Denkfähige erkennt sofort, dass es sich bei der Erzeugung jener Klarheit und Feinheit der sittlichen Begriffe um die sittliche Intelligenz, um die genaue Erkenntnis und Beurteilung von Gut und Böse, also um ein Moment handelt, das durchaus noch nicht mit einem sittlichen Charakter identisch, für die Bildung eines solchen aber von hervorragender, grundlegender Bedeutung ist. Dass ich mich bezüglich der ästhetischen Erziehung keinen vagen Illusionen hingebe, geht aus oben Gesagtem schon hervor. Ich zweifle aber keinen Augenblick, dass der Verfasser des „Faust" und der „Iphigenie" in einem Examen für sittliche Intelligenz mit Glanz neben den Herren bestehen würde, die mit sittlicher Entrüstung die unsittlichen Beispiele — in der Litteraturgeschichte aufspüren.

Sollen wir im Ernste noch mit jenen Leuten streiten, die den Religionsunterricht festhalten, weil er im späteren Leben durch Kirchgang und Predigt, durch Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeier, bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen eine Fortsetzung erfahren könne, weil (mit anderen Worten) die Religion ein Volkserziehungsmittel sei, das man auch den Erwachsenen gegenüber noch in der Hand behalte? Sollen wir jene Leute daran erinnern, dass es für die Fortsetzung der ästhetischen Erziehung gewisse höchst geeignete Dinge giebt, die man Bücher nennt, dass es Konzerte und Kunstsammlungen und vor allem, dass es eine Schaubühne giebt, die ein gewisser Schiller als moralische Anstalt bezeichnete, die heutigen Tags freilich in vieler Hinsicht besser sein könnte als sie ist, die aber doch recht eifrig besucht wird

und noch viel eifriger besucht werden würde, wenn der Eintritt, wie anderswo, unentgeltlich wäre? Sollen wir jene Kurzsichtigen darauf hinweisen, dass schon allerorten Vorträge über litterarische und Kunstgegenstände gehalten werden und dass sich sehr leicht statistisch nachweisen liesse, es seien dabei bisher nicht mehr Zuhörer eingeschlafen als bei einer Predigt? Man wird alles das unmöglich von uns verlangen.

Der norwegische Romanschriftsteller Alexander Kielland führt uns in einem seiner Romane eine edle Frau vor, die von bureaukratischen, pedantischen Wackelköpfen durchgreifende Schulreformen verlangt. Sie wird gefragt, wie sie sich dieselben praktisch denke; als sie darauf antworten will, fällt ihr ein Freund in die Rede und sagt:

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich muss auf das bestimmteste davon abraten, dass Sie praktische Regeln für die Durchführung unserer Reform aufstellen!“

Warum sie das nicht solle, fragen die Gegner.

„Weil derjenige“, fährt der Freund fort, „welcher eine durchgreifende Reform wünscht, sich davor hüten muss, mit praktischen Vorschlägen zu kommen. Denn unter der grossen Menge, die sich überhaupt jeder Reform widersetzt, finden sich immer solche, die es verstehen, die praktischen Vorschläge zu karikieren und lächerlich zu machen, und dadurch glaubt man die Unzeitigkeit der ganzen Reform bewiesen zu haben.“

Und weiterhin heisst es:

„Bei solchen Reformen, von denen hier die Rede ist, ist die praktische Durchführung das Untergeordnete und verhältnismässig Unwesentliche, und derjenige, welcher damit anfängt, fängt von hinten an und verschwendet unnütz seine Arbeit. Wenn Sie dagegen den in der Reform liegenden Gedanken zur allgemeinen Überzeugung Ihrer Zeit

machen können, ... wird er ohne Anstrengung seinen Ausdruck in der Praxis finden."

Für diese goldenen Worte verdiente der genannte Schriftsteller ein Denkmal bei Lebzeiten, u. a. auch eines in Deutschland. Ich habe sie angeführt, um sie dem Lehrer zur Berücksichtigung zu empfehlen, nicht um einen praktischen Rückzug meinerseits zu maskieren. Jene Worte sollen diejenigen dämpfen, die jedes Neue durch sogenannte „praktische" Vorausnörgeleien systematisch zu ersticken suchen, sollen die geistigen Nachkommen derer beruhigen, die da fürchteten, Kolumbus werde in den Weltraum hinabpurzeln. Ich will und kann eine Diskussion über die praktische Seite meines Vorschlages nicht verhindern; ja, ich will selbst in grösster Kürze die Realisierung meiner Wünsche mit einigen Bemerkungen berühren und, wenn ich wenig biete, mich damit trösten, dass die Zukunft, wenn sie der Sache ernstlich und thatkräftig nähertritt, mit leichter Mühe das Weitere finden wird. Dem praktisch-pädagogischen Pharisäismus gewisser Vertreter des Religionsunterrichts bin ich allerdings, wie ich gezeigt zu haben glaube, auch jetzt schon gewachsen. Die Zahl der Litteraturstunden muss sich in der I. Klasse auf mindestens 5, in den beiden folgenden auf mindestens 4 belàufen; in den übrigen Klassen besteht der Litteraturunterricht im blossen Gebrauch des Lesebuchs. Das nötige Mehr an Zeit für diesen Unterricht wäre zu erzielen durch Wegfall der jetzigen Religionsstunden, Gründung der Orthographie auf das phonetische Prinzip und Beseitigung des einen unnützen Alphabets. Das Leben der Dichter wird mit Bezug auf ihre persönliche Entwickelung eingehend und liebevoll berücksichtigt. Alles Gute und Hervorragende aus fremden Litteraturen findet selbstverständlich dieselbe Beachtung wie das Einheimische. Unter den fremden Litteraturerzeugnissen finden Auszüge aus der Bibel die ihrem jeweiligen Wert

entsprechende Berücksichtigung. Häufiges Lesen, häufiges Geniessen und Abwechselung bilden die Hauptsache; wer eine Klasse ein Vierteljahr mit einem Drama beschäftigen wollte, würde sie für die Poesie totmachen. Wenn auch nur einzelne Stellen der Erklärung bedürfen, so werden diese Stellen doch niemals einzeln herausgerissen; da sich bei der Erklärung eine gewisse Ernüchterung niemals ganz vermeiden lässt, empfindet der Schüler jene Stellen später als grellfarbige Flicken auf einem harmonisch gefärbten Gewande. Die Erklärung ist deshalb eine erklärende Nachkonstruktion, die das poetische Werk noch einmal, wenigstens in grossen Zügen, vor dem Schüler entstehen lässt; kann der Lehrer dabei den Duft des Originals festhalten, um so besser; will es ihm nicht gelingen, so wird durch erneute Lektüre nach einem Zwischenraume die Frische des ersten Eindrucks wiederkehren.*) Ist der Vortrag des Lehrers von tiefer und warmer Empfindung durchströmt, so ist damit die Hälfte des erforderlichen Verständnisses schon im Vorwege erreicht; das rein Poetische lässt sich überhaupt nur auf diesem Wege übermitteln. Die Frage, ob die Kinder für die Meisterwerke unserer Dichtung das nötige Verständnis mitbringen, wird viel aufgeworfen werden. Eine Auswahl des Lehrstoffs muss natürlich auf das Verständnis Rücksicht nehmen. Im übrigen: Wenn 14jährige Gymnasiasten die altklassischen Litteraturen verstehen, werden gleichaltrige Volksschüler ihre eigene bewältigen können. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man glaubt, der poetische Ausdruck verdunkle; im Gegenteil: er illuminiert. Der rein rhetorische Ausdruck mag

---

*) Jene erklärende Nachkonstruktion ist, wie in der Vorrede bemerkt, in den letzten Arbeiten dieser Sammlung (natürlich unter Voraussetzung eines gereiften Publikums) praktisch durchgeführt.

einen Gedanken verhüllen, nicht aber der poetische.*) Zu schwer könnte an manchen Stellen der Gedanke an sich sein. Aber es ist kein Unglück, wenn die Schüler einmal diesen oder jenen Gedanken nicht fassen. Es ist im Gegenteil ein grosses Glück für jeden Menschen, wenn am Grunde seiner Seele ein Fonds von Gedanken lagert, der in stillen Stunden der Meditation unausgesetzt nach Klärung ringt; ich bin fest überzeugt, dass jeder von uns, wenn in ihm kein einziger dunkler Begriff sich hin- und widerwälzte, sich binnen kurzem mit bewaffneter Hand in die Gefilde der Vollkommenheit befördern würde, weil er es hier bei uns vor lauter Langerweile nicht mehr aushielte. Und immer werden die Gedanken unserer Litteratur mindestens so verständlich sein wie unsere religiösen Dogmen; jene können noch einmal verstanden werden, diese zum grossen Teil niemals, und — was die Hauptsache ist — jene sollen nicht wie diese um jeden Preis geglaubt werden. — Der vorerwähnte Dr. Dittes in Wien urteilt über die Fasslichkeit der Litteraturerzeugnisse folgendermassen:

„— — ich bin überzeugt, dass die Worte dieser Männer viel lebendiger, viel wirksamer und heilsamer in die Gemüter der Jugend eingreifen, als der doch wahrhaftig oft

*) An der Rhetorik ist fast immer das Bestreben nachzuweisen, einen bereits vorhandenen Gedankeninhalt in eine auffälligere und gefälligere Form zu kleiden; das Kennzeichen der Poesie ist, dass man von einem solchen Bestreben nichts spürt; die Form stellt sich intuitiv zugleich mit der konzipierten Idee ein. Darum lässt sich der rhetorische Ausdruck gewöhnlich auf eine gleichwertige abstrakte Formel zurückführen; der poetische Ausdruck duldet eine solche Auflösung nicht. Die Rhetorik ist gleichsam das dynamische, die Poesie das melodische Element des sprachlichen Ausdrucks. Die herrlichsten Gedichte eines Heine, Uhland, Goethe enthalten oft kaum eine einzige rhetorisch schmückende Figur. Die Stimmung ist der Nerv des Poetischen. In der Rhetorik vernehmen wir den Gedanken durch eine schallverstärkende Maske, wie sie die griechischen Schauspieler benutzten; in der Poesie hören wir ihn frisch von der Lippe, sehen wir ihn abgeprägt auf einem natürlichen, mitsprechenden Antlitz.

> recht abstrakte, für die Kleinen unbegreifliche . . . . . Dogmenunterricht, der von berufswegen den Kleinen erteilt wird."

und derselbe erfahrene und erprobte Praktiker schrieb dem Verfasser dieses Buches:

> „Was insbesondere Ihren Hauptgedanken betrifft, so wird es Ihnen vielleicht von Interesse sein, dass ich vergangenen Sommer einem Berliner Lehrer, der mich in Sachen des Religions- (und Moral-) Unterrichts und [über] dessen faktischen Bestand in Beratung zog, unter anderem geantwortet habe, dass mich die übliche Praxis überhaupt nicht mehr interessiere, da ich sie für eine gänzlich veraltete und verfehlte halte und ich den Stoff für die fragliche Disziplin, soweit sie in der Volksschule auftritt, einfach aus der deutschen Nationallitteratur entlehnt wissen will."

Bei der Auswahl des Unterrichtsstoffes wird besonders zu beachten sein, dass die Handlungspoesie (die epische und dramatische) die geeignete poetische Nahrung des kindlichen Alters ist; die Lyrik setzt fast ausnahmslos den Empfindungs- und Gedankenschatz einer gereiften Seele voraus. — Ich habe nichts dagegen, wenn man eine der fünf resp. vier geforderten Stunden für eine besondere Pflichtenlehre reserviert, wenn man in dieser Stunde den litterarischen Anschauungsstoffen solche aus der biblischen und der „profanen" Geschichte sowie aus der täglichen Lebenserfahrung hinzufügt und auf die Gewinnung eines kurz gefassten sittlichen Kanons hinarbeitet, den die Kinder mit sich herumtragen und ins spätere Leben hinausnehmen können. Man muss allerdings des unisonen Hohngelächters aller Bibelfanatiker gewärtig sein, wenn man den ungeheuren, gotteslästerlichen, himmelschreienden, brandpfahlwürdigen Frevel begeht, an der ewigen Vorzüglichkeit der 10 Gebote zu zweifeln und sie durch einen neuen Kanon ersetzen zu zu wollen. Man darf von diesen Leuten bei ihrer masslosen Blindheit und Verranntheit nicht erwarten, dass sie erkennen, wie das dritte Gebot eine wenn auch in ihren Folgen, so doch keines-

wegs in ihrem Wesen sittliche Forderung enthält, wie das vierte mit einer platten materiellen Verheissung schliesst, wie das neunte und zehnte Gebot eine verworrene und wertlose Wiederholung des sechsten und siebenten sind (denn jedes Verbot involviert das Verbot der Begehrungssünde), wie die Lüge in den zehn Geboten keineswegs genügend berücksichtigt ist und wie endlich überhaupt der Dekalog die Reihe der elementaren Sittengesetze nicht erschöpft. Ebenso wenig werden sie einsehen, dass das passive Heldentum Jesu, die duldende Feindesliebe, nur bis zu einem gewissen Grade sittlich ist, darüber hinaus aber unsittlich wird. Denn die stillschweigende Erduldung eines Unrechts, das uns in böser Absicht zugefügt ward und aus keinem menschlich vernünftigen Grunde entschuldbar ist, ist durchaus unsittlich. Abgesehen von der sittlichen Herabwürdigung unserer Person bedeutet eine solche Duldung eine das Rechtsbewusstsein korrumpierende Verletzung des objektiven Rechts.*) Die Moral des absoluten Duldens, des Ausdemwegegehens, die schon in dem Streit zwischen Abraham und Lot zur Geltung kommt, ist undurchführbar und falsch. Wie lange will man das Ausweichen im Interesse des andern fortsetzen? Die Erde würde sehr bald zu klein sein! Nicht auf hundert Meilen Entfernung, nein, in nachbarlicher Nähe sollen sich Mensch und Mensch vertragen und lieben. Da liegt die Aufgabe; das ist Staats- und Gesellschaftsmoral! Diese Abschweifung nur zum Frommen der Frommen, die aus Unverstand oder geflissentlich den Wert der zehn Gebote und die vorbildliche

---

*) Wie ernst die christlichen Nationen es mit der praktischen Bethätigung der Feindesliebe nehmen, beweist die Institution des Krieges. Es ist lächerlich zu hören, dass man sich auf die „Feindesliebe“ etwas zu gute thut, die den verwundeten Gegner pflegt und beschützt. Wenn wir das nicht thäten, wären wir allerdings Bestien von ausserordentlicher Roheit und Wildheit.

Bedeutung der an sich gewiss glänzenden und schönen Christusgestalt überschätzen. — Einen wirklich brauchbaren Aufsatz wird man von den Schülern unserer ersten Volksschulklassen erst dann erhalten, wenn die Litteratur Hauptunterrichtsgegenstand geworden ist. Während auch bei 14jährigen Schülern auf jede eigentliche Produktivität durchaus zu verzichten ist, ist von der Litteratur die Herbeischaffung eines reichen praktikablen Gedankenschatzes und eine weitgehende Versatilität des Ausdrucks zu erwarten. Bezüglich des Vortrags von Dichtungen haben wir uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass Deklamieren aus sich herausgehen heisst. Auf diesem Gebiet herrscht in weiten Gesellschaftskreisen noch eine entsetzliche Philistrosität. Wer sich erlaubt, beim Vortrag einer Dichtung seine Zivilpersönlichkeit abzustreifen, den betrachtet man unter Umständen mit einer — ich möchte fast sagen: sittlichen Entrüstung darüber, dass er seine Seele in einer so warm zugeknöpften Gesellschaft sich in adamitischem Zustande ergehen liess. — —

Ich bin zu Ende. Beseitige man den dogmatischen Religionsunterricht aus der Volksschule und führe man die Litteratur dafür ein. Schlage man diesen orbis pictus des inneren Geschehens vor den Augen der Kinder auf, und eine Freude des Anschauens wird erglühen, eine Flamme des Glückes und der Tugend auflodern, wie man sie in den Tagen des unfruchtbaren Dogmas nicht gesehen. Wohl der Schule und wohl der Menschheit, wenn der Lehrer nach Jahren, auf die Schar zu seinen Füssen herabblickend, sich sagen darf:

„Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht.“ —

Der Lehrer und die Litteratur.

Es liegt uns zunächst daran, aus der geistigen Stellung des Lehrers einerseits und dem Wesen der Litteratur andererseits die Thatsächlichkeit eines inneren Zusammenhanges zwischen beiden nachzuweisen.

Der Lehrer ist das wichtigste Medium für die Popularisierung der meisten geistigen Errungenschaften der Menschheit. Was von den geistigen Nährquellen derselben, den grossen Gelehrten und Künstlern ausströmt, das fliesst durch den Mund des Lehrers der grossen erkenntnis- und erziehungsbedürftigen Menge zu. Jeder richtige Gedanke und jedes wahre Kunstwerk kommt der Schule mittelbar oder unmittelbar zugute, und was unmittelbar in ihren Besitz übergeht, tritt sogar qualitativ gegen dasjenige, was ihr nur mittelbar zufliesst, oft in den Vordergrund, nie in den Hintergrund. Aber es ist nicht genug gesagt, dass ein derartiges Verhältnis zwischen Kunst und Schule thatsächlich bestehe, nein: auf wie fernen Wolkenhöhen auch die Künste und Wissenschaften einherschreiten mögen und in wie elementaren Bahnen sich auch das geistige Leben der Schule bewegen mag, jene müssen ihre Segnungen in die Schule hinabsenden; was einmal dem Menschengeiste unverlierbar gehört, das muss mit Naturnotwendigkeit in seinem Kerne auch Eigentum der Schule werden, sei es auf welchem Gebiete es wolle; was wir wissen und können, müssen wir lehren aus geistigem Fortpflanzungstriebe; wie unsere physischen, so müssen wir auch unsere seelischen

Kräfte abgeben zur Erzeugung und Ernährung des kommenden Geschlechts. Wenn es einmal unumstössliche und unanfechtbare Wahrheit werden sollte, dass der Mensch nichts als eine hochentwickelte Tiergattung wäre, wenn es z. B. durch aufgefundene Übergangsformen definitiv erwiesen wäre, so würde unbedingt der Darwinismus auch seinen Einzug in die Schule halten, kein Sperren und Sträuben würde etwas nützen und wenn auch erst nach langem Zögern, die neue Lehre müsste kommen. Darum haben auch weder ein Kolumbus, noch ein Kopernikus, weder ein Newton noch ein Gaus, weder ein Goethe noch ein Grimm für unsere Schulen umsonst gelebt; ja, selbst ein Homer und ein Aristoteles sind noch heute in unseren Volksschulen thätig, wenn die Irrfahrten des Odysseus erzählt oder die logischen Grundbedingungen eines Aufsatzes mitgeteilt werden.

Aus diesen Erklärungen erhellt der universelle Charakter des Lehrerberufs. Wenn der Lehrer (auch der Fachlehrer) die verschiedensten Ströme menschlichen Wissens in seinem Geiste vereinigen und verarbeiten soll, so muss dieser sein Geist eine Menge von Organen besitzen; er muss, mit anderen Worten, eine grösstmögliche Vielseitigkeit zeigen. Von wenig anderen Gebildeten erwartet man ausser der amtsgemässen Fachbildung ein so vielseitiges und zugleich sicheres Wissen und Können wie vom Lehrer. Er soll die Lehrsätze der Geometrie so sicher haben wie die Daten der Geschichte und ein Goethe'sches Gedicht so verständnisvoll behandeln können wie irgend ein chemisches oder physikalisches Experiment. Nun wird freilich die Aneignung einer allgemeinen Bildung in demselben Masse schwieriger, als die einzelnen Wissenschaften fortschreiten, und eine allgemeine Bildung in auch nur einigermassen erschöpfendem Sinne des Wortes ist längst zur Unmöglichkeit geworden; aber dem steht wiederum mit Bezug auf den Lehrer der

Umstand gegenüber, dass ja doch der Lehrstoff der Schule und somit die Summe des geistigen Materials, das dem Lehrer zur Verfügung stehen muss, gewisse feststehende Schranken hat und haben wird. Nun wird aber auch niemand vom Lehrer ein universelles Wissen verlangen! Bedeutende Lücken und Schwächen hat die allgemeine Bildung jedes Gebildeten, also auch die des Lehrers, und wir möchten den sehen, der nicht schon hundertmal laut oder im Stillen seine Unwissenheit bei dieser oder jener Gelegenheit beklagt hat. Wenn aber nicht universelles Wissen, so doch universelles Interesse dürfen wir vom Lehrer entschiedener als von irgend einem anderen verlangen. Universelles geistiges Interesse! Das muss die Kardinaltugend eines jeden Geistes sein, der berufen ist oder sich berufen glaubt, den jungen Menschengeist zur harmonischen Vollentwickelung emporzuführen! Auch auf geistigem Gebiet hat unsere Gegenwart eine Menge von Modetollheiten aufzuweisen. So ist es ein Bestreben gewisser kurzsichtiger Geister, eine Art von wissenschaftlichem oder künstlerischem Partikularismus zur Schau zu tragen, d. h. sich auf irgend ein bestimmtes, oft noch dazu sehr eng begrenztes Fach zu erpichen, dasselbe mit wirklichem oder scheinbarem Eifer zu poussieren und dafür auf allen anderen Gebieten des Wissens und Könnens die kälteste Interesselosigkeit und die krasseste Unwissenheit zu zeigen. Wenn dieser oder jener geniale Künstler oder Gelehrte seinen Studien und seinem Schaffen enge und strenge Grenzen vorzeichnete, so war das vielleicht zu rechtfertigen und für die Leistungen des betreffenden Geistes nur erspriesslich, wenngleich das Universalgenie Goethe, wie das auch der Dichter eigentlich unter allen Umständen sollte, sich sein ganzes Leben lang das allgemeinste geistige Interesse bewahrte und das ausgebreitetste Wissen erwarb. Aber in

unseren Tagen kehren auch die kleineren und kleinen Geister bis hinab zu den Sternen neunundneunzigster oder hundertster Grösse ihre, wie sie meinen, interessante Einseitigkeit heraus und brüsten sich etwa mit ihrer Unwissenheit auf den realen Wissensgebieten, um dafür in den historischen Fächern als besondere Lumina mit verstärktem Glanze zu leuchten. Ein „schöngeistiger" Jüngling oder eine dito Jungfrau blickt mit Verachtung auf den Staubfäden zählenden oder Käfer sammelnden Naturforscher herab, oder umgekehrt: ein Mann der Gleichungen und Logarithmen verzieht spöttisch den Mund über einen Menschen, der sich über solch ein Nichts von einem lyrischen Gedichte begeistern kann. Man merkt sehr bald die verstimmende Absicht: Wir sollen dem Betreffenden für seine Lieblingsfächer soviel an Bewunderung und Auszeichnung zulegen, als er deren auf anderen Gebieten geflissentlich von sich abweist. Gerade unter Lehrern ist diese Einseitigkeit häufig zu finden und gerade für den Lehrer, d. h. eigentlich für den Schüler wird sie verhängnisvoll. Übrigens braucht eine solche Beschränkung nicht immer die Beimischung von Gesuchtheit und Eitelkeit zu haben; der in seiner Ausbildung begriffene Lehrer wird nicht selten auf eine derartige Beschränkung hingedrängt, wenn er zugleich vieles und vielerlei bewältigen soll. Jedem kräftigen Geiste, auch dem von universellem Interesse erfüllten, wohnt ein brennendes Verlangen nach Vertiefung inne, und wenn man nun z. B. von ihm erwartet, dass er in zwei bis drei Jahren die Kleinigkeit von ebenso vielen Fächern sich gründlich aneigne, so ist es eine ganz natürliche Reaktion gegen dieses Ansinnen, dass er sich mit einem Fache beschäftigt und die anderen liegen lässt. Noch viele mögen der Ursachen sein, welche Geist und Gemüt des Menschen in ihrem Interesse verarmen lassen; wir wollen sie nicht aufzählen, sondern uns mit der

Konstatierung der Thatsache begnügen, dass eine grosse Zahl, wenn nicht die überwiegende Mehrheit unserer modernen Bildungsmenschen in kleingeistig und engherzig beschränkter Sphäre lebt und strebt, und dass jede Einseitigkeit des geistigen Interesses, wenn sie zuweilen auch noch so harmlos erscheint, von den schwerwiegendsten Folgen für die Menschheit ist. Die tausendfachen Einzelerscheinungen des Natur- und Menschenlebens wollen von höheren Gesichtspunkten, von grundlegenden Prinzipien aus, das Besondere will im Hinblick auf das Allgemeine beurteilt sein. Nur in einem philosophisch denkenden Kopfe malt sich ein voll ausgeführtes und getreues Bild der Welt. Philosophisch denkt jeder Kopf, der gewohnt ist, aus einer Summe von Einzelerscheinungen und Einzelvorfällen das allen Gemeinsame herauszuheben und für sich zu fassen. Man braucht meine Forderung der philosophischen Weltanschauung nicht mit misstrauischen Augen anzusehen; diese Philosophie soll nichts a priori Konstruiertes sein, sie soll auf so induktivem, empirischem Wege zustande kommen, wie nur immer denkbar. Nun giebt es freilich Menschen, die auch so nichts von der Philosophie wissen wollen, die gegen jedes abstrakte Denken wüten und sich auf recht sicherem Boden wähnen, wenn sie sich in ihrem Urteil immer nur an den jedesmaligen konkreten Fall halten. Dass der unvollkommenste Geist bei seinen einfachsten Denkvorgängen mit Abstraktionen hantiert und dass diese Abstraktionen unumgänglich sind, das wissen jene Leute recht gut; es fällt ihnen aber nicht ein, dass man diese Verallgemeinerung der Begriffe und Urteile immer weiter fortsetzen kann, ja, dass aller Wissensdrang nur Drang nach fortgesetzter Abstraktion und alle Wissenschaft nichts anderes als konsequent durchgeführte Abstraktion ist, dass also dem Menschen der Trieb zu abstrahieren unverlierbar innewohnt. Philosophie ist Abstraktion über die Einzelwissenschaften hinaus.

Zum Abstrahieren gehört Material, aus dem man das Allgemeine herausheben kann. Je mehr Material wir besitzen, desto sicherer gehen wir. Je mehr wir wissen, im wahren Sinne des Wortes wissen, desto richtiger vermögen wir zu denken. „Nur die Fülle führt zur Klarheit", sagt Schiller; darum sollen wir „vorwärts streben", „uns ins Breite entfalten" und „in die Tiefe steigen", d. h. die ganze Welt vom Zenith bis zum Nadir in unseren Gesichtskreis zu bannen suchen, um ihren räthselhaften Gang zu deuten und ihr die letzte Wahrheit abzuringen. Kann das ein Geist, der nur in einer Richtung strebt? Nimmermehr! Er hat keinen Blick auf das Ganze; ihm fehlt das Material, aus dem er abstrahieren könnte; er schaut nur ein Stück der Welt an, und dieses Stück ergänzt sich nicht von selbst zu einem vollständigen Bilde. Parteifanatismus, Zunftborniertheit, Klassen- und Rassenhass, kaltherziges Zelotentum oder rührselige Sentimentalität, starrköpfiges Festhalten an eingefleischten Vorurteilen, das sind die Früchte jeder einseitigen Geistes- oder Herzensbildung. Der beschränkte Geist beurteilt die Welt von einem Standort in ihr; es ist natürlich, dass er in neunundneunzig von hundert Fällen irrt; der allseitig interessierte Geist beurteilt sie von einem Standort über ihr; er muss seltener irren, und wenn es geschieht, so irrt er konsequent; ist das eine allgemeine Mass unrichtig, so misst er alles Besondere verkehrt; aber das ist ein Irrtum, „durch den er zur Wahrheit reist". Der Einseitige schwankt unbewusst zwischen Wahrheit und Irrtum, und aus diesem Wirrsal giebt es keine Befreiung.

Jeder Lehrer hat in der pädagogischen Theorie die Forderung kennen gelernt, die er zu erfüllen hat, um den jungen Menschen zu jener Allseitigkeit des Interesses zu führen. Diese Forderung heisst: harmonische Ausbildung des Menschen. Es giebt kein höheres Ziel für die Erziehung. Was

heisst „harmonische Bildung“ anders als klaräugiges und offenherziges Anschauen der gesamten, grossen Welt, als bereitwilliges Erfassen und Verstehen des Umuns und Inuns?! Der höchste Lohn für alle erzieherischen Mühen des Lehrers ist der, dass er einst in den Seelen seiner Pflegebefohlenen die Welt im Kleinen wiederfinde mit ihren Sternen und Blumen, ihren Schönheiten und Hässlichkeiten, ihren Wonnen und Schmerzen, mit Licht und Finsternis, dass die Seelen der Menschen, die unter seiner Obhut herangereift, sich in allen Punkten mit dem Weltganzen berühren, mit ihm verknüpft sind, dass sie der Welt all die edlen Früchte tragen können, die ein Mensch hervorzubringen vermag und genussfähig sind für alle edlen Früchte, welche ihnen die Welt bietet.

Was ist selbstverständlicher, als dass der Lehrer, der im Hinblick auf ein solches Ideal arbeiten soll, selbst ein Mensch sein muss, der allen hohen, hervorragenden Interessen der Menschheit in seinem Geiste eine gastliche Heimstätte bereitet?! Er, der Lehrer, muss vor allem und zuerst ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen, er muss vor allem ein Wesen sein, dass in seiner Seele alle Hauptströme des menschlichen Erkennens und Empfindens zusammenrafft und konzentriert; er muss sich, wie jeder voll entwickelte Mensch, als Mittelpunkt des Weltganzen fühlen, nicht in dem egoistischen Sinne, dass er alles auf sich bezieht und nur für sich vorhanden glaubt, sondern in dem kosmopolitischen Sinne, dass er für alle Eindrücke des Wahren und Schönen offen und empfänglich dasteht. So verstehe ich das universelle Interesse, das ich vom Lehrer verlange. Dass ein universelles Wissen und Können von ihm nicht zu erwarten ist, habe ich schon erwähnt. Wenn aber das auch nicht, so kann er sich doch mit den Grundzügen aller Wissenschaften und Fertigkeiten vertraut machen und sich über die wesentlichen Ergebnisse und Fortschritte

der menschlichen Geistesthätigkeit auf dem Laufenden erhalten. Ist doch das wissenschaftliche Studium des Lehrers überhaupt nur ein rezeptives, fällt ihm doch überhaupt nicht die Aufgabe zu, zu forschen, sondern das Gefundene aufzunehmen und zu verarbeiten! Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass dieser oder jener Lehrer auf dem einen oder anderen Gebiete ein Mann der Wissenschaft, ein Gelehrter sein könne. Aber ein Lehrer, welcher spricht: Ich achte die realen Wissenschaften nichts um der bedeutsameren historischen willen oder umgekehrt, der ist in jedem dieser Fälle ein Narr und versündigt sich gröblich an dem Ideal der harmonischen Bildung. Dem Lehrer fällt die schöne Aufgabe zu, die Gegensätze zu versöhnen, das Besondere jederzeit im Hinblick auf das Allgemeine hinzustellen und den Streit der Meinungen, der Parteien, der Wissenschaften fernzuhalten von der Bildungsstätte der Werdenden.

Habe ich in dem Vorigen ausgeführt, aus welchem Grunde mir ein universelles Interesse beim Lehrer erforderlich scheint, so wende ich mich nun meinem eigentlichen Thema zu, indem ich der Universalität des Interesses ein entsprechendes Feld für ihre Bethätigung zeige und vor allem die Früchte aufführe und kennzeichne, welche dieses Feld dem eifrigen Bebauer trägt. Ich denke an die Beziehung des Lehrers zur Kunst. Wenn ihn ein allgemeines Interesse für die Erscheinungen der Aussen- und Innenwelt erfüllt, so muss er durch dieses Interesse unfehlbar auf die Kunst verwiesen werden. Darum habe ich bisher so umständlich und ausdrücklich die Notwendigkeit eines universellen Interesses beim Lehrer dargethan, weil die Kunst die höchste und umfassendste Offenbarung des Menschengeistes ist und weil ich die Beziehung des Lehrers zur Kunst, besonders zur Dichtkunst klarlegen wollte. Nichts hat der Mensch zu Tage gefördert, in dem sich so vollkommen sein

eigenes Wesen abspiegelt, wie in der Kunst: nirgends hat er seine Stellung zum Weltganzen, nirgends seine höchsten Gedanken so unumwunden und so fasslich zum Ausdruck gebracht, wie in der Kunst; nirgends hat er vor allem die ganze Stufenleiter seiner Gefühle so offen und beredt in die Erscheinung treten lassen, wie in der Kunst. Sein Innerlichstes, Tiefstes, Geheimstes vertraut der Mensch der Kunst an; die Gedanken, an denen sein Mut sich aufrichtet, die Gefühle, von denen seine Hoffnung sich nährt, sie verewigt er in erhabenen Bildwerken, in herrlichen Gesängen. Darum zeichnet uns auch die Kunst und wiederum vor allem die Dichtkunst eindringlicher als irgend eine Wissenschaft die Epochen des Glanzes und der Schmach in der Geschichte der Völker, in der Geschichte der Menschheit. Darum darf auch Goethe vom Dichter sagen:

> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
> Sein Busen nimmt es leicht und willig auf;
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Hierher, zu den Hallen der Kunst, wende seinen Stab, wer den Menschen sucht in seiner vollsten und freiesten Entfaltung, wer die Welt verstehen möchte mit ihren aufbauenden und zerstörenden Gesetzen! Hier muss auch das Interesse des harmonisch gebildeten Lehrers tiefe Wurzeln schlagen. Und weil unter allen Künsten die Poesie diejenige ist, welcher das unumschränkteste Gebiet zugewiesen ist und die vermöge ihres Werkzeugs, des Wortes, den Gedanken bis in seine verborgensten und leisesten Regungen zu verfolgen fähig ist, darum muss die Dichtkunst, muss die Litteratur am ehesten imstande sein, dem Lehrer eine befriedigende Nahrung für sein universelles Interesse zu gewähren.

Da auch der Lehrer das Recht hat, sich in erster Linie als Mensch zu fühlen, so dürfen wir

zuerst fragen: Was gewährt die Dichtkunst dem Lehrer als Menschen? Dass sie ihm etwas gewähre, setzt aber voraus, dass er sich mit ihr beschäftige. Nun ist es allen sattsam bekannt, dass ein apodiktisches „das sollst du thun“ und „das sollst du lassen“ verzweifelt oft an den Lehrer herantritt, dass man ihm namentlich bezüglich seiner geistigen Qualitäten die möglichsten und unmöglichsten Vorschriften macht, und dass der Kodex eines richtigen, staatlich patentierten Schulmeisters mehr Gesetze aufzuweisen hat, als Exodus und Deuteronomium zusammengenommen. Auch hat man wohl hier und da verlangt, dass er die allerhervorragendsten Werke der Litteratur lese; aber dabei wurde die Bekanntschaft mit diesen Werken in den meisten Fällen nur als ein notwendiges Anhängsel der allgemeinen Bildung, die dem Lehrer eigen sein müsse, angesehen. Ja, ich habe von älteren, obwohl nicht alten Lehrern gehört, dass sie auf ihren Seminaren keine Spur von Litteratur-Unterricht genossen haben und als abgehende Seminaristen kaum ein Schiller'-sches Drama gelesen hatten.. Auch heute ist ein litteraturfreundlicher und einigermassen litteraturkundiger Lehrer immer noch ein seltener Vogel. Wenn wir nun dem Lehrer zurufen: du sollst dich mit der Litteratur wenigstens deines Vaterlandes beschäftigen, sollst für die Schätze der Dichtkunst einen offenen Sinn und eine empfängliche Seele haben, sollst einen beträchtlichen Teil deiner freien Zeit der Vertiefung in die Schöpfungen der Dichter widmen, — so fügen wir damit seiner Gesetzessammlung ein Gebot hinzu, das er ohne Stirnrunzeln entgegennehmen darf; denn bei der Erfüllung dieser Forderungen findet am allerbesten der Mensch im Lehrer seine Rechnung. Die Dichtkunst giebt dem Lehrer alles, was sie überhaupt dem Menschen giebt; „sie gewährt uns“ (nach Börne's schönen Worten) „was uns das Leben versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht,

wolkenloses Glück und ewige Jugend.“ „Eine goldene Zeit, die nicht rostet!“ Wohl: So lange das Auge auf den Gebilden des Dichters ruht, blickt es die fernher leuchtenden Ideale der Menschheit an, und solange er das erhabene Ziel seiner Wanderung anschaut, rostet die goldene Hoffnung nicht in der Brust des Erdenpilgers. „Einen Frühling, der nicht abblüht!“ Mag draussen der eisige Wintersturm über die Felder jagen, mag das Herz des Menschen unter Kummerfrösten erstarrt sein, wenn er der Poesie in das strahlende Auge blickt, dringt durch die Nacht seiner Seele Nachtigallenlaut und Frühlingsahnung. „Ewige Jugend“ gewährt uns die Dichtkunst. Sie gleicht dem fernhin blauenden Meer, das den Müden und Erschlafften zum Bade lockt und ihn rein vom Schlamm und Staube des Alltagslebens wieder entlässt, dass er in jugendlicher Frische und Schönheit dasteht wie der Sohn des Laertes vor der phäakischen Königstochter. Wem könnte eine ewige Jugend erwünschter sein, als dem Lehrer? Was kann er sehnlicher verlangen, als dass er seine Schüler an jedem Morgen mit arbeitsfrohem Herzen begrüssen könne und dass er im Stande sei, „des Dienstes immer gleich gestellte Uhr“ mit Geduld und Ausdauer ablaufen zu sehen? Auch für den begeistertsten Jünger des Lehramts ist die Arbeit des Unterrichtens oftmals eine unsäglich ermüdende. „Unterrichten!“ Ein Lehrer wird es verstehen, wenn Brachvogel's Narziss alle Qualen eines gefolterten Geistes in dieses Wort presst. Ein lebhafter Geist besitzt eine lebhafte Expansion, ein heftiges Verlangen, sich zu bereichern und sich ungehindert auf den Gebieten des Wissens bis ins Fernste zu ergehen. Wenn nun ein solcher Geist einem Lehrer gehört, so mag er es oft genug mit Unbehagen empfinden, sich immer wieder in die niedere Sphäre der Lernenden hinabgedrückt zu sehen und immer auf's neue gezwungen zu sein,

das hundertmal Gedachte wiederzukäuen. Dagegen könnte man einwenden: der Unterrichtsstoff ist dem Lehrer so zu Fleisch und Blut geworden, dass er ihn gar nicht mehr zu durchdenken braucht und ausserdem hat sein Geist die interessante Anspannung, dass er auf methodisch richtige Behandlung des Stoffes denken muss. Nun, dass von der Methode auch ein gewaltiges Stück in Fleisch und Blut übergeht und zur mechanisch geübten Selbstverständlichkeit wird, weiss jeder, der unterrichtet hat. Ferner: dass der Lehrer den Unterrichtsstoff nicht mehr zu *durchdenken* braucht, ist richtig; aber er muss fortwährend *an* ihn denken, muss sich immer wieder seiner erinnern und die alten Vorstellungsreihen aufs neue durchlaufen; wie könnte er sonst den Stoff in Worte fassen, wie könnte er sonst den Faden des Unterrichts behalten? Wenn er noch den Stoff selbst *durchdenken* müsste, würde dieser auch interessant für ihn sein; gerade aber *weil* dem Lehrer der Gegenstand so spielend geläufig ist, wird die umständliche Beschäftigung mit ihm langweilig. Wenn schon ein erhabener Kunstgenuss, der uns in allzu häufiger Wiederholung aufgedrängt wird, unseren entschiedensten Widerwillen hervorrufen kann, so ist es bei den Elementen des Wissens noch weit eher der Fall. So kann der Lehrer wohl einmal in die peinliche Stimmung kommen, dass er nicht das mindeste Interesse für den Gegenstand besitzt, für den er seine Schüler interessieren sollte. Zu dem Angeführten kommt ausserdem, dass jeder schwach beanlagte Schüler den Lehrer nötigt, noch besonders lange bei den einfachsten Dingen zu verweilen, und sich solchermassen wie ein Bleigewicht an den bewegungsbedürftigen Geist des Unterrichtenden hängt. Wahrlich, dabei giebt es oft härtere Geduldsproben zu bestehen, als bei der Unart der ungezogensten Schüler! Aber diese Unarten sind auch nicht gering zu achten. Kaum

vergeht ein Tag, dass nicht ein nagender Ärger durch die Seele des Lehrers schleicht oder doch ein Gefühl der Trauer seinen Mut zu Boden drückt, wenn sich unüberwindliche Hindernisse seinem Bildungswerke in den Weg stellen. Da kann sich wohl bei aller Liebe zu den Kindern eine Menge von Zündstoff, der sich in Zornausbrüchen entladen möchte, in der Seele des Lehrers anhäufen, kann sich wohl einmal die aufs äusserste erschöpfte Geduld in unlustiges Verzagen verkehren, wenn dem Lehrer nicht daheim eine Gelegenheit zu freierem Geistesfluge und zu tröstender Erhebung winkt, wenn ihm nicht ein ewiger Born der Jugend quillt. Es braucht gewiss nicht immer und nicht allein die Dichtkunst zu sein, aus der er neue Kräfte schöpft; aber weil es ihre Eigenart ist, dem Geiste ungewöhnliche Gedanken, dem Herzen ausserordentliche Gefühle, den Sinnen seltsame und seltene Bilder und Töne zu bieten, deshalb ist sie wie keine Kunst und keine Wissenschaft dazu angethan, nach ermüdendem Einerlei das Labsal der Abwechselung und Erhebung zugleich zu geben.

Wenn die Wirkung litterarischer Genüsse auf den Lehrer nur eine irgendwie tiefe und nachhaltige ist, so wird auch sein Charakter nicht unbeeinflusst bleiben von den Regungen seines Gefühls. Dass der Lehrer ein Charakter sein muss, versteht sich von selbst. Dass er es aber in unseren Tagen in sehr vielen Fällen nicht ist, ist mit grossem Recht behauptet worden. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass irgend ein Stand moralisch höher dastehe, als derjenige der Lehrer. Unsere Zeit hat überall an Charakteren keinen Überfluss; die schreckliche, in verheerendem Masse um sich greifende Seuche des Servilismus beweist es. In kaum einem Stande aber macht sich ein zweifelhafter Charakter empfindlicher bemerkbar, als im Lehrerstande, weil die Macht des Beispiels selten von einer Persönlichkeit auf so breite und zugleich

empfängliche Schichten des Volkes ausströmt, wie von der des Lehrers. Wie nun die Genüsse, welche ein Mensch zu seiner geistigen und leiblichen Aufrichtung erwählt, nach manchen Seiten ein klares Licht auf den Wert seines Charakters werfen, so bildet sich selbstverständlich auch der Charakter eines Menschen in vielen wesentlichen Zügen allmählich nach den Ergetzungen seines Leibes und seiner Seele. Kein Genuss wirkt aber so entschieden kräftigend und reinigend auf den Charakter des Menschen, wie der litterarische. Haben wir es nicht gehört, dass die Tragödie die Leidenschaften reinige? Wissen wir es nicht selbst aus den Stunden poetischer Andacht, dass der Hauch eines höheren Lebens durch unsere Seele geht, wenn die Gestalten einer grossen Dichtung an uns vorübergezogen sind, dass das ergriffene Herz zu den leuchtenden Gebilden des Dichters aufbebt und den brennenden Wunsch hegt, sich die Zugehörigkeit zu jener besseren Welt des Dichters zu erringen? Wohl erfüllt uns das Hohe und Reine, das wir uns nahe gerückt sehen, mit dem Gefühl des glühenden Begehrens, dass wir mit der Sternseherin des Matthias Claudius sprechen können:

„Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich danach."

In dieser Stimmung des innersten Ergriffenseins ist kein Mensch eines unreinen Gedankens, einer niedrigen Handlung fähig. Es wandelt ein vornehmer Geist in den Rhythmen der Dichtung daher, vor dessen ragender Hoheit sich die kleinen selbstischen Gelüste unserer Seele eilends verkriechen. Robert Hamerling hat es in seiner „Venus im Exil" ausgesprochen, was die Seele desjenigen endlich erfüllt, der rastlos nach dem Ideal der höchsten Schönheit sucht:

„Es hebt aus schweren Träumen sich mein Haupt,
Des Einzellebens banger Traum entschwindet:
All-leben, das ich ewig fern geglaubt
Der Kreatur, hat sich in mir entzündet;
Und solches Glück wird nimmer mir geraubt,
Weil nicht in meinem ird'schen Sein es gründet.
Allwille lebt in mir; ihm fügt ergeben
Mein Eigenwille sich, mein ird'sches Streben."

Der fortgesetzte Genuss des Kunstschönen übt eine fortgesetzte Wirkung auf die moralischen Begriffe des Menschen. Je wärmer er sich einlebt in eine Welt harmonischer Gedanken und Gefühle, desto weiter hinter ihm wird „das Gemeine" zu „wesenlosem Scheine" verschwinden. Man hat die geringe Achtung, welche der Lehrer, besonders der Volksschullehrer im Publikum geniesst, mit gewissen typischen Eigentümlichkeiten des Pädagogen begründen wollen. Das ist eine sehr verfehlte Begründung. Ein Mensch von vornehmer Denkart verschafft sich, wenn man ihm nicht systematisch entgegenarbeitet, überall den heiligsten Respekt, selbst wenn er in einer Gesellschaft öfter das Unglück hat, einer Dame auf die Schleppe zu treten. Ganz sicher sind auch die wahrhaft schönen, nicht blödsinnig raffinierten Umgangsformen eines Menschen nur äusserste Ausflüsse eines zuerst vorhanden gewesenen edlen Seeleninhalts. Die „schöne Form" ist niemals vor der „schönen Seele" da. Dass aber dem Lehrerstande in vielen seiner Glieder jeder festruhende Fonds von vielsagenden Gedanken und weitgreifenden Gefühlen durchaus abgeht, das ist vor allen Dingen sein Unglück, das setzt ihn leider nur zu oft (zum grössten Gaudium aller Finsterlinge und Schulfeinde) in den Augen der Menge zum Trossknecht der Kultur herab. Geistige und moralische Vornehmheit holt man sich nun nicht aus der Bierstube und vom Kartentisch. So sehr jedem Beamten, der geistig angestrengt arbeitet, hin und wieder eine frische, fröhliche, sorgenlose Kneipstunde zu gönnen ist, so gewiss ist es, dass

ein gewohnheitsmässiger, vielleicht gar täglicher Wirtshausbesuch auf Geist und Gemüt des Menschen eine unsäglich verödende Wirkung ausübt. Auf den seltenen Gast übt das oberflächliche Leben im Wirtshause einen eigenartigen Reiz aus, und jene Oberflächlichkeit ist für ihn eine wohlthuende Abwechslung; aber ein unheimlicher Schauer beschleicht ihn oft, wenn er denken muss, dass der Besuch des Wirtshauses, das tägliche und stundenlange Herumhocken in demselben für unendlich Viele der Gipfel alles Vergnügens ist und dass viele Geister sich für Lebzeiten eingewöhnt und eingelebt haben in die niedere Sphäre der Bierstubenunterhaltung. Der Biertisch ist nur zu oft die Kanzel für die Legion der berüchtigten „Bierredner“, der phrasendreschenden Hohlköpfe, Halbwisser, Alleswisser und Klugschwätzer; hinter dem Bierkruge sitzt die satte und platte, alltägliche Selbstsucht und reisst mit überlegenem Grinsen dumme Witze über den Idealismus der „unerfahrenen Leute“. Soviel steht fest: Hier darf der Lehrer so wenig wie irgend ein anderer Mann seinen Charakter in Zucht und Pflege geben; in anderen Genüssen und namentlich auch in dem Genusse poetischer Kunstwerke muss er den Gipfel seines Vergnügens finden; dann kann er zu einer ausgeprägten geistigen Persönlichkeit und dadurch auch zu einem zielbewussten Charakter werden. Mit dem inneren Leben des Lehrers wird alsdann das äussere ganz von selbst an Vornehmheit und Feinheit der Formen gewinnen.

Nachdem wir gesehen, was die Dichtkunst, was die Beschäftigung mit der Litteratur dem Lehrer als Menschen gewährt, sehen wir zu, was sie dem Lehrer als solchem bietet. Wenn Goethe schon gesagt hat, dass das eigentliche Studium des Menschen der Mensch sei, so darf man mit Bezug auf den Lehrer nach Muster des Montecuculischen Satzes sagen: das Studium des Lehrers ist erstens:

der Mensch, zweitens: der Mensch und drittens: der Mensch. Der unsterbliche Rousseau hat das genialste Wort der Pädagogik gesprochen, als er sagte: „Studiert erst die Natur des Kindes; bis jetzt kennt ihr sie nicht.“ Wer die Menschenseele überhaupt kennt, der hat den Schlüssel in Händen, der ihm die Seele des Kindes öffnet. Die Kunst des Lehrers hat grosse Ähnlichkeit mit der des Arztes: der Lehrer wie der Arzt müssen vor allem Meister in der Diagnose sein. Der Arzt soll mit scharfem Blick den Sitz, die Ursache, den Charakter der Krankheit, das Störende im Organismus erkennen, und dazu befähigt ihn ausser dem erforderlichen ärztlichen Ingenium am besten eine reiche Erfahrung; der Lehrer soll ebenso mit raschem Blick den Sitz, die Ursache, den Charakter der seelischen Störung, des geistigen Irrtums oder des sittlichen Vergehens beim Schüler finden, und dazu befähigt ihn ausser der auch hier erforderlichen ursprünglichen Begabung am besten eine reiche, reiche Menschenkenntnis. Diese Fähigkeit, in der Flucht des Augenblicks eine treffende Diagnose zu stellen, ist es, die den findigen Lehrer immer wieder rettet, wenn die schönste Präparation elend zu Wasser geworden ist; sie ist das unspezifizierbare Etwas, das die Praxis vor der Theorie voraus hat und das sich nun und nimmer in Lehrsätze einkapseln lässt, weil die Fälle, in denen es zur Anwendung kommt, so bunt, so mannigfach und regellos auftreten, wie es die Menschenseele in ihren Kundgebungen ist. Nun giebt es freilich eine Psychologie, eine Wissenschaft von der Seele, und ihre Aneignung ist für den Lehrer von zweifellosem Nutzen. Aber in der Psychologie sind, ihrem Charakter als Wissenschaft entsprechend, die Denkvorgänge, die Gefühle, Leidenschaften und Willensakte fein säuberlich auf einen Faden gezogen und jedes Einzelne ist, wie Mephisto sagt: reduziert und gehörig klassifiziert. Die Seelenlehre

kann daher schon vorhandene Erfahrungen klären und befestigen und für künftig zu machende das innere und äussere Auge schärfen; aber sie kann nicht der Erfahrung überheben, sie kann keinen praktischen Lehrer machen. Es giebt aber auch eine ins Praktische übersetzte Psychologie; es hat Menschen gegeben und giebt deren noch heute, die ihren Mitmenschen tief ins Innere geblickt, ihnen die verborgensten Geheimnisse abgelauscht und abgelockt und sie neugeschaffenen Wesen eingeflösst haben, die freilich nicht als leibhaftige Menschen gleich uns den Staub der Erde treten, die aber frisch und lebendig, mit vollen Wangen und pochenden Herzen vor unserer Phantasie stehen und uns durch das Leben geleiten. Jene Menschenkenner und Menschenbildner sind die Dichter; ihre Schöpfung ist die Poesie. Es ist kein totes Papier, solch eine Bibliothek von Dichterwerken. Was in ihnen lebt, ist wahrhaftig eine Welt für sich zu nennen. Es ist eine Welt, die zwischen der Erde und dem Himmel schwebt, zugleich ein Abglanz dieser und jener besseren Welt, nach der wir streben. Was jemals auf dieser Erde geschehen, woher es gerührt und wohin es geführt, das hat die Dichtkunst in Worte geschlossen, und wenn wir ihre Schätze aufschliessen, dann umschwebt uns ein stilles Geistesheer, das alle Kämpfe des Lebens vor unsern Augen ehrlich ausficht. In der Welt des Dichters finden wir ihn wieder, den Inhalt unseres Lebens: den beständigen Kampf des Lichtes mit der Nacht, des Guten mit dem Bösen; wir sehen das ewige Sichabstossen und Wiedervereinen, sehen drohend sich ballende Wolken und den lachenden Sonnenschein, der sie verjagt; wir sehen die Menschenseele in allen Gedanken und Begehrungen, mit denen sie am Wahne klebt und in allen Gedanken und Begehrungen, mit denen sie nach der erlösenden Wahrheit greift. Wir

sehen Faust und finden in ihm den Menschen, der mit brennendem Verlangen nach der Lösung des Welträtsels sucht; wir sehen Richard Gloster und finden in ihm den Menschen, dessen Herz die Schlangen des Ehrgeizes durchwühlen und ersticken und der mit bluttriefender Hand nach dem Idol des irdischen Glanzes greift; wir sehen Francesca von Rimini und finden in ihr den Menschen, dessen Herz in dem allgewaltigen Feuer der Liebe aufflammt und, des Verbotes vergessend, in kurzem Rausch das süsseste Glück geniesst, das die Erde der Jugend gewährt. Durch welche Mittel immer der Dichter die „gemeine Deutlichkeit der Dinge“ verklären mag, immer werden wir in seinen Schöpfungen, wenn anders sie wahrhaft im Feuer künstlerischen Schaffensdranges geborene Werke sind, einen grossen Teil unseres eigenen Seeleninhalts wiederfinden, immer werden wir mit einer hervorstechenden Seite unseres Innenlebens an seinen Gedanken interessiert sein. Aber nicht nur unser eigenes Selbst spiegelt die Poesie in reinster Klarheit ab; in ihr wird uns Fürchten und Hoffen, Harren und Glauben, Klagen und Verstummen, Erröten und Erblassen der mit uns lebenden Menschen mit einem Male bekannt und vertraut, wenn es uns im Gewirre des Lebens ewig unverständlich geblieben war. Im Drama erscheinen die Charaktere knapp und scharf gezeichnet, und sie wandeln in den eng umzirkten Bahnen der dramatischen Handlung. Wie die Elektrizität im wachsenden und abnehmenden Gewitter, so entladen sich die Seelen im Drama in rasch aufsteigender und sinkender Handlung; aber sie geben ihr Innerlichstes, Tiefstes an den Tag. Im Epos, im Roman ist Raum für eine breitere, behaglichere Darlegung des Seelenlebens gegeben; hier können sich die Gestalten des Dichters nach unendlich verschiedenen Seiten hin ausspielen; aber immer bleibt, im Drama wie im Epos, die Klarlegung des inneren Menschen

an bestimmte Personen und an eine bestimmte Handlung gebunden, und das unterscheidet Epik und Dramatik mit Rücksicht auf ihren psychologischen Gehalt auf das schärfste von der Lyrik. Hier herrscht der souveräne Gedanke, das souveräne Gefühl, losgelöst von jeder Wirklichkeit, von Handlung und Person, darum am meisten der Gefahr der Unbestimmtheit und Unverständlichkeit ausgesetzt, darum aber auch am freiesten und erschöpfendsten in der Darstellung alles Lebendigen in uns. In der Epik und Dramatik ist der Dichter ein „Bürger zweier Welten", der Welt des Gedankens und der Welt der Sinne, und zwei Gebieterinnen hat er zu gehorchen, der Muse und der Wirklichkeit. In der Lyrik lebt er nur mehr in der Welt des Stätigen, des Gedankens und Gefühls; hier feiert er mit seiner Muse eine Stunde seligen Alleinseins, und was dem Alleinsein zweier Liebenden die erhabene Weihe giebt, das geschieht auch hier: gleich einer Geliebten liest die Muse jeden leisesten Gedanken von der Stirn des Dichters, und wie einer Geliebten erschliesst er ihr den ganzen Inhalt seiner Seele. Hier werden jene leisen Seelenregungen vernehmbar, die dem Lufthauch gleichen, der über unsern Häuptern durch die Kronen des sommerlichen Waldes zieht und kaum genaht, schon wieder entschwindet; hier steigen Bilder und Melodien herauf, die so ätherisch zart, so mystisch erhaben, so seltsam und eigenartig in der Komposition von Farben und Tönen sind, dass sie im Drama und im Epos nicht gleichen Schrittes neben der derbgefügten Wirklichkeit einherschreiten konnten und darum verstummen mussten. Für uns, die wir uns in diesem Augenblick mit den psychologischen Aufschlüssen der Dichtkunst beschäftigen, springt aus obiger Betrachtung das Ergebnis hervor, dass die dramatische und die epische Poesie die Vorgänge der Seele markiger, klarer und bestimmter, gleichsam im Lapidarstil zur Erscheinung

bringen, dass der psychologische Inhalt der Lyrik aber umfänglicher und reichhaltiger ist.

Bei keiner der drei Dichtungsgattungen wird also der Lehrer vergebens anklopfen, wenn er seinen Geist mit psychologischer Kenntnis anzufüllen strebt. Im Umgang mit den Gestalten der Dichtung wird ihm allgemach eine Erfahrung und Menschenkenntnis heranwachsen, die er nicht durch Opfer, sondern durch Genuss erkauft hat, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutungsvoll für seinen Beruf ist und ihn selten oder nie im Stiche lassen wird. Es ist selbstverständlich, dass ich dabei an einen gesunden, naturgemässen litterarischen Genuss denke, nicht an die sogenannte „schöngeistige" Gefühlsduselei übergeschnappter Schmachtlappen und zuckerschleckernder Backfische. Und es ist ebenso selbstverständlich, dass ich nicht glaube, der psychologische Inhalt der Poesie lasse sich immer auch auf die Pädagogik beziehen und die Bekanntschaft mit diesem Inhalt lasse sich immer auch in Erziehung und Unterricht verwerten. Die Masse, welche in der Kunst zur Anwendung gelangen, werden für die Verhältnisse der Schule in vielen Fällen bei weitem zu gross sein. Das ist aber auch völlig belanglos: das Auge, welches einmal soweit geschärft ist, dass es mehr sieht als den äusseren Menschen, wird auch in der Schule nicht an der Oberfläche haften bleiben, und wer die seelischen Eigenschaften und Vorgänge im Menschen in ihren charakteristischen und hervorstechenden Momenten zu erfassen versteht, dem werden sie sich auch da verraten, wo sie noch im Keime ruhen. Immerhin dürfen wir also die Behauptung aufrecht erhalten, dass die Dichtkunst dem Lehrer Gelegenheit zu reicher psychologischer Erfahrung giebt und dass er, auf die aus der Kunst geschöpfte Menschenkenntnis gestützt, schneller und leichter zu einer zielbewussten Arbeit in der Schule gelangen wird, als ihm dies möglich ist,

wenn er alles Heil allein von der mehr oder minder experimentierenden, hierhin und dorthin tastenden Erfahrung im Amte erwarten soll.

Das Verhältnis des Lehrers zur Litteratur klarzustellen, ist unsere Aufgabe. Wir haben dabei zuerst von der Bedeutung der Litteratur für den Lehrer gesprochen und gefunden, dass sie für seinen ganzen Menschen eine Panacee, eine Quelle erhebenden Genusses, für seinen Charakter eine erzieherische Macht und für seinen Geist eine Fundgrube psychologischer Erkenntnis ist. In Folgendem werden wir mehr und mehr davon hören, welche Bedeutung der Lehrer für die Litteratur hat, haben kann oder haben soll. Wenn ich dabei zuweilen das Verhältnis der Litteratur zur Schule überhaupt beleuchte, so bitte ich nicht zu glauben, dass ich mein Thema vergessen oder verschoben hätte; ich werde die Berührungspunkte zwischen Schule und Litteratur nur soweit in den Bereich meiner Betrachtungen ziehen, als Wesen und Thätigkeit des Lehrers dabei von hervorragender Bedeutung sind.

Alles was über den Wert der Litteratur für den Lehrer gesagt ist, das gilt mutatis mutandis von dem Wert der Litteratur für den Menschen überhaupt. Der Beruf des Lehrers musste für ihn eine besonders enge Beziehung zur Litteratur ergeben; deshalb habe ich dies Verhältnis einer besonderen Betrachtung unterzogen. Die Bedeutung der Litteratur für die Menschheit nachzuweisen, hiesse sich in unerhörten Selbstverständlichkeiten ergehen. Der Litteraturunterricht ist deshalb ein nicht wegzudisputierendes Stück im Lehrplan jeder normalen, vollentwickelten Schule. Wenn ich somit diesen Unterricht nicht im Prinzip für die Schule zu empfehlen brauche, so darf ich doch vielleicht auf eine Seite desselben hinweisen, die nicht genug beachtet wird. Paul Heyse sagt in einem seiner Sprüche:

„Will diese Welt, du arme Poesie,
Nichts von dir wissen,
Wie kann dich's wundern? Du beleidigst sie.
Bist du denn nicht das Weltgewissen?"

Ja, sicherlich ist sie das Weltgewissen, das durch seine ernsten Anklagen der Welt so oft die Schamröte ins Gesicht treibt — wenn es die Welt nicht eben vorzieht, ihr Gewissen beim Buchhändler stehen und Makulatur werden zu lassen. Auch die Poesie ist ein Weib mit einer Wage, deren empfindliche Zunge je nach dem Mehr des Rechts oder Unrechts hier- oder dorthin spielt, und im Namen einer höheren Gerechtigkeit lobsingt die Poesie dem Rechte und verdammt sie das Unrecht. Und wo sie das Recht nicht zum äusseren Siege gelangen und statt dessen das Unrecht triumphieren lässt, da senkt sie uns einen um so herberen Stachel ins Herz, der uns nur um so mehr zur Erbitterung und Empörung über uns selbst oder über andere reizt. Wir brauchen nicht einen Bruder ermordet zu haben wie der König Claudius im Hamlet und brauchen nicht „die Ermordung des Gonzago" zu sehen, um hie und da die Erfahrung zu machen, dass unsere innere Stimme plötzlich auf die Stimme des Dichters reagiert, und dass aus den Tagen unserer Vergangenheit Gedanken und Geschehnisse heraufsteigen, die mit den Phantasieen des Dichters eine bedrückende Ähnlichkeit haben. Freilich: auch herzerhebend kann die Ähnlichkeit ausfallen; wir können von uns gehegte Gefühle und von uns geübte Thaten in den Zeilen der Dichtung mit leuchtender Verklärung gekrönt sehen und die beglückende Tröstung geniessen, dass wir nicht immer umsonst nach dem Lichte gerungen haben. Immer wird die Beschäftigung mit den Hervorbringungen der Dichtkunst eine lebhafte Bewegung der in uns schlummernden moralischen Begriffe veranlassen und sie zu gegenseitiger Abwägung, Durchdringung und Vereinigung treiben. Indem

die Dichtkunst uns von moralischen Irrtümern befreit, die vorhandenen halbrichtigen moralischen Anschauungen läutert und uns neue moralische Wahrheiten zuführt, bewerkstelligt sie gleichsam den regen und beständigen Stoffwechsel unseres sittlichen Menschen. Da sie auf den verschiedensten Gebieten und unter den mannigfachsten Verhältnissen namentlich den Kampf des Moralisch-Hässlichen mit dem Moralisch-Schönen oder doch die Ergebnisse dieses Kampfes darstellt, so setzt sie bei dem Leser oder Hörer eine Menge moralischer Begriffe und Urteile voraus, und zu dem, was sie voraussetzt, ist sie auch die beste Erzieherin. Was sie fordert, das giebt sie: eine verschwenderische Fülle ethischer Gedanken. Es geht mit der Dichtkunst wie mit jeder anderen Kunst: keine Ästhetik lehrt sie uns so geniessen, wie sie es uns selber lehrt, auch mit Bezug auf ihren moralischen Gehalt. Die Poesie setzt keinen moral-philosophischen Unterricht voraus. Nach all dem Gesagten halte ich dafür, dass in unserem gesamten Lehrplan keine Disziplin zu finden ist, welche der sittlichen Erziehung der Jugend so hervorragend praktische Dienste zu leisten im Stande ist, als der Litteratur-Unterricht und zwar nicht nur in dem schon anderweitig angedeuteten Sinne, als die sittigende Wirkung des Litteraturgenusses ihren Weg über die ästhetische Bildung nimmt, sondern ganz besonders in direktem Sinne. Woher aber die Zeit zu ausgedehnterem Litteraturunterricht nehmen und sie nicht der schon genug belasteten Jugend stehlen? Ceterum censeo: man strebe danach, dass aus unserer Schrift das eine überflüssige Alphabet ausgeschieden und unsere Orthographie auf das Prinzip: „Für jeden Laut ein Zeichen“ gegründet werde. Dann brauchten wir nur etwa die Hälfte der jetzt üblichen Schreibstunden und brauchten uns und die Schüler nicht bis in die Oberklasse hinauf mit dem orthogra-

phischen Unterricht zu quälen, der doch nur, wie sich statistisch nachweisen lässt, höchst armselige Resultate zeitigt. Was kann der Lehrer dazu thun? Er kann sich um die lernende Jugend und um die Litteratur zugleich ein hohes Verdienst erwerben, wenn er alle Hebel in Bewegung setzt, um den angeführten, vernunftgemässen Reformen und zwar, soweit es die Schule angeht, in erster Linie zu gunsten eines weit ausgedehnteren Litteraturunterrichts zur Durchführung zu verhelfen.

Wenn ich vom Lehrer und der Litteratur rede, so darf ich wohl auch über Charakter und Methode des litterarischen Unterrichts, soweit namentlich die Individualität des Lehrers dabei im Spiele ist, ein kurzes Wort fallen lassen. Der Litteratur-Unterricht verlangt das ganze Herz des Lehrers. Auch bei anderen Unterrichtsgegenständen ist das Interesse des Lehrers „von nöten und erspriesslich". Aber bei den meisten wird es vorwiegend das Verstandesinteresse sein, das den Unterricht belebt; in der Litteraturstunde muss das mächtig wirkende Fluidum einer gehobenen, begeisterten Stimmung vom Lehrer auf die Schüler ausströmen. Es ist die alte Wahrheit, die sich hier geltend macht, dass es „von Herzen gehen" muss, wenn man „Herz zu Herzen schaffen" will. Ähnlich geht es im Geschichtsunterricht. Ich habe als Knabe einen Geschichtslehrer gehabt, der durch seinen warmen, innig beseelten Vortrag mein ganzes Herz für sich einzunehmen wusste. Mein Lebenlang werde ich die Erinnerung an jene schönen Stunden im Herzen tragen, da ich den alten Mann mit hellglänzenden Augen und lebhaften, aber würdigen Gestikulationen Geschichte erzählen hörte. In solcher Weise wünschte ich den Litteratur-Unterricht erteilt zu sehen. Wenn dem poetisch fühlenden Lehrer auch günstige äussere Mittel zu Gebote stehen, so ist das ein weiterer Vorzug; aber verlangen kann man unmöglich von jedem Lehrer

der Litteratur, dass er ein Meister im Vortrag sei. Die wahrhaftige, redliche Begeisterung, die aus innerster Seele emporschlägt, wirkt auch in der bescheidensten, ärmlichsten Gewandung mit zündender Kraft, und wer selbst nicht mit Engelszungen zu reden vermag, der kann doch ein feines Ohr und ein zartes Gefühl für die Musik der Sprache besitzen. So kann er auch den mündlichen Vortrag, diese lebendigste Seite des litterarischen Unterrichts, bei seinen Schülern zu bemerkenswerter Ausbildung bringen. Fern vom Litteratur-Unterricht mögen aber die bleiben, die infolge mangelhafter Erziehung oder übler Gewohnheit oder unbarmherzig unabänderlicher Naturanlage in ihrer Rede dem Sandmann gleichen, der des Abends heimlich die Treppen heraufhuscht und den müden Kindlein so sanft die Augen schliesst. Und vor allem fern mögen diejenigen bleiben, die da glauben, ihre Lehrerpflicht buchstäblich bis zum Tüttel auf dem i erfüllen zu müssen, die nach jedem fünffüssigen Jambus mit einer Erklärung dazwischen fahren, welche sich jeder nicht ganz blödsinnige Mensch von selbst zurechtmacht und die er ebenso wenig für nötig hält wie einen Beweis der mathematischen Grundsätze. Das einzige Resultat, dessen sich ein solcher Lehrer gewärtigen kann, ist eine ausgesprochene Geringschätzung seiner Schüler gegen einen Schiller, einen Lessing und ähnliche Geister, die so langweilige Dinge wie den Tell, den Wallenstein, den Nathan zuwege gebracht haben. Eine solche im schrecklichsten Sinne des Wortes statarische Lektüre, bei der es mehr Urteil als Urteilsstoff, mehr Weisheit als Schönheit giebt, sowie ferner alle apriorische ästhetische Belehrung verhärten das Gefühl des Lesers, machen es kalt und reserviert. Das Herz des Schülers soll aber weich und empfänglich für die Stärken und Schwächen des Kunstwerks sein; es soll mit naiver Unparteilichkeit, gleichsam im

ästhetischen Unschuldszustande an dasselbe herantreten, es in vollen, ununterbrochenen Zügen geniessen, sich daran berauschen, meinetwegen bis zur bacchantischen Verzückung — danach wird noch immer Zeit genug sein, die wirklich künstlerischen Eindrücke zu vertiefen und die unkünstlerischen aufzuheben. Wenn hier und da wirklich ein Wort oder ein Satz unverstanden bleibt, was schadet das? Die Hauptsache ist, dass der Schüler begeistert werde; dann wird er immer und immer wieder zu den Quellen seiner höchsten Genüsse zurückkehren und gerade am öftesten zu den geheimnisvollsten Quellen, die ihm dann auch, je mehr er aus ihnen schöpft, desto mehr von ihrem innersten Wesen offenbaren werden.

Noch eine letzte Beziehung zwischen Lehrer und Litteratur will ich klarlegen, und auch hier werde ich vom Lehrer als solchem sprechen, aber nicht mehr vom Lehrer in der Schule. Es wird eine nicht geringe Kulturaufgabe schon der nächsten Zukunft sein, die grosse Menge des arbeitenden Volkes für den Genuss einer besseren Litteratur empfänglich zu machen und sie von den abscheulichen Erzeugnissen der Kolportage-Litteratur zu befreien.*) Zum grossen Teil, aber nicht vollends kann das durch einen besseren und reichlicheren Litteratur-Unterricht in der Schule erreicht werden. Aber für einen echten Lehrer hört auch der Mensch nicht mit seiner Konfirmation schon auf zu leben, vielmehr verfolgt er den Bildungsgang der Menschheit überhaupt mit dem ausdauernden Interesse eines Menschen, der die verschiedensten Geister in dem stillen Weben und Streben ihrer Entfaltung belauscht hat. Und wie er in der Schule die schwächsten und unglücklichsten Kinder mit doppelter Liebe zu sich heranzieht, so steht er auch

*) Man vergleiche den Essay über den modernen Dilettantismus in der Litteratur.

mit doppelter Freundschaft und Hingebung zu den Schwächsten und Hülfsbedürftigsten unter den Erwachsenen. Ich habe schon im Eingang den Lehrer als den wichtigsten Popularisator geistiger Errungenschaften bezeichnet. Namentlich der Volksschullehrer ist durch seine Stellung dazu berufen, ein Aufklärer des Volkes zu sein, und ein Lichtbringer im edelsten Sinne des Wortes wird er sein, wenn er in kleinen und grossen Vereinen und Versammlungen, in engsten und weitesten Kreisen ein kräftiges litterarisches Bedürfnis erweckt und es da, wo es freilich vorhanden ist, aber auf falschen Bahnen wandelt, auf die richtigen Wege lenkt. Dazu ist aber nötig, dass Lehrer und Publikum in gegenseitiger Achtung, und was noch mehr sagen will, im Verhältnis gegenseitiger Zuneigung stehen. Es lässt sich wohl kaum behaupten, dass von seiten der Schule nicht genug geschähe, um die Eltern und überhaupt die Erwachsenen vor Kindern und Lehrern in Achtung zu halten. Wohl aber ist es zeitgemäss (ich verweise da auf hunderte von neuzeitlichen Vorkommnissen) den Kindern und Eltern recht ad oculos zu demonstrieren, dass so ein Lehrer, namentlich in subalterner Stellung, doch nur eine höchst bedeutungslose Null, dass er ein Mohr sei, der seine Schuldigkeit zu thun und dann zu gehen habe. Eine derartige Depression des Lehrers liegt im wohlverstandenen Interesse der herrschenden, bureaukratisch-reaktionären Zeitströmung. So lange aber ein solches Missverhältnis nicht gehoben ist, wird eine innige Verbindung des Lehrers mit dem Publikum kaum herzustellen sein.

Nun sollte ich wohl nach einem antiken Schema in einer „conclusio“ den praktischen Zweck meiner Erörterungen zu erkennen geben. Es bleibt aber nichts mehr zu enthüllen; alle einzelnen Zwecke sind in meine Darlegung eingereiht, und zusammengefasst ist der Zweck eine Aufforderung an die Lehrer: „Ruft überall ein littera-

risches Bedürfnis wach und — habt es zuerst selbst!*) Wohl aber bleibt noch ein Einwand zu beseitigen. Mancher wird sagen: „Ich habe keine Anlage für den Kunstgenuss und kann mir aus der Poesie nichts machen; ich bin Verstandesmensch.“ Wir werden ihm antworten: „Wenn du nur Verstandesmensch bist, so bist du nur ein halber Mensch; zu einem ganzen Menschen gehört auch ein Gemüt. Zu dem Etwas in uns, das den pythagoräischen Lehrsatz beweist, gehört für einen normalen Menschen auch noch ein Etwas, das da liebt und hasst, lacht und küsst, verehrt und verachtet, einerlei ob dieses Etwas nun ein „„Empfindungsvermögen““ oder „„Wechselwirkung von Vorstellungen““ oder mit der Verstandesthätigkeit zugleich „„eine Adhärenz, eine Funktion der Materie““ oder sonst etwas ist.“ — Der Mangel an Empfänglichkeit für die Wirkungen der Kunst ist fast ausnahmslos die Folge mangelhafter Erziehung und mangelhaften Unterrichts. In wessen Seele nicht schon von Kindheit an das Schönheitsbedürfnis genährt ist, der hat freilich viel nachzuholen. Niemals kann man ein Kind zu früh der Einwirkung des Kunstschönen aussetzen; ich weiss aus eigener Erfahrung, wie spät und mächtig solche Wirkungen selbst aus fernster Jugendzeit noch nachzittern. Der gänzliche Mangel eines Organs für den Kunstgenuss ist gewiss äusserst selten zu erweisen. Die meisten von denen, welche der Kunst fremd und teilnahmlos gegenüberstehen, wissen noch nicht, bis zu welchem innigen Verständnis man sich in eine Beethoven'sche Symphonie, eine Raphael'sche Madonna, ein Shakespeare'sches Drama hineinhören, hineinsehen und hineindenken kann, wenn sie anfangs auch

*) „Politik und Litteratur sind die normalen Bahnen öffentlicher Bethätigung“, sagt Hieronymus Lorm; fügen wir hinzu: auch für den Lehrer.

noch so kalt gelassen haben. Gewiss gilt es auch hier durch einen Schleier zu dringen; aber die Kunst ist kein „verschleiertes Bild von Sais“, das den kühnen Forscher, der es zu enthüllen wagt, zornig zu Boden schmettert, nein, sie ist eine milde, menschenfreundliche Göttin, die, wenn wir ihren Schleier gelüftet, mit herzgewinnendem Lächeln herniedersieht auf uns trostbedürftige Erdenkinder.

Ein Parasit der Seele.*)

Motto: Es liesse sich auf dem Wege der Kulturgeschichte sehr klar ausführen, dass der Ehrgeiz keine Naturnotwendigkeit ist, dass er wie eine Unart, wie eine Kulturkrankheit dem Künstler, Dichter, Gelehrten anerzogen worden, und endlich, dass er für den Strebenden und Ausübenden zeitweilig vielleicht von Vorteil, für den Menschen aber fast immer zum Unheil ist. P. K. Rosegger.

Zu tausenden Malen ist der Ehrgeiz der Hebel grosser Talente und die Triebfeder zu ihrer Entfaltung gewesen. Das ist eine banale historische Wahrheit, und wenn uns gleich der Ehrgeiz phänomenaler Menschen mit dem Gefühl des Unheimlichen, Dämonischen oder Krankhaften erfüllt, so acceptieren wir doch stillschweigends jene Zugabe ihres Wesens, die eben darum den Nimbus der Unsterblichen verstärkt, als eine Voraussetzung, ohne welche die betreffende Kraft vielleicht nicht auf den Schauplatz der Weltereignisse getreten wäre. Unsere Zeit ist vielleicht am meisten dazu angethan, die Gefühle und Bestrebungen ehrgeiziger Genies zu begreifen, diese Zeit, welche korrespondierend mit der allseitigen Nutzbarmachung der heftigen, pochenden ungeduldigen Dampfkraft die expansive Gewalt des Ehrgeizes kultiviert und den „freien Wettbewerb der Kräfte“ als Hauptmittel zum Kulturfortschritt proklamiert.

„Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die
eifernden Kräfte.“

---

*) Preisgekrönt von der „Pädagogischen Reform“ (Hamburg).

Eine Ausstellung folgt der andern; eine Konkurrenz tritt der andern auf die Ferse; es flimmert einem oft vor den Augen von all dem Rennen, Wetten und Wagen. Freilich erscheint hier der Ehrgeiz oft unter starker Bedeckung von materiellen Interessen, mag auch wohl nicht selten ganz hinter diesen verschwinden und in dem Stadium eines allgemeineren Gefühls, des Neides überhaupt verharren, der zwar die Voraussetzung des Ehrgeizes ist, diesen aber nicht notwendig zur Folge hat. Aber nicht nur die gereiften und erstarkten Kräfte der Erwachsenen ruft der Ehrgeiz in die Arena, er zieht auch, ein moderner Rattenfänger, mit helltönender Pfeife vor den Kindern einher und lockt sie aus der Heimat ihrer frischen und freien Fröhlichkeit, Harmlosigkeit und Naivetät hinweg in den Abgrund des Neides, der Scheelsucht, Abgunst, Eifersucht. Wir setzen den Ehrgeiz auf die Schulbank unter die Kinder und lassen ihn anstacheln, anfeuern, treiben, lassen uns seine kräftige Unterstützung bei der Verfolgung unserer jugendbildnerischen Ziele zu gute kommen. Glänzendes Zeugnis und hoher Klassenplatz sollen schon das sechsjährige Kind zum Lerneifer reizen. Man wende nicht ein, dass eine vernünftige Pädagogik alle jesuitische „Ämulation“ verbiete; die Psychologie mag den Unterschied zwischen nützlichem Ehrgefühl und schädlichem Ehrgeiz noch so scharf heraustreiben, für die erzieherische Praxis ist in der Wahl der den Ehrgeiz anspornenden Mittel absolut keine scharfe Grenze zu halten; denn der Übergang vom Ehrgefühl zum Ehrgeiz ist unmerklich, und die Schule fordert, weil sie die schärfsten Kontraste in Anlage und Willen der Kinder aufweist, nicht selten zu einer radikalen Taktik und zur Anwendung starker Reizmittel heraus, wenn die Anwendung solcher Mittel einmal eine eingerissene Gewohnheit ist.

So unbestreitbar nun der durch den Neid entflammte Wetteifer der Intelligenzen und Charaktere

für die Gesamtheit nicht minder als für den Einzelnen von grossem Nutzen ist, so unversagbar ist die Anerkennung des Neidgefühls als eines berechtigten Motors im Leben der Menschheit, mag es subjektive oder objektive Verwertung finden. Und wollten wir es nicht anerkennen, so würden Moralitätsphrasen es nicht verschwinden machen. Man wird auch niemandem das Recht streitig machen können, seine latenten Kräfte zu befreien, zu verstärken und wirksam zu machen, und da immer viele andere mit ihm nach dem gleichen Ziele streben, ist es seine Sache, nicht zurückzubleiben. Wenn es nun wahr ist, dass in der Geltendmachung und Behauptung des Ich nicht nur eine unumgängliche Bedingung seines seelischen Glückes liegt, sondern davon auch seine menschenwürdige leibliche Existenz abhängt, so ist kein Zweifel, dass der viel und fast immer mit vollem Recht verachtete und doch von fast allen heute oder morgen so oder so gefühlte Neid, mag er sich nun prosaisch-materiell als Brotneid oder idealer als Ehrgeiz äussern, im Prinzipe vollkommen zu Recht besteht.

Damit sollen nicht die kleinliche, gemeine Abgunst, die Schmähsucht und Verkleinerungssucht, der giftige, boshafte Hass gegen den Besseren und Tüchtigeren in den Glanz eines Naturgesetzes gerückt und verklärt werden. Der Neid an sich ist durchaus moralisch. Aber ungemein bezeichnend ist eben der Missklang, den die Wörter „Neid“ und „Ehrgeiz“ für uns haben, für die Formen, welche die durch sie bezeichneten Gefühle in den meisten Menschen bisher angenommen haben und noch annehmen. Der Neid nach landläufiger Auffassung vereint mit sich Missgunst, Hass, Feindseligkeit und führt in seinen Konsequenzen zu allen intriguanten Handlungen vom kleinlichen Schabernack bis zur verleumderischen oder verräterischen Infamie. Für den Neider bedeutet der Neid qualvolles und ruheloses Sichselbstverzehren. So kommt denn auch

der unermüdlich strebende Herr Opitz v. Boberfeld zu den Worten:

„Neid ist ein schlimmes Ding; das Lob bleibt ihm indessen:
Er pflegt dem Neider Herz und Augen abzufressen.“

Dieser Auffassung analog gilt der Ehrgeiz für ein hastiges, ruheloses Mühen und Haschen nach einem vorgesteckten glänzenden Ziele, für ein Ringen ohne Rücksicht, ohne Gerechtigkeit und Anerkennung gegen den Mitmenschen, aber begleitet von Prahlerei und imposantem Selbstvertrauen.

Und die Physiognomie, welche Neid oder Ehrgeiz in unserer heutigen Gesellschaft annehmen, der Einfluss, welchen sie auf die moderne Charakterbildung bei Kindern und Jünglingen ausüben, die Handlungen und überhaupt die Äusserungen, welche sie zeitigen, geben zu einer solchen Auffassung allerdings das vollkommenste Recht.

Der Ehrgeiz (um nunmehr diese speziellere Bezeichnung, da es hier wesentlich auf ideellere Interessen ankommt, mit der allgemeineren „Neid“ zu vertauschen) der einerseits unvernünftig angestachelte und andererseits nicht genug paralysierte Ehrgeiz hat ohne Zweifel wesentlich mit dazu beigetragen, jene geistige Rückenmarksdarre unserer Jugend, jene Austrocknung und Verknöcherung der jugendlichen Herzen zu bewirken, welche man in unsern Tagen schon so oft als Mangel an Idealismus und an Gemüt beklagt hat. Man braucht ja nicht anzunehmen, dass unsere Zeit allein an dieser Krankheit leide, aber dass sie grassiert und unter unserer Jugend ihre Grenzen immer weiter steckt, das kann niemand leugnen, der namentlich mit der reiferen Jugend in näherer Verbindung steht. Das Unglück will, dass die Jugend noch dazu die realistischen Bewegungen unserer Zeit in ihren Extravaganzen erfasst und missversteht.

Bei Betrachtung der Phänomene eines ehrgeizigen Charakters muss man allerdings von solchen

Fällen absehen, in denen der Ehrgeiz sich entzündet an aussergewöhnlicher Energie und an ebenso hervorragender Begabung. Dergleichen Fälle entziehen sich der generellen Beurteilung. Der tiefe Schaden sitzt in der ungleich grösseren Masse der Menschen vom Mittelschlage oder von, wenn auch mehr als gewöhnlicher, so doch nicht illustrer Veranlagung. Wie die Umstände sich heutzutage durchweg gestalten, entfaltet der Ehrgeiz in so gearteten Menschen eine in weit höherem Grade hemmende als fördernde Wirkung, welch letztere man ihm doch gemeinhin zuschreibt. Der Ehrgeiz trifft überhaupt in seinen intensivsten und schädlichsten Konsequenzen den Ehrgeizigen selbst. Das erste Danaergeschenk, dessen sich dieser von jenem erfreut, besteht in einer schimmernden und gefälligen, aber hohlen, sporadischen und darum haltlosen und unzuverlässigen Bildung. Der Grund hierfür liegt einmal darin, dass die fliegende Hast und Ungeduld des Ehrgeizes die rechte fröhliche Hingebung und Sammlung, den stäten, unermüdlichen und von wahrer und natürlicher Begeisterung erwärmten Fleiss nicht verträgt. Der so recht vom Ehrgeiz umstrickte Mensch (der Ehrgeiz immer ohne die grossartige Begabung und die wuchtige Energie eines hochbegnadeten Menschen gedacht!) findet nicht genug daran, auf einem oder einigen Gebieten seine Kraft zu versuchen und sich künftige Lorbeeren zu erträumen, er möchte alle Gebiete beherrschen, will alles wissen und können, aber nicht aus gesundem Wissensdrang, aus Begeisterung für das Schöne und Grosse, sondern — aus Neid, aus Ehrgeiz. Themistokles liess nur der Ruhm des Miltiades nicht schlafen. Themistokles war auch ein Genie und ein Held. Den Ehrgeizigen vom gewöhnlichen Schlage aber lässt heute der Ruhm eines Schauspielers, morgen der eines Dichters, übermorgen der eines Virtuosen und am nächsten Tage der eines Gelehrten nicht schlafen. Am fünften Tage neidet

er vielleicht gar einer Ballerine nicht ihre Kunst, aber ihre Kränze. Und man kann sich darauf verlassen, dass er heute ein Künstler, morgen ein Gelehrter dieses oder jenes Faches zu werden versucht, in allen Wissenschaften und Künsten herumirrlichteliert und bald zu diesem, bald zu jenem „den Beruf in sich fühlt.“ Heute „studiert“ er Sanskrit, morgen macht er die ersten Versuche auf dem Cello und übermorgen entwirft er das Personenverzeichnis zu einem Drama. Was ihn lockt, ist immer nur der Erfolg, nicht die Sache. Und weil der Gedanke an Erfolg immer seine Arbeit durchkreuzt und seine etwaige Andacht zerreisst, weil besonders die Aufschlüsse der Wissenschaft nicht auf ihren ersten Blättern geschrieben stehen und die noch sprödere Kunst nicht „jedem neugeheckten Bruder die Hand drückt“, so bleibt eben der Erfolg aus, und es entsteht jene zerrissene, zerfahrene und verzerrte, der Titelblattbelesenheit mancher Litteraturkenner ähnliche Bildung, die möglicherweise viel Zeit gekostet, viel Kraft aufgezehrt und doch nie eine rechte, erfreuliche Ernte gewährt hat und gewähren kann. Dieses Herumnippen und -naschen an allem ohne Lust und Liebe, ohne Ernst und wahre Begeisterung währt so lange, bis der Ehrgeizige sich selbst einmal fragen muss, was er aus sich gemacht habe und — wenn er dazu noch Vernunft genug besitzt — erkennt, was für ein trauriges, wertloses Elaborat seiner selbst er sei.

Andrerseits findet man den Grund für eine solche Bildung in dem Umstande, dass im Verkehr unter der grossen Menschenmasse Scheinbildung mehr gilt als tiefe und wahre Bildung, und der geistreichelnde, routinierte Schwätzer besser reussiert als der bescheidene, an Kenntnissen und gesunden Gedanken reiche Kopf. Und weil nun der Ehrgeizige fast immer Eitelkeit besitzt, selten oder nie aber Stolz, (denn der echte Stolz gründet sich auf grössere Vornehmheit und Selbständigkeit des

Charakters wie auf energischere Begabung) so bemüht er sich und genügt es ihm, sein dankbares Publikum zu befriedigen und mit dem kunterbuntesten Durcheinander von Kenntnissen zu kokettieren. So erzählt er seinen staunenden Zuhörern, dass dieses Gemälde nicht perspektivisch genau, jene Ouverture nicht ihrem Gedanken nach konsequent durchgeführt, dass eine wissenschaftliche Hypothese über den Mond durchaus irrig und lächerlich und der Faust nichts weniger als ein Drama sei. Das alles hat er hier oder da bei seiner unstäten Arbeit, vielleicht an sich ganz richtig, aufgefasst und sich gemerkt; aber er trägt es vor mit der ganzen gewichtigen Würde eines Grundgelehrten und mit der arroganten, wegwerfenden Grazie eines eingebildeten Genies. Der Beifall wird splendid gezollt; der Ehrgeizige fühlt sich für den Augenblick tief befriedigt — was Wunder, dass er sich bei seinen Studien, wenn man seine Thätigkeit so nennen darf, befleissigt, sich mit Goldflittern zu behängen und seinen Geist mit solchen pikanten, geschmackvoll formulierten Auszügen aus allen Wissenschaften anzufüllen, da solche Scheidemünze überall am Wege liegt und beim Publikum so beliebt ist!

Ausser der Zersplitterung und der Oberflächlichkeit droht der Bildung des Ehrgeizigen wenigstens in vielen Fällen noch die Schiefheit der Auffassung und Mangel an jeglicher Objektivität. Es sind gewiss sehr wenige Fälle, dass der ehrgeizige Charakter nicht von einem heftigen, leidenschaftlichen oder kapriziösen Subjektivismus beherrscht wird und sich im Gefühl seiner überschätzten Kraft den grossen Erwägungen der Wissenschaften und Künste gegenüber autonom geberdet. Das Ich ist zu sehr Zentrum seiner Gedanken und Antrieb seiner Thätigkeit, als dass er nicht Personen und Gedanken mit dem Massstab seiner oft komisch-vaguen Ansichten messen sollte. Ja, dieses Vordrängen des subjektiven Elements geht wohl zu-

weilen so lächerlich weit, dass der Ehrgeizige über Dinge, die er nie kennen gelernt, absprechend urteilt zu Gunsten solcher Materien, von denen er zufällig Kenntnis erlangen konnte oder mochte.

Wenn schon in der schwülen, drückenden Atmosphäre eines solchen engherzig und kleingeistig beschränkten Strebens die fröhliche Unbefangenheit, die sorglose Ruhe und der gesunde Fortschritt, wie man sie von der Jugend eines Mannes erwartet, nicht gedeihen, so erschüttert der Ehrgeiz noch auf anderem Wege und mit empfindlicherer Nachwirkung die Ruhe einer jungen Seele und stellt sie vor einen Bankerott, in dem nicht selten die letzte und kräftigste Stütze des Charakters: die Selbstachtung verloren geht. Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, dass fast immer bei der ersten Entschlussfassung eines jungen Herzens, einen hohen Platz unter Künstlern, Gelehrten, Politikern u. s. w. zu erstreiten, in diesen Rausch des mit Hülfe der Phantasie vorweg genommenen Erfolges eine wahrhaftige, mehr oder minder intensive Zuneigung zu dem geübten oder gelernten Gegenstande an sich (der Kunst, der Wissenschaft) sich mischt, dass mit dem allerdings immer prävalierenden Ehrgeiz die Fähigkeit, künstlerische Eindrücke und wissenschaftliche Gedanken auf sich wirken zu lassen, sich vereinigt, wenn diese Zuneigung auch immer von der Kälte des Egoismus angehaucht ist und (wie um die selbstempfundene Unzulänglichkeit des Gefühls zu bemänteln) in ihren Äusserungen übertreibt. Nun fliegen die Gedanken des Ehrgeizigen mit einem Flügelschlage vom Anfang zum Ende; an den Vorsatz, zu wollen, reiht die Phantasie unmittelbar die aufregenden Gefühle des erlangten Ruhms, und an dem starken Impuls, welchen eine Seele in solchen Augenblicken erhält, haben Einbildung und Vorspiegelung einen grösseren Anteil als Vernunft und Wille.

True hope is swift, and flies with swallow's wings;
Kings it makes gods, and meaner creatures kings. *)

Neben diesem ephemeren Jubel hält sich, so lange er eben währt, jene oben erwähnte Eingenommenheit für das Wahre und Schöne an sich; eine Verwandtschaft der Stimmungen, die momentane Erhebung und Verworrenheit des Rausches verknüpft und verschmelzt die an sich verschiedenartigsten Empfindungen — ja, die mehr oder minder tiefe Begeisterung für das wirklich Verehrungswürdige umstrahlt die egoistischen Gelüste des Ehrgeizigen mit einer gewissen verklärenden Glorie und giebt ihnen den Anstrich idealer Bestrebungen. Das Gericht ereilt aber den Ehrgeizigen, sobald er versucht, seine Illusionen zu verwirklichen. So grausam und unnachsichtig nur jemals und irgendwo die Wirklichkeit einen vaguen Traum zerstören und ein Luftschloss fortblasen kann, so grausam und unnachsichtig thut sie es dem Ehrgeizigen, dem nicht, wie immer vorausgesetzt, ausserordentliche Gewalten zu Gebote stehen. Das Leben ernüchtert Ehrgeizige vor allen bald und gründlich. Die sehnsüchtigen Wünsche des Strebenden fliegen, unwillig über den Schneckengang der etwaigen thatsächlichen Erfolge, tausendmal an das erhoffte Ziel und müssen tausendmal wieder zurückkehren zum wirklich Erreichten. Aber nicht nur und nicht am meisten in der Winzigkeit und Spärlichkeit der Erfolge, wenn solche überhaupt eintreten, wird dem Ehrgeizigen eine schmerzliche Ernüchterung bereitet; eine solche Niederlage kann wenigstens sogar von Nutzen sein; am empfindlichsten wird der innerste Nerv eines solchen Menschen getroffen durch den gänzlichen Verlust aller reineren, edleren und selbstloseren Gefühle, die sonst noch seine ehrgeizigen Wünsche begleiteten, sie moralisch stützten und gewissermassen

*) Hoffnung ist schnell und fliegt mit Schwalbenschwingen;
Aus Kön'gen macht sie Götter, Kön'ge aus Geringen.

vor ihm rechtfertigten, beschönigten. Es ist eine Wahrheit, die keinen Zweifel zulässt, dass man nicht von Herzen und in Wahrheit den Idealen menschlicher Entwickelung nachdenken und nachstreben kann, wenn egoistische Absichten dieses Streben verunreinigen und verdunkeln, es müsste denn vor lauter Verschwommenheit der Gedanken und Gefühle dem Menschen selbst das eine wie das andere Streben nicht klar zum Bewusstsein gekommen sein. Der Geist unserer Sprache hat dem Compositum „Ehrgeiz“ nicht umsonst ein Grundwort von so bösem Klange gegeben. Und es ist beachtenswert, dass Ehrgeizige sich darüber in der Regel sehr bald klar werden, wie es auch natürlich ist; denn das Leben, die Erfahrung, die Wirklichkeit, die gerade den Ehrgeizigen besonders rauh und unerbittlich anfassen, schaffen klare Köpfe*). Die langsame, schwere, trockene, ärgerliche Ausführung seiner hochfliegenden Pläne zerstört bald die Illusion des Ehrgeizigen über die Würde seiner Absichten und Bestrebungen. Er erkennt es klar und deutlich: Was ihm hohes, heiliges Ziel, ein um der ganzen Menschheit willen erstrebenswertes Ideal sein sollte, das hat er herabgewürdigt und geschändet zum Mittel für eigene Zwecke. Was er scheinbar und vor der Welt heilig hielt, das hat er entheiligt jeden Tag und jede Stunde, das Edle, Grosse und Schöne, das ihn sonst mit besseren Empfindungen erfüllt und beglückt, hat für ihn alle Macht und allen Reiz verloren, seine Empfindung ist erloschen, abgestumpft,

---

*) Eine schöne Legende erzählt von einem Einsiedler, der den Vorsatz fasste, für jedes ihm gelungene, andächtige und inbrünstige Gebet eine Nuss an einen bestimmten Ort zu legen. Wie freute er sich, als das Häuflein wuchs und wuchs! Da kam er eines Tages auf den Einfall, die Nüsse zu öffnen, und — siehe da! — sie waren alle hohl; nur die letzte, das Zeichen seines ersten Gebets, hatte einen guten Kern. Schon beim zweiten Male hatte die Eitelkeit sein Gebet entwertet!

sein Herz leer; jetzt erst fühlt er, dass er ein Paradies verloren: die unbefangene, reine, herzliche Freude am Höheren; vor ihm selbst bleibt ihm nichts als Verachtung, vor der Welt nichts als — Heuchelei. Dieses plötzliche Erwachen, diese mit Naturnotwendigkeit eintretende und schonungslose Blosslegung seines frigiden Egoismus zugleich mit dem Gefühl des Mangels an jeglichem freiwillig und ungezwungen edlen Instinkt erfüllt den Ehrgeizigen mit einem unsäglich herben Schmerz und mit der dunklen Empfindung trauriger Vereinsamung. Mit dem Bewusstwerden seiner eigenen Profanität schwindet in ihm der Glaube an höhere und edlere Impulse überhaupt und in der ihn umgebenden Welt sieht er nur ein trübes, abstossendes und bestandloses Durcheinander, in dem tausend und abertausend kleinlich-selbstsüchtige Wünsche und Gedanken den seinen gleich sich in unentwirrbaren kritzligen Zügen kreuzen und verschnörkeln. Dieser verloren gegangene idealere Gehalt (der ja ohnehin an und für sich niemals von grosser Tiefe war) braucht dem Ehrgeizigen garnicht einmal so stark bewusst gewesen zu sein, braucht sich nie aktiv geäussert zu haben; das Ausschlaggebende und Gefahrvolle bei dieser Wendung liegt darin, dass der junge Mensch die Ideale der Menschheit vor sich entweiht hat und alle Menschen von gleicher oder schlimmerer Selbstsucht befangen glaubt als sich. Wie schnell und verwegen gerade der Selbstsüchtige auf gleiche Gesinnung bei seinen Mitmenschen schliesst, das hören wir jedesmal, wenn ein offenherziger Egoist seine Denk- und Empfindungsweise vor andern entschuldigt: Andere machen es nicht besser als ich; wenn ich nichts habe und nichts bin, hilft mir niemand.

Es ist leicht ersichtlich, wieviel von dem gepriesenen fröhlichen Mute und der sprudelnden Lebenslust der Jugend einem jungen ehrgeizigen Manne nach einem solchen Erwachen noch bleiben

muss. An Stelle der glücklich-sonnigen Jugendstimmung tritt ein Ekel, ein Überdruss, der fast peinlicher wirkt als das Gefühl der Übersättigung, welches den Lasterhaften beschleicht. In den seltensten Fällen hat dann ein junger Charakter die Kraft, über seine bisherigen Wünsche und Träume einen herzhaften Strich zu machen und den Weg ernsten und aufrichtigen Wirkens einzuschlagen. Nicht selten verschwimmt die Missstimmung des Gemüts in Schwermut und Apathie, endigt auch wohl mit Selbstmord. In den weitaus meisten Fällen aber setzt sich der Ehrgeizige in einem leichtsinnigen Augenblicke über seine innere Zerrissenheit und Haltlosigkeit hinweg und setzt sein unseliges Hangen und Bangen und Verlangen fort. Denn abgesehen davon, dass der Ehrgeizige an dem Ausbleiben oder doch der Winzigkeit seiner Erfolge tausendmal eher der Undankbarkeit und Unwissenheit der Menschen als seiner eigenen Unzulänglichkeit die Schuld giebt, wird es ihm unendlich schwer, den Genüssen der wenn auch noch so schwach befriedigten Eitelkeit zu entsagen, wird es auch seiner verlotterten, zerstreuten und zerfetzten Geisteskraft schwer, sich zu konzentrieren und zur Ausdauer zu zwingen. Auch kann er es nicht über sich gewinnen, aus diesen oder jenen Verhältnissen, wie es doch nötig wäre, herauszutreten, vielleicht ist es ihm auch thatsächlich unmöglich, und was sein Unvermögen, weder die Ideale der Menschheit noch diese selbst zu lieben und an sie zu glauben, betrifft, so schmeichelt er sich vielleicht, wenn er schon unverschämt genug gegen sich selbst ist mit der Hoffnung, es jenen überall vertretenen Schauspielern gleichthun zu können, die mit grossem Ruhm und vieler Verehrung vor der Welt eine erhabene Kunst oder edle, menschenfreundliche Gedanken vertreten, aber daheim ihre Theorieen belächeln und sie durch ihre Handlungen verhöhnen. Und wie er nun langsam

seinen Lebensfaden weiterhaspelt, bleibt ihm, wie oben gesagt nichts als Heuchelei und Schauspielerei. Er muss den vom Funken reiner Begeisterung Inflamierten oder den biedern, warmherzigen und menschenfreundlichen Mann (à la Dr. Jenkins in Daudet's „Nabob“, wenn auch nicht mit soviel Gemeinheit) spielen, während er beständig sich selbst hinter die Kulissen sieht und zu eigenem Ekel und Abscheu nichts als geschminkte, verstellte Fratzen, grobe Klexerei und alles in allem konsequente, raffiniert berechnete Täuschung bemerkt. Er spielt dabei eine entsetzlich anstrengende und aufreibende Komödie, wenigstens so lange das junge, warme Blut noch edlerer Wallungen fähig ist und ab und zu ein mahnender Gedanke, ein Heimweh nach der schönen Ruhe und dem Frieden eines selbstloseren Ringens in ihm aufsteigt. Indessen die Erpichtheit auf das Ziel, das trotz allem und allem nicht näherrücken will, der sich immer tiefer einfressende Ärger darüber stumpfen bald gegen solche Reminiscenzen ab. Wenn schon diese Empfindungen und Stimmungen wenig dazu angethan sind, den Menschen auf eine reinere Höhe zu erheben, so macht sich im Laufe der Jahre noch ein anderer Faktor geltend, der den Charakter sanft abwärts geleitet in den tiefsten Schlamm der Plattheit, Alltäglichkeit und Niedrigkeit. Es tritt jene Verdickung und Trübung des Blutes ein, jene Erlahmung der Empfindungsnerven, die langsame Petrifikation der schönen Jugendträume, das wohlige Versinken in den ewigen Schlaf vor dem Tode, welches die meisten Männer unserer Zeit dann überkommt, wenn sie gerade im erhabensten Sinne des Wortes Männer sein sollten — kurz: der Fluch des Philistertums breitet nun auch allgemach seine Schatten aus über Geist und Gemüt des Ehrgeizigen. Von seinem Haschen nach geistigem Erfolg, seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit, die seinem Charakter immerhin das Timbre einer gewissen Originalität,

Selbständigkeit, ja Vornehmheit gaben, lässt er ab und verschwindet nun in der schwarz wimmelnden Menge des gemeinen, materiellen Strebertums, sein unum necessarium formuliert er nach dem Gebetbuch des vegetierenden, schäbig-selbstsüchtigen Spiessbürgers. Die Devise dieses reichlich und nirgends mehr als im Beamtentum vertretenen Typus ist bekannt: Gebrauche im Gedränge Deine Ellbogen, und zwar schonungslos.

Wie aus oben Gesagtem erhellt, braucht der Ehrgeiz sich nicht erst in diesen Sumpf zu verlaufen, um schädlich und gefährlich zu wirken. Der gemeinen spiessbürgerlichen Selbstsucht stehen wir noch mit dem wohlthuenden Lächeln der Verachtung und mit einem gewissen souveränen Humor gegenüber. Aber mit schmerzlicher Trauer erfüllt es, den Ehrgeiz in jungen werdenden Charakteren überwuchern und bedenkliche Früchte zeitigen zu sehen. Wer jemals einer grossen Gemeinschaft von jungen Männern, z. B. in einem grossen Lehr-Institut, angehört hat, der wird erfahren haben, wie sehr Neid, Ehrgeiz, Scheelsucht und die daraus entspringende Gehässigkeit den Geist der Gemeinschaft beeinflussen und welche Stellung sie die einzelnen Geister zu dem Gegenstande der gemeinsamen Thätigkeit nehmen lässt. Fasst ohne Ausnahme: Nichts von Begeisterung für den zukünftigen Beruf oder doch für die gegenwärtige Thätigkeit! Der Ehrgeiz wälzt und windet sich in diesen jungen Herzen hin und her, beunruhigt, verdirbt sie und treibt ihnen die Blässe des Neides auf die Wangen. Die Bildung, weit entfernt, ihnen Mittel zu einem grossen und erhabenen Zwecke oder gar Selbstzweck zu sein, ist ihnen nur Mittel zur Befriedigung ihrer ehrgeizigen oder gar hier schon materiell-selbstsüchtigen Gelüste, und die Gegenstände des Studiums werden auch nur soweit poussiert, als dies zur Erreichung der augenblicklichen Absicht nötig ist. Es ist leider wahr und

nicht übertrieben, dass z. B. ein Lehrer, der jungen Leuten als seinen Schülern von einer idealeren Auffassung des Lebens und der Aufgaben des Menschen spricht, in den meisten Fällen riskiert, den frivolen Spott, das sublime Gelächter dieser jungen zukünftigen Vorkämpfer der Kultur auf sich zu ziehen. Wohl ist meistens eine Art von Begeisterung, auch ein gewisser Corpsgeist vorhanden; aber welcher Art sind sie! Die Begeisterung ist jene, welche in den schwülen Wolken der Bierstube brütet, die Gehirne so wunderbarlich verdrehen kann und mit den Gedanken eines „Illuminierten“ so drollige, halsbrecherische Tänze aufführt. Der sogenannte Corpsgeist, weit davon entfernt, auf Schutz und Wahrung der Standesehre oder auch Verallgemeinerung, Ausbreitung, Vereinigung und Veredlung geistiger Bestrebungen zu zielen, besteht in einer kuriosen Solidarität bei Ausübung von dummen oder frivolen Streichen, in einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit, die Dummheit gewisser Anschauungen nicht einsehen zu wollen, sondern im Gegenteil dieselben mit Haltung und Bravour zu vertreten. Die Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ja selbst die harmlose Tollheit und der Übermut der Jugend sollen nicht griesgrämig bekrittelt und verurteilt werden. Aber das Lächerliche an jener modernen Erscheinung ist, dass man den grössten Thorheiten und Alfanzereien eine gewisse Würde, ja zuweilen wohl gar eine Art tragischen Ernstes anzuhängen sucht, und das hässlich und widerwärtig Berührende besteht darin, dass dieselben Jünglinge einem solchen Fetisch von Corpsgeist bedenkliche Opfer bringen würden, aber nicht im Stande sind, sich auch nur zu zweien zusammenzuthun, um in einer neid- und selbstlosen Freundschaft des Geistes zu beharren und an leuchtenden Vorbildern und gemeinsamer begeisterter Arbeit sich zu erwärmen und zu stärken. Der Ausnahmen sind unendlich wenige,

und wer Erfahrung nach dieser Seite besitzt, wird eine solche Behauptung nicht für schwarzseherisch übertrieben ansehen. Man kann es in jeder Schule, sowohl bei erwachsenen als unerwachsenen Zöglingen erfahren, dass, wenn das überwallende Neidgefühl sich Luft zu machen versucht, die meisten jungen Naturen eine Beschränktheit und Kleinlichkeit, einen verhaltenen, boshaften Grimm, eine Grausamkeit und Perfidie an den Tag legen, die unter anderen Umständen wirklich und glücklicherweise ganz ausser ihrem Charakter liegen. Und wer selber wohl einmal von der jähen Glut des Neides überrascht wurde, sich aber rechtzeitig darüber ertappte und den Neid bezwang, der erinnert, dass er in solchen Augenblicken sich selbst nicht wiedererkennt, dass er erstaunt über die Niedrigkeit und Hässlichkeit der in ihm aufgestörten Gedanken und Wünsche, und dass dem Augenblicke des erbosten Neides eine nachhaltige, tiefe und schmerzliche Scham folgt. Diese schroffen Gegensätze, dieser ruckweise Seelenvorgang unterscheidet sich eben sehr bemerkenswert von dem langsameren dialektischen Prozess zwischen Gewissen und Versuchung, der in der Regel unseren etwaigen unwürdigen Handlungen vorangeht und unmerklich unser moralisches Niveau erniedrigt.

Ohne Zweifel muss es eine heilige Aufgabe der Erziehung sein, die Kindheit wie die reifere Jugend vor der schädlichen Treibhaustemperatur des vaguen Ehrgeizes zu bewahren und ihnen die destruktiven Einflüsse des Neides fernzuhalten. Wenn aber doch der Neid, der Ehrgeiz für den Einzelnen wie für die Gesamtheit von grossem Nutzen und, was mehr sagen will, ein- für allemal unausrottbar, weil in der menschlichen Natur und ihren Entwickelungsgesetzen begründet sind! Was dann? Müssen wir dann wohl oder übel und ohne Phrase im Hinblick auf den Fortschritt der Menschheit den Ehrgeiz als eine conditio sine qua non

hinnehmen und mit ihm den Schmerz, den er dem Ehrgeizigen selbst, die Anfeindungen und Intriguen, welche er der Umgebung des Strebenden einträgt? Nein! Man wird den Ehrgeiz, den man nicht vertilgen kann, auch nicht in ein Wonnegefühl verwandeln, man wird ihm einen gewissen schmerzlichen Stachel nicht nehmen können. Aber man kann seinen Charakter veredeln, man kann ihn durch vernünftige erzieherische Massregeln mässigen und muss ihn bei weitem mehr mässigen, als es heutzutage geschieht, man kann seiner fruchtbaren, treibenden Kraft solidere, wohlthätigere Wirkungen entlocken, als die Befriedigung der Eitelkeit und überhaupt rein selbstischer Gelüste, gleichwie man die Hasserin des Menschenwerks, das Feuer, in eine wohlthätige Macht gewandelt hat.

Zunächst sollte der Ehrgeiz in der Schule der Kleinen eine bescheidnere Rolle spielen. Die pedantische Betonung des Ehrgefühls, wie sie sich in den stereotypen Einrichtungen des Zensierens und Lozierens ausspricht, steht zu der naiven, ursprünglichen, keimenden, fröhlichen Kraft des Kindes, die wenigstens im Beginn des Lernens förmlich nach Bethätigung und Beschäftigung schreit, in einem höchst grotesken Gegensatze. Bei dem erfreulichen Eifer der modernen Schulmänner, die Methodik des Unterrichts immer mehr mit psychologischer Erfahrung zu durchtränken und auf diese Weise rationeller zu gestalten, steht auch zu erwarten, dass die Lernfreudigkeit mit der Lernleichtigkeit immer mehr gehoben und dadurch der unfreundliche Wetteifer des Ehrgeizes, soweit überhaupt möglich, verdrängt werde. Wenigstens geben die bisherigen Erfolge an wohlgehaltenen Schulen zu solcher Hoffnung entschieden Recht. Man bemüht sich ja gewiss mit Recht, die rohe Furcht als Treiber zur Arbeit aus der Schule zu verbannen, indem man die körperliche Strafe mehr und mehr beschränkt oder ganz aufhebt. Aber

der angestachelte, aufgeregte, zitternde, prickelnde Ehrgeiz wäre für jene Furcht ein ungesunder Ersatz.

> „— — — Für die Kleinen aber war die Verlesung der Zeugnisse etwas ganz anderes. Ehrgeiz und Eitelkeit, Enttäuschung und Verzweiflung — bis zur Gefühllosigkeit hinab; Missgunst und Hass, Hochmut und Schadenfreude — bis zur Rachsucht hinauf — all' das ging durch die dichtgedrängten Reihen der kleinen Köpfe; es war ganz wie eine Vorübung für das Leben in der Kunst, sich mit den Ellbogen vorwärts zu stossen, an einander vorbei zu kommen und wäre es nur um eine einzige Nummer; Gleichheit und Kameradschaft sollten vergessen werden, um sie daran zu gewöhnen, sich im Kampf mit den anderen um Rang und Ruhm zu denken; sie lernten nach oben hin missgönnen und nach unten hin verachten. Und während in dem langen Jahre nicht das Mindeste gesagt oder gethan worden war, um die mühsame Erwerbung von Kenntnissen zu einer gemeinsamen Arbeit in Freude und Brüderlichkeit zu machen, so ward jetzt auch beim Abschluss des Jahres nicht mit einem Wort von den Kenntnissen gesprochen als solchen, die Gleichheit und Brüderlichkeit hervorbringen, sondern es wurden diese Kenntnisse selber im Gegenteil dazu gebraucht, um sie alle sorgfältig zu rangieren und zu numerieren — nach unten und nach oben." (Aus „Gift" von Alexander Kielland.)

Man wird, wie gesagt, hoffentlich auch für den Ehrgeiz einen Ersatz finden und die Verantwortung für die Leistungen der Kinder mehr und mehr mit der praktischen Tüchtigkeit des Lehrers in Verbindung bringen.

Wenn man behauptet, dass das bessere Betragen und der grössere Fleiss gewisser Schüler doch Belohnung oder gegenteilige Eigenschaften an anderen Schülern Bestrafung heischten, so ist zu erwidern, dass, wenn der Lehrer nur einigermassen in seiner Schulgemeinschaft die Wärme und Innigkeit einer gewissen Familiarität zu erzeugen weiss, ein solcher Lohn oder eine solche Strafe sich meistens von selbst ergeben. Ein freundliches Lächeln, ein Scherzwort des Lehrers, eine verschwiegene Vertraulichkeit und Zutraulichkeit zwischen ihm und seinen guten Schülern ist

diesen eine wahre Herzensfreude und Lohn und Ermutigung genug, und sie fühlen dieses unsichtbare Band zwischen dem Lehrer und sich sehr wohl mit dem den Kindern eigenen Zartgefühl für Zuneigung und Wohlwollen. Andererseits findet der lässige und ungezogene Schüler seine Strafe in einer grösseren Zurückhaltung, Fremdheit, in einem ebenso wie jene Vertraulichkeit verschwiegenen, bedauernden Ernste des Lehrers ihm gegenüber. Ein Kenner der kindlichen Seele weiss, wie tief eine solche (spontane, nicht erkünstelte!) Zurückhaltung des Lehrers selbst die Herzen der widerspenstigsten Unholde und Arbeitsscheuen ergreift, wenn sie nicht von Haus aus gänzlich verroht und verkommen sind. Denn wer in Kinderaugen zu lesen versteht, der findet in ihnen auch bei den schlechtestgearteten jene Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit, welcher die Kinder bedürfen und begehren in der Schule wie im Hause. Es ist einer der glücklichsten und fast immer mit Erfolg gekrönten Kunstgriffe eines kinderfreundlichen Lehrers, ein widerstrebendes Kind, bei dem immer einmal hier oder da ein glücklicher Moment eintritt, in dem es sich interessiert, willig und aufmerksam erweist, in einem solchen Augenblicke zu erfassen und mit freundlichem Zuspruch zu ermuntern. Man kann alsdann einen merkwürdigen Feuereifer, ein hastiges, fast aufdringliches Interesse sich entfalten sehen, in welchem sich deutlich das Verlangen des Kindes kundgiebt, die einmal gewonnene Position zu behaupten und die beglückende Stimmung zwischen sich und dem Lehrer zu erhalten. Aufmerksamkeit und Ausdauer des Lehrers gehören dann dazu, die gute Regung im Kinde zu kräftigen. Aber alles das ist möglich ohne ostensives Loben oder Tadeln, ohne Zensuren und Versetzung, kurz: ohne Anstachelung des Neides, des Ehrgeizes. Und um einem etwaigen Missverständnisse vorzubeugen, mag noch besonders

betont werden, dass Annäherung und Zurückhaltung des Lehrers um alles in der Welt nicht kalt und künstlich von ihm abgemessen, nicht pedantisch trocken überlegt sein sollen. Sie sollen spontan, freiwillig, natürlich sein! Hier tritt voll und ganz das Herz des Lehrers ein; es ist menschlich und natürlich, dass Anmut des Betragens und Lebhaftigkeit des Geistes ihn anziehen, und dass Unart und Trägheit ihn ernst, traurig, zurückhaltend stimmen. Er darf durchaus diese Wirkungen äussern; denn er kann dabei die strengste Unparteilichkeit bewahren, und (worauf es hauptsächlich ankommt) seine Zurückhaltung gegen unsympathische Schüler braucht nie den herben Zug einer ein- für allemal entschiedenen Abneigung zu tragen. Auch bei einem derartigen Charakter der Schulgemeinschaft werden vielleicht die Regungen des Ehrgeizes nicht ewig in den Herzen der Kinder vollständig vergraben und verschwiegen bleiben. Aber man kann dem Ehrgeize kräftig entgegenarbeiten, ihn in die Schranken des Ehrgefühls bannen und ohne ihn die Ziele der Schule erreichen. Das ist ein Segen; jeder Kinderfreund muss zugestehen, dass ein ehrgeiziges Kind unter allen Umständen eine krankhafte, anormale, widerwärtige Erscheinung ist.

Jedenfalls würde auch ein derartiges der Scheelsucht und Gehässigkeit gegenüber prophylaktisches Verfahren einen wesentlichen Beitrag zur reineren Gemütsbildung der Kinder bedeuten. Sind doch überhaupt die Eindrücke der Kindheit von so immenser Bedeutung für die spätere Gestaltung des Gemüts und für den Idealismus der reiferen Jugend! Und so gut der ungebundene Ehrgeiz die Illusionen der Jugend schnell zerstört und zersetzt, so gut sind eben diese Illusionen und ist überhaupt ein wärmeres und reicheres Gemüt die Sphäre, in welcher die schädlichen Konsequenzen des Ehrgeizes am schwersten gedeihen. Darum wäre auch



einer Läuterung ehrgeiziger Triebe durch eine tiefgreifende Kultivierung des Gemütslebens wesentlich gedient. Dass die jungen Männer unserer Tage mit seltenen Ausnahmen in eine erschreckende Gefühlsarmut versunken sind, unterliegt keinem Zweifel. Der viel und mit so grossem Recht beklagte Indifferentismus der Männer gegen die Erzeugnisse der Kunst und Litteratur beweist es. Mit einem Hinweis auf die Gemütsbildung als ein Mittel zur Bekämpfung des rücksichtslosen Ehrgeizes ist allerdings wenig gethan. Denn einmal ist die Entwickelung des Gemütslebens eben derjenige Teil der Erziehung, an welchem dem Hause (wenigstens während der Kindheit) ein- für allemal der grösste Anteil verbleibt, und eine Besserung der häuslichen Erziehung verlangt nichts Geringeres als eine Besserung der Menschheit überhaupt. Um solche allgemeinen Forderungen pflegt aber „die Menschheit“ sich leider nicht zu kümmern. Andererseits sind sich die Gelehrten über die zu wählenden Mittel und Wege zu einer solideren Gemütsbildung noch immer sehr uneinig, und die pädagogische Wissenschaft ist in diesem Punkte ebenso weit hinter der Methodik der Geistesbildung zurückgeblieben, wie überhaupt der sittliche Wert der Menschen hinter ihrer Intelligenz.

Dennoch haben Lehrer und Erzieher der Jugend ein ausgezeichnetes und wirksames Mittel in ihren Händen, um dem für Bildung und Charakter verderblichen Ehrgeiz die Spitze abzubrechen: Das ist eine *solidere Geistesbildung*. Diese Forderung scheint mir die treffendste und muss die entschiedenste sein aller für's erste realisierbaren Forderungen überhaupt. Man befestige in den Kindern und hernach in den strebenden und lernenden Jünglingen mehr als je die Fundamente der Bildung! Man kann einen Geist nicht besser disziplinieren, als wenn man seiner Arbeit eine unverlierbare Grundlage giebt. Die unfehlbare

Herrschaft über die Elemente des Wissens (man braucht hier nicht den Begriff „Elemente“ gar so eng zu fassen) ist allein schon hohe Bildung und besser und seltener als die Weisheit manches „Gelehrten“. Eine solche Sicherheit giebt der Arbeit bei allem Eifer zufriedene Ruhe und bestimmte, bewusste Richtung. Sie giebt aber auch auf seltsame Weise einen klaren Begriff von dem gewaltigen Umfang und von der Würde einer Wissenschaft. Ihre Folge ist darum richtige Selbstschätzung und Bescheidenheit. Man kann die Erfahrung machen, dass die am gründlichsten gebildeten fast immer die bescheidensten und darum am wenigsten ehrgeizigen Männer sind. „Der Ehrgeiz ist eine gesunde Eigenschaft, sobald er mit dem besonnenen Bewusstsein der eigenen Leistungsfähigkeit gepaart ist“ — so las ich vor Zeiten in einem Aufsatz über H. v. Kleist. Aber man muss den Lernenden auch Gelegenheit geben, auf der gewonnenen festen Grundlage selbständig weiter zu bauen. Man lasse die jungen Geister zu Atem kommen, damit sie sich ungehindert in die ihren Anlagen und ihren Neigungen entsprechende Thätigkeit versenken, vertiefen können! Musse zu selbständiger Arbeit ist ein Glück, ein Segen für die kräftige Entwickelung des Geistes. Wenn die Lehrer nur einigermassen für ihre Gegenstände zu interessieren und die Anlagen der Schüler zu entdecken und zu lenken wissen, so ist die Jugend wegen ihrer Kraftfülle zu tieferem Eingehen und zu liebevollem Erfassen der Gegenstände gern bereit. Und mit dem weiteren Vordringen in ein gern betretenes Gebiet wächst noch immer mehr das Bewusstsein von der umfänglichen wie inhaltlichen Grösse der zu lösenden Aufgabe. So gerüstet mag immerhin der junge Geist in den Wettstreit der jugendlichen Kräfte treten, mag er sich messen und vergleichen mit anderen. Wenn er noch den schmerzlichen Stich des Neides fühlt, so wird er nicht leichtfertig

und verblendet seinem Unbehagen in einem tückischen, boshaften Hasse gegen seine Nebenbuhler Luft machen, sondern er wird den Stachel des Ehrgeizes gegen sich selbst wenden und sich zu erneutem Eifer anspornen. So wird ihm der Ehrgeiz wahrhaft zur treibenden, fruchtbaren Kraft. Er hat einen hohen Begriff von der Sache, welcher seine Nebenbuhler wie er selbst dienen; die gesunde, ehrliche Arbeit hat sein Wesen geadelt, und er ist nunmehr zu vornehm, zu anständig, um gemein zu beneiden und zu begeifern, wenn er auch in dem Augenblicke, wo er den Vorsprung eines Rivalen gewahrt, diesen nicht gerade liebevoll umarmen möchte. Wenn der Geist eine solche Gewalt über den Willen gewonnen hat, so ist schon ein Grosses erreicht. Aber einmal so weit gelangt, ist dem Menschen noch höhere Vollendung erreichbar. Je mehr das Jünglingsalter dem Mannesalter weicht, je mehr der Mann mit seinem Ideal und mit seiner Arbeit eins wird, umsomehr erhebt er sich über sich selbst, und was er zu selbstischem Zwecke begonnen, das kann er mit edlerer Absicht weiterführen. So manche, auch unbedeutende Menschen machen die Wandlung des Goethe'schen Faust durch, der anfangs nur daran denkt, sich selbst zu den Göttern zu erheben und hernach die selbstsüchtig errafften Geistesgüter im Dienste der Menschheit verwertet. Mit dem tieferen und edleren Gehalt in seinem Innern empfindet der Mensch alsdann die Schalheit und Oberflächlichkeit menschlicher Gunstbezeugungen; er fühlt, dass sie nichts sind gegen die in ihm wohnende reine und heilige Sehnsucht nach der Wahrheit, gegen das Glück des Erkennens, gegen die Freuden eines mit Segen erfüllten Berufs. Er arbeitet immer fort mit unermüdlichem Eifer und liebevoller Ausdauer; aber der Ehrgeiz ist wohl ganz geschwunden.

So werde denn der Krieg erklärt dem Ehrgeiz, dem scheelen Neide und dem widerwärtigen

Strebertum! Es hiesse ja doch an der siegenden Kraft der reinen Wahrheit uud der reinen Schönheit jämmerlich verzweifeln, wollte man wähnen, dass man nur durch Vermittelung des Ehrgeizes die Jugend den idealen Zielen ihrer Entwickelung zuführen könne. Der Ehrgeiz mag unter Umständen zu etwas Gutem führen — jedenfalls darf er in dem Entwickelungsgange eines normalen Menschen nur eine flüchtig vorübergehende Rolle spielen. Den Ehrgeiz aber in aller Form als alleinseligmachenden Vorwärtstrieb der Menschheit sanktionieren, das ist ein Irrtum und ein Vergehen, dessen sich kein denkender und fühlender Lehrer, kein wahrer Menschenfreund schuldig machen sollte.

Constante Majoritäten.

(1887.)

Die politische Konsequenz des Pessimismus ist die Verachtung der Majorität, der absolute Monarchismus und Despotismus, und nur auf den Pessimismus lassen sich diese politischen Krankheiten und Verirrungen zurückführen. Wer die Menschheit für eine Gesellschaft blinder, vernunftloser, dem stupiden „Willen zum Leben“ sklavisch unterworfener Thoren hält, muss sie natürlich unter dem Polizeistock eines allmächtigen Vogtes am besten aufgehoben wähnen.*) Wer nun behaupten wollte, dass die Majorität immer im Rechte sei, würde selbstverständlich Unsinn reden und einen Sturm des Widerspruchs hervorrufen. Vielmehr Beifall scheint gegenwärtig das vornehme Philosophem zu finden, dass Recht und Vernunft immer bei der Minorität zu suchen seien. Und doch ist eine Phrase so billig und haltlos wie die andere. Richtig ist allerdings, dass jede neue Wahrheit zunächst durch eine Minorität vertreten wird, die, wenn sie nicht zufällig über eine gewisse Machtsumme verfügt, für jene Wahrheit leiden und ohne ihre Segnungen sterben muss. Jeder Fortschritt,

---

*) Man kann es allerdings erleben, dass ausserordentliche geheime und öffentliche Confusionalräte den Pessimismus mit Freisinnigkeit, Sozialismus, Anarchismus, Nihilismus, ja — man staune! — mit Materialismus und Darwinismus in ursächlichen Zusammenhang bringen, während doch diese Anschauungen samt und sonders den hochgradigsten Optimismus (d. h. das Vertrauen auf den Weltfortschritt) zum Teil sogar in unsinnig überschwenglicher Weise voraussetzen oder auf ihn hinführen. Ein köstliches Beispiel jener Verworrenheit leistet sich ein gewisser Oberst v. Meerheimb in seiner „Psychodramenwelt“, einem Buche, das echte Poesie mit fabelhaftem Unsinn und haarsträubendem Schwulst auf verblüffende Weise vereinigt.

den die Menschheit verzeichnen durfte, hat sich durch Macht zur Geltung gebracht. In civilisatorischen Dingen ist Macht im letzten Grunde gleichbedeutend mit Majorität; in der Politik ist Macht nichts weiter als blanke, zählbare Majorität. Dieser Thatsache gegenüber können aufgeblasene Redensarten von persönlichen und dynastischen Herrschafts- und Souveränetätsrechten, von monarchischem Willen u. dgl. m. nur ein Lächeln der Rührung erwecken. Ja, wir wissen es: tausendmal hat eine brutale, freche Majorität eine edle, hülflose Minorität totgeschlagen; aber das alles hilft nichts: wir müssen doch von der Majorität den endlichen Sieg des Besseren erwarten. Die Minderheit, die daran verzagt, jemals Mehrheit d. h. Macht zu werden, soll einpacken; sie hat für die Menschheit keinen praktischen Wert. Ibsen's Dr. Stockmann verdirbt alles Gute, was er geleistet, durch die fade Sentenz, der stärkste Mann sei der, welcher allein stehe. Gewiss: das Genie steht fast immer allein, und das Genie ist in individuellem Sinne und im Hinblick auf die Zukunft der stärkste Mensch; stark aber im Sinne der gegenwärtigen, ausdauernden praktischen Kraftbethätigung — und das ist die Meinung des Ibsen'schen Helden — ist der Alleinstehende wahrhaftig nicht; im Gegenteil: hier ist er eine armselige Null. In diesem Sinne sind „Mann" und „alleinstehen" einander widersprechende Begriffe. — Die politischen Vertreter der Minoritätsgerechtigkeit identifizieren die rechthabende Minorität gar zu gern mit den „gebildeten Ständen". Man sollte es nicht immer zu wiederholen brauchen, dass gesunde Vernunft und Urteilsbefähigung sich oft sehr unabhängig zeigen von dem, was wir Bildung nennen. Zudem laufen die Ergebnisse, müssen die Ergebnisse der einzelnen Bildungswissenschaften schliesslich auf relativ einfache Wahrheiten hinauslaufen, die allerdings oft durch eine „gelehrte" Zunftsprache verdunkelt

werden. Und wie der Philosoph die Resultate der Forschung aufnimmt und neu verwertet, ohne eine allseitige Einsicht in ihre fachwissenschaftliche Gewinnung haben zu können, so nährt sich, lebt und gedeiht der schlichte, gewöhnliche Mensch vom geistigen Brote, ohne den intellektuellen Prozess seiner Zubereitung zu kennen. Sehr richtig hat deshalb auch die Wissenschaft erkannt, dass Verbreitung ihrer Aufschlüsse im Volke ein ebenso lohnendes wie unerlässliches Stück ihrer Aufgabe sei.

Welcher Art wird nun die Majorität sein müssen, von deren Machtspruche wir das Heil eines Volkes und damit das der Menschheit zu erwarten haben? Wird es eine constante Parteimehrheit oder eine wechselnde Mehrheit von Individuen sein müssen? Ohne Zweifel das letztere. Ein unbegrenzter Individualismus würde freilich jede kompakte, brauchbare Mehrheit ausschliessen. Aber die festgewurzelte, unbewegliche Parteimajorität ist ein Baum, auf dem die Blüten der Wahrheit verfaulen, ehe sie zu Früchten werden. In diesem Falle tritt wirklich ein, was Ibsen behauptet: die Parteiprogramme erdrosseln die jungen, lebensfähigen Wahrheiten.

Der Reichskanzler nimmt bekanntlich seine Majoritäten, wo er sie findet, und die abwechselnde Benutzung der Nationalliberalen und des Zentrums, namentlich das anmutige Spiel des „Andiewanddrückens“ der ersteren, bietet ein wahres Musterbeispiel — schwankender Majoritäten. Die Antipathie gegen das Zentrum und seinen Führer hindert den „Lenker unserer Geschicke“ nicht im mindesten, gelegentlich für ein Stück aufgehobenen Maigesetzes ein zollfreundliches Gesicht von jenen einzuhandeln. Wie gestaltet sich aber die Sache, wenn sich einmal eine Majorität gegen den Gewaltigen zusammenballt? Da urteilt er mit strenger Miene: Diese Majorität ist keine feststehende, ist eine zufällig und gelegentlich zusammengelaufene;

mit ihr kann ich auf anderen Gebieten nichts ausrichten, mit ihr kann ich keine Politik machen, ergo kann ich meinen Willen nicht unter dieselbe beugen — setzen wir hinzu: wenn diese Unterordnung des persönlichen Willens auch nach sonstigen menschlichen Begriffen nur recht und billig wäre. Sehen wir uns doch diese Forderung einmal näher an: eine feststehende Majorität! In der That ein leuchtendes Ideal! Sie wird erreicht sein, diese feststehende Majorität, wenn alle Menschen wenigstens annähernd vollkommen geworden und deshalb in allen gemeinsamen Fragen einmütig sind; dann aber wird vermutlich Fürst Bismarck nicht mehr „leitender Staatsmann“ sein, weil man dann einen schwachen fehlbaren Menschen aus dem neunzehnten Jahrhundert für diesen Posten nicht mehr gebrauchen kann, weil dann so eine einzelne alles bestimmende Persönlichkeit gar nicht mehr zur Geltung kommen kann. Bis zu diesem nicht allzu nahen Zeitpunkt werden aber die gesunden Majoritäten in ihrer Zusammensetzung immer schwankend bleiben, weil die Menschen lebendige, mannigfaltige Naturen sind und es niemals wirklich und bis zur mechanischen Selbstlosigkeit lernen werden, sich alle oder doch in bestimmten Mengen und Gruppen nach einer Schablone, z. B. nach einer von der deutschen Reichsregierung angefertigten Schablone, zu entwickeln. Nirgends in der Geschichte hat es jemals eine in allen Fragen des politischen, religiösen und sozialen Lebens andauernd feste Majorität gegeben, wenn nicht äusserliche Momente an Stelle des freien Willens und freien Denkens die Menschen verband. Will der Kanzler eine constante Majorität? Nun, so beweise er, dass das Regierungsprogramm in allen wesentlichen Punkten ein richtiges ist und durchaus andauernde Unterstützung verdient. Etwas einleuchtend Gutes hat immer die beste Chance, allgemein zu gefallen. Was hören wir? Das Regierungsprogramm hat

seine Mängel? Natürlich, denn es ist ja Menschenwerk, und ein Menschenwerk ist nie vollkommen. Ei, dann muss es sich der Kanzler gefallen lassen, dass eine andere Majorität die seine hie und da durchbricht und ihre Entschliessungen an die Stelle der seinigen setzt! Ebenso müsste die Opposition, wenn sie Anspruch auf eine absolut constante Majorität machen wollte, bei ihren Plänen schlechthinnige Unantastbarkeit in allen wesentlichen Bezügen voraussetzen; andernfalls muss auch sie es sich gefallen lassen, dass bei dieser oder jener Gelegenheit ein Teil von ihr abfällt und ihren Gegnern eine vorübergehende Majorität bilden hilft. Selbstverständlich fordert die Parteidisziplin, dass der Einzelne eine Meinungsverschiedenheit in Nichtprinzipfragen im Interesse des Ganzen unterdrücke. Weicht er indessen einem gewissen Gegenstande gegenüber in seiner fundamentalsten Auffassung von seinen Parteigenossen ab, d. h. entsteht eine prinzipielle Differenz, so ist es nicht nur sein Recht, sondern sogar seine heilige Pflicht, anders als diese zu stimmen. Ein treues, ehrliches Herz besitzt wohl Corpsgeist, aber keinen Hammelherdengeist. Eine Mehrheit, die heute und morgen und alle Tage in einer Richtung bei Hauptsachen und Nebensachen durch Dick und Dünn geht, kann nur durch einen Trieb in dieser Gleichförmigkeit erhalten werden — durch Parteiverblendung. Diese Parteiverblendung veranlasst den Reichskanzler bekanntlich, wo er im gegnerischen Lager auf dieselbe zu stossen meint, zu grosser moralischer Entrüstung; gleichwohl fordert er sie indirekt für seine Zwecke, wenn er nur den Willen einer (ihm freundlichen) constanten Majorität respektieren will. Mit einer zähen, aus Vorsatz unerschütterlichen Majorität hört die Bedeutung der Majoritätsentscheidung, die auf der einfachen Souveränetät des von allen fremden Einflüssen freien Willens beruht, überhaupt auf. Freilich ist auch die Entscheidung durch Mehrheits-

beschluss allen Finsterlingen und Volksfeinden ein Dorn im Auge. Dieses Institut ruht auf der Voraussetzung, dass die Menschheit immer vollkommener, und dass es darum mit der Welt immer besser werden muss, dass die Menschheit in ihrer Mehrheit immer mehr und mehr das Gute und Wahre ergreift, oder anders ausgedrückt, dass Recht und Wahrheit in der Menschheit eine immer grössere Stimmenzahl und zuletzt die absolute Majorität finden werden. Das ist eine im Grunde optimistische Auffassung der Menschennatur. So gern es nun auch die Leute vom Gefolge des Herrn Reichskanzlers sehen, dass der Arbeiter mit Optimismus sein karges Stück Brot isst, dass er sich mit Optimismus auf sein elendes Lager wirft und mit Optimismus auf die väterlich-liebevolle Gesinnung seiner Herren und Fürsten vertraut — ebenso gründlich verabscheuen sie dieselbe Lebensanschauung, wenn man aus ihr konsequenter Weise die Berechtigung des Mehrheitsbeschlusses folgert. Hier werden jene Herren zu den galligsten Pessimisten, sie, die doch hinwiederum eine so prächtige spiessbürgerlich-sittliche Entrüstung produzieren, wenn ein Zola die stellenweise und zeitweilig hervortretende Niedrigkeit und Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts in treuen Farben darstellt, in einer Weise darstellt, die nach der Meinung dieser Herren, „auf eine Negation alles Sittlichen und alles Schönen in der Welt hinausläuft".

Eine absolut feststehende Majorität ist politisch wertlos. Eine solche Mehrheit wünschen wir weder der Regierung noch der Opposition. Wohl aber wünschen wir dem Reichskanzler eine gegnerische Majorität, aus deren Munde mit ehernem, Achtung erzwingendem Klange die Stimme des vom naturgemäss wechselnden Zeitgeist befruchteten Volkswillens ertönt.

Eine Phrase der Geistig-Armen.

(1887.)

„Wir Zivilisten verstehen nichts von Militärsachen!" so lautet das herrliche geistige Armutszeugnis, das der ganze Schwarm der Konservativen und Nationalliberalen sich bei Gelegenheit der Militärdebatte promptest ausgestellt hat, und auf das besagter Schwarm bei passender und unpassender Gelegenheit immer wieder zurückkommt. Diese modernen Ignorantiner haben den Schein jener Bescheidenheit für sich, die sich „kein Urteil anmasst über Dinge, die sie nicht versteht". Und der Kanzler hat den Gedanken, dass Windthorst und Richter dem Autoritätsspruche Moltkes und anderer militärischen Grössen mit Recht widersprechen könnten, als absurd hingestellt — Grund genug für die „geistig-armen" Jasager, in dasselbe Horn zu stossen.

Gehen wir einmal dieser Bescheidenheitsphrase auf den Grund! Zunächst wäre es logisch ein barer Unsinn, dem Reichstag überhaupt ein Entscheidungsrecht zuzusprechen über Dinge, die er nicht versteht. Wenn der Reichstag Unkenntnis halber nichts abschlagen darf, so hat er Unkenntnis halber auch nichts zu bewilligen; denn zum Bewilligen gehört „so zu sagen" auch Verständnis der Sache, wenn das auch nicht jedermann einsieht. Wenn aber die militärischen Autoritäten allein im Stande sind, die Sachlage richtig zu beurteilen, so geschähe ihnen doch ein bitteres Unrecht, wenn sie, die allein Wissen-

den, nicht auch die allein Bestimmenden sein sollten. Wäre denn aber die militärische Autorität wirklich die einzige auf Erden, die sich die Unfehlbarkeit in jeder Hinsicht ergattert hätte?! Wir wagen daran zu zweifeln.

Zunächst sind auch wir der Ansicht, dass man in öffentlichen wie in privaten Dingen gut thut, in erster Linie Fachmänner zu hören. Worin einer Tag für Tag und Stunde für Stunde arbeitet, darüber zu reden, hat er ein gutes Recht, und er darf verlangen, aufmerksam gehört zu werden. Indessen gehört zur Beurteilung aller menschlichen Angelegenheiten ausser der jeweiligen Fachkenntnis noch ein gehöriges Stück allgemeiner gesunder Vernunft, und diese pflegt denjenigen Geistern, die jahraus, jahrein auf einem und demselben Gebiete menschlichen Denkens thätig sind, nicht selten ganz oder doch fast ganz verloren zu gehen. „Die Gelehrten — die Verkehrten" — soweit dieses Sprichwort wahr ist, trifft es die Gelehrten der Kriegswissenschaft gewiss nicht minder als die Vertreter anderer Wissensgebiete. Neben jeder emsigen Vertiefung in ein engbegrenztes Teilgebiet schleicht das drohende Gespenst der Einseitigkeit einher, und selbst dem vorzüglichsten Geiste ist es aus Gründen menschlicher Unvollkommenheit nicht immer möglich, sich neben der eifrigen Forschung im Einzelnen einen offenen und unverschleierten Blick für das grosse Ganze, für die allgemeinen Interessen der Menschheit zu bewahren. Die wahrhaft bedeutenden und wahrhaft bescheidenen Geister unter den Fachgelehrten sind sich deshalb auch meistens wohl bewusst, dass sie einer Ergänzung von Seiten derer bedürfen, die mitten im ganzen und vollen Leben stehen, und deren Gesinnungen und Wünsche aus dem Schosse des frischen Lebens erwachsen. Die Hinzuziehung des Laienelements bei allen öffentlichen Angelegenheiten ist deshalb eine dringende Forderung der reinen und unbeirrten Vernunft.

Die dünkelhafte Fachisolierung geht aber gegenwärtig so weit, dass sie anfängt, auf das Zwerchfell zu wirken. Eine Zeitung für Kunstreiter und Berufsverwandte spricht einem bedeutenden Professor der Ästhetik das Recht ab, über Cirkuskünste zu urteilen, da er nicht „Fachmann“ sei, d. h. also, weil er nicht über zwölf Pferde springen, mit hundert Kilo hantieren und ein Ei auf der Nasenspitze balancieren könne. Ja, ja, das naseweise Dreinreden von Laien wird nicht aufhören, bis jeder Professor der Ästhetik einen Kursus am freischwebenden Trapez durchmacht und jeder männliche und weibliche Erdenbürger vom ersten Schritt an den Zweck des menschlichen Daseins — auf dem Exerzierplatze studiert!

Aber jene Hinzuziehung des Laienelements ist auch eine Forderung der Billigkeit und Gerechtigkeit, eine Forderung der Moral. Es ist eine Schwäche des einzelnen Menschen, gewöhnlich mehr zu verlangen, als ihm mit Rücksicht auf die Gesamtheit gewährt werden kann. „Jedes Dasein ist ein Egoismus“, lässt ein moderner Dichter einen seiner Helden sagen, und bis zu einem gewissen Grade trifft diese Auffassung zu. Auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein, ist bis zu einer bestimmten Grenze überhaupt sittlich erlaubt; es giebt aber noch eine Menge von Wünschen und Begehrungen, die der Einzelne verfolgen kann, ohne mit dem geschriebenen Gesetz zu kollidieren, und die er doch aus höheren Sittlichkeitsgründen nicht verfolgen darf, weil er sie nur auf Kosten seiner Mitmenschen befriedigen könnte. Hierin pflegt aber eine grosse Menge von Menschen nicht skrupulös zu sein, und die weniger guten als klugen Leute verhöhnen sogar denjenigen, der nach dieser Seite hin Bedenken hegt, und verargen es ihm, dass er nicht zugreift, wo etwas zu haben ist. Dieser individuelle Egoismus findet sein vollkommenes Ebenbild im Standesegoismus. Auch dieser hat seine

stark berechtigte Grundlage, ist aber im übrigen ebenso rücksichtsvoll und ebenso rücksichtslos in seinen Wünschen wie jener. Die Einbildung, dass dem eigenen Stande dieses oder jenes Privilegium, dieser oder jener Vorteil, diese oder jene Stütze vor der Allgemeinheit gebühre, entsteht so leicht, so natürlich, so ganz von selbst, dass man sich als Glied des betreffenden Standes gar nicht vorstellen kann, wie Aussenstehende noch einen Zweifel in die Berechtigung der jeweilig gestellten Forderungen setzen können. Man hat sich eben „im engen Zirkeltanz, wie junge Katzen mit dem Schwanz" gedreht und das Verständnis für die Verdienste anderer Stände und die Bedürfnisse der Gesamtheit ganz aus den Augen verloren, oder — es überhaupt nie zu erlangen gesucht. Die Standesselbstsucht ist nicht um ein Gränchen bescheidener als die individuelle, und wenn man einmal jeden Stand gewähren und seine Interessen völlig ungehindert verfolgen liesse, man würde an dieser „freien Konkurrenz" sein blaues Wunder erleben, und Wünsche würden laut werden, von denen sich selbst unsere Grossgrundbesitzer jetzt noch nichts träumen lassen. Man denke sich einmal ohne Unterschied jeden Stand nur 24 Stunden mit der Abfassung von Reichsgesetzen beschäftigt, also eine Art legislatorischer Saturnalien! Man male sich — es gehört eine Dante'sche Phantasie dazu — die Welt als Kampfplatz der entfesselten Fachleute, der losgebundenen „Interessenten"! Ein Bestienkampf aus einer römischen Arena würde gegen diese Würgerei das reine Waisenvergnügen sein. — Der Soldatenstand ist natürlich wie alle anderen; deshalb muss auch er, und zwar nach dem Vorerwähnten aus Rechtlichkeitsgründen eine wohlthätige Beschränkung durch den grossen klugen Laien: die Allgemeinheit erfahren.

In der Praxis des öffentlichen Lebens sind diese Grundsätze — wenn auch bei weitem nicht

immer zur Genüge — zur Geltung gebracht. Das Gericht hat sein Laienelement in den Geschwornen. Laien sitzen in den Verwaltungsvorständen der Gemeinden, der Kirchen und Schulen, überhaupt der meisten öffentlichen Institute. Wenn der Reichstag in Schul- und Kirchenangelegenheiten verhandelt, fällt es ihm gar nicht ein, Lehrer und Geistliche als absolut bestimmende und massgebende Autoritäten zu betrachten, und mit Recht. Wenn wir die Konsequenz aus dem konservativ - nationalliberalen Armutszeugnis ziehen, so haben in Zukunft in agrarischen Dingen nur die Grundbesitzer, in kommerziellen nur die Kaufleute, in kirchlichen nur die Geistlichen, in Schulangelegenheiten nur die Lehrer und über alle den Arbeiterstand betreffenden Fragen — nur die Arbeiter mitzureden und zu bestimmen. Die edlen Jasager werden namentlich aus der letztgezogenen Konsequenz mit Schaudern ersehen, wohin ihre rührende Bescheidenheit führt. Und der Reichskanzler selbst hat einmal (bei Gelegenheit der Kornzolldebatte) auf das Entschiedenste gegen die „Berufsparlamentarier" (also die parlamentarischen Fachleute) geeifert und verlangt, dass man ihm Leute in den Reichstag schicke, die mitten im praktischen Leben stünden. Er hat dabei freilich vergessen, dass diese Berufsparlamentarier (wenn sie selbst wirklich einmal nicht mitten im Volksleben stehen sollten) doch wenigstens von der grossen Masse des Volkes gewählt sind, während Minister und Ministerpräsidenten (abgesehen davon, dass sie selbst oft „Berufs"-Diplomaten sind) von Fürsten nominiert werden, d. h. von Männern, die „Berufs"-Regenten sind.

Wäre es trotz alledem so, dass die Männer der Pickelhaube allein wüssten, was sie fordern müssen, so steht doch eines unleugbar ebenso fest, nämlich, dass das Volk allein fühlen kann, was es gewähren darf. Eine Hälfte der Arbeit, nämlich das Bezahlen, fällt ja dem lieben Volke zu. Es hat

also wenigstens von dieser Seite her „gewissermassen“ ein Interesse am Verlauf der Dinge. Und der Beispiele sind recht viele, dass ein gelehrter Arzt immer tiefer und tiefer in die Wunde eines Patienten schneiden, ja, ihm vielleicht gar Arm und Bein hat amputieren wollen, der Kranke dagegen gerufen hat: „Genug von Deiner Kunst!“ und danach gesund geworden ist, ohne Arm und Bein zu verlieren. Möge das deutsche Volk in Zukunft zeigen, dass es sich nicht willen- und gedankenlos seinem Doktor Eisenbart, seinem grimmigen, unersättlichen Aderlasser, dem Militarismus, überlassen will.

Das Elend der modernen Lyrik.

Wiederholt ist die Verflachung der modernen Lyrik im einzelnen klargelegt und zugleich als die Ursache für den Misskredit bezeichnet worden, dessen sich die Lyrik beim Publikum erfreut. Man kann den Klageführenden, soweit es eben jene Verflachung selbst betrifft, in allen wesentlichen Punkten nur Recht geben, und es ist auch gut, dass man die Schuld für die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber der Lyrik zuerst bei dem Dichter selbst gesucht hat. Der Dichter, der doch in gewissem Sinne ein Priester und ein Lehrer der Menge ist, muss auch insofern seinem Berufe entsprechen, als er wie der Priester und der Lehrer den Grund für die Erfolglosigkeit seines Wirkens zuerst in sich selber sucht. Aber es würde doch einen allzu hohen Grad von Selbstverleugnung bedeuten, wollten die Dichter immer nur ihr eigenes Fleisch kasteien und das wohllöbliche Publikum in dem süssen Wahne lassen, als wäre seine Stumpfheit gegen lyrische Erzeugnisse das natürlichste und berechtigtste Verhalten von der Welt. Nein, das Publikum trägt selbst die weitaus grösste Schuld an dieser Stumpfheit, und das zu beweisen ist der Zweck dieser Arbeit.

Fragen wir uns zunächst: Liest denn das Publikum gute Lyriker, wie Vischer, Lingg, Lorm, Hamerling und andere? Liest es unsere grössten Lyriker, wie Goethe, Heine, Uhland? Nein! Forsche man doch einmal in gebildeten und „hochgebildeten“ Kreisen, ob der Lyriker Goethe, ob der Lyriker Heine in Wirklichkeit unserer gegenwär-

tigen Generation auch nur einigermassen näher bekannt sind! Sie sind es nicht; man müsste denn naiv genug sein, den Umstand, dass manche Lieder der Letztgenannten oft gesungen werden, als ein Zeichen für intime Beschäftigung mit dem Dichter Goethe oder Heine zu nehmen. Das Verhalten des modernen Publikums gegen die Lyrik ist ein Verhalten gegen die Lyrik als solche und steht kaum in irgend einem Kausalnexus zu der faden und seichten Frühlings- und Liebesdudelei, die dem Geschmack des Publikums sogar unter Umständen noch am ehesten zusagt. Die geistige Natur unseres modernen Publikums und das Wesen des Lyrischen sind Dinge, die wenig oder nichts miteinander gemein haben und die sich niemals eng miteinander befreunden können, ohne dass eines derselben seine Eigentümlichkeit aufgiebt.

Der Grund für die Unempfänglichkeit des Publikums gegenüber den Eindrücken des Lyrischen liegt in der allgemeinen Veräusserlichung des Geschmacks, in der Richtung auf das Sinnlich-Bewegte und dem Abscheu vor dem Geistig-Stätigen. Es hat mich angenehm überrascht, bei zwei verständnisvollen Kritikern unserer Tage auf Gedanken zu stossen, die sich, wie mir scheint, mit meiner Ansicht innig berühren. Ernst Eckstein schrieb in einem Artikel „Deutsche Litteratur im Auslande“ (Nr. 46 des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ von 1885) folgendermassen:

> „Die Leute, die sich allen Ernstes einbilden, ein Bataillonskommandeur oder ein Ministerialrat bedeute für die Nation mindestens zehnmal soviel als der grösste ihrer Poeten, zählen bei uns nach Millionen.“

Und Karl Bleibtreu sagt in seiner „Revolution der Litteratur“:

> „— — weil ich das Kriechen vor dem Erfolg quand-même und die Brutalität gegen das Erfolglose . . . mit Entrüstung seit lange überschaute, . . . deswegen bin ich schonungslos im offenen Ausdruck u. s. w.“

und im weiteren Verfolg:

„Der Reichskanzler beklagt sich fortwährend über die Undankbarkeit der deutschen Nation. Wollte Gott, der Michel wäre auch nur den tausendsten Teil so dankbar gegen die Märtyrer und Helden des Gedankens, wie er es gegen jedes staatlich patentierte real-materielle Verdienst im Übermasse ist!“

„Das Kriechen vor dem Erfolg quand-même“: Das heisst den Nagel auf den Kopf getroffen. Dieses Kriechen ist aber die Äusserung moralischer und intellektueller Feigheit. „Der Lenker unseres Staates ist ein Genie!“ Folgerung: „So wollen wir unsere eigene Meinung hinunterschlucken.“ „Er ist ein Koloss an Thatkraft.“ Folgerung: „So wollen wir uns schnell in den Staub werfen und unsere Gesinnungstüchtigkeit und unseren Thatenmut für die Zeit sparen, wo es eine erfolglose Minorität totzuschlagen giebt.“ Blinkende Säbel und Gewehrläufe, Krupp'sche Kanonen: das sind Dinge, die imponieren; denn sie wissen sich meisterlich Erfolg zu verschaffen. Wie konkret nimmt sich ein Schanzensturm gegen eine Dichtung aus und nun gar erst gegen ein lyrisches Gedicht! Und das Sinnfällige ist so schön verständlich! Der Erfolg verhält sich meistens zur Ursache wie das Sinnliche zum Abstrakten. Die Denkfaulen warten deshalb auf den Erfolg, um die Ursache zu verstehen; sie warten die Zeit der Frucht ab, um den Apfelbaum vom Kirschbaum zu unterscheiden. Was in die Augen fällt, ja: womöglich, was in den Mund fällt, das entscheidet. Der in unserer Zeit grassierende widerwärtige Personenkultus ist nichts Anderes als der Ausdruck der blinden Anbetung des Erfolgs. Und dass immer nur der Erfolg und das Erfolghabende hergenommen und verherrlicht wird, das ist eben der deutlichste Beweis für die Veräusserlichung und sit venia verbo Verrohung der gesamten Anschauungsweise unseres Volkes, die sich scheut, von der vorliegenden, fühlbaren und fassbaren Frucht des Gedankens, d. h. von der Handlung aus rückwärts über die rein geistigen

Beweggründe oder vorwärts über die zu gewärtigenden Folgen der Handlung nachzudenken. Unserm Volk ist es zur Gewohnheit geworden, sich ohne Beschwerden mit dem hochgradigsten politischen und ökonomischen Experimentalismus abzufinden. Der vor drei Jahren verstorbene Carlos von Gagern hat einmal mit Nachdruck und Schärfe denselben Gedanken Ausdruck gegeben. Das Vorstehende ist also nicht neu; aber soviel ich weiss, ist es noch keinem eingefallen, dass die Konsequenzen, welche sich aus so gearteten Gesellschaftszuständen für das Ansehen der Litteratur überhaupt ziehen lassen, in doppelter und dreifacher Schärfe die abstrakteste Form der Dichtung, nämlich die Lyrik, treffen müssen. Die Gunst, welche das Publikum den äusserlich fühlbaren militärischen und diplomatischen Glanzleistungen beweist, verhält sich zur Gunst, die es der Litteratur überhaupt entgegenbringt, wie sich diese Neigung zur Litteratur überhaupt zu der Sympathie verhält, mit der es die lyrischen Erzeugnisse unserer Zeit aufnimmt. Das ist eine regelrechte stätige Proportion mit fallenden Verhältnissen; der Exponent ist jene Veräusserlichung des Geschmacks.

Die reine, nicht mit epischen Elementen durchsetzte Lyrik ist ihrem Inhalt nach nur Gedanke, nur Gefühl; diese erscheinen losgelöst vom Stofflichen, und die wirkliche Lyrik bleibt deshalb immer die abstrakteste Form der Dichtung, mag ein feuriger und phantasiebegabter Dichter ihr auch ein noch so sinnliches und plastisches Äussere geben. Das Drama und der Roman bieten Stoffliches; je niedriger die Spekulation des Verfassers ist, desto mehr roh-äusserliche Handlung pfropft er in sein Machwerk hinein, und der bändeverschlingende Lesewüterich braucht nur mit ganz unerheblichem Aufwand von Aufmerksamkeit die Seiten zu überfliegen, um immer noch ein leidliches Mass von „Unterhaltung“ davon zu tragen. Den groben

Mechanismus der meisten Romanstoffe zu begreifen, dazu genügt eben schon ein ganz bescheidenes Spiessbürgergehirnchen, das einen Stoff, der als Organismus auftritt, nicht verdauen kann und ihn deshalb verächtlich bei Seite schiebt. Dieses Behagen und einzige Gefallenfinden am Stofflichen ist in allererster Linie die Ursache dafür, dass die Erzählungslitteratur in unserer Zeit einen unvergleichlich grösseren Absatz findet, als irgend eine andere Litteraturgattung. Diese Veräusserlichung des Geschmacks ist ferner die Ursache dafür, dass eine Birch-Pfeifferiade im Theater weit aufmerksamere Zuhörer hat, als ein Tasso oder eine Iphigenie von Goethe oder ein Nathan von Lessing und dass für die Dauer der Zirkussaison die Arena der Luftspringer von einer Kopf an Kopf gedrängten Menschenmenge umgeben ist, während in den öden Logenhöhlen des Theaters das Grauen wohnt. Das Gefallen am Äusserlichen steigert sich in seinen Kundgebungen bis zur kindlichsten, zwerchfellangreifenden Lächerlichkeit. Da wird in einem Konzertsaal, in dem sehr gute, sehr ehrenwerte Gesellschaft erscheint, ein Satz aus dem Beethoven'schen C-moll-Quartett ausgezeichnet gespielt. Keine Hand rührt sich zum Beifall. Warum? Es wurde ja, wie ganz gewöhnlich, mit dem Bogen gestrichen. Nun folgt ein kleines, anspruchsloses Stückchen; das wird pizzicato gespielt — rauschender Beifallssturm. Oder: „Ouverture zu Goethe's Egmont von Beethoven". Impertinentkaltblütige Stille nach dem Verklingen des letzten Akkordes. Da kommt ein Stück zur Ausführung, in dem das Klappern einer Mühle täuschend nachgemacht wird. Endloser Jubel im Publikum. Ich gebe es zu: es ist kein in geistiger Hinsicht ausgesuchtes Publikum, das hier versammelt ist, aber es sind doch Leute aus den Gesellschaftsschichten, auf welche Schriftsteller und Verleger unbedingt rechnen müssen, wenn sie nur irgend welchen ma-

teriellen Erfolg haben wollen. Die Beispiele liessen sich bis ins Endlose vermehren. Man kann es sogar erleben, dass diese Geistesverödung von litterarischer Seite wohlwollend beschmunzelt wird. In einer unserer angesehensten Monatsschriften wurde vor nicht langer Zeit von Schopenhauer erzählt, dass er einmal an der table d'hôte des Hotels, in dem er täglich speiste, ein Goldstück auf den Tisch gelegt habe mit dem Bemerken gegen seinen Nachbarn, das Geld den Armen schenken zu wollen, wenn die Offiziere an der Tafel einmal von etwas anderem als von Jagd und Pferden sprechen würden. Der Erzähler der Anekdote fährt dann etwa fort: „Die Offiziere thaten ihm aber nicht den Gefallen" und klammert dahinter ein: „Warum sollten sie es auch!" Unschuldsvolle Einfalt! Warum sie es sollten? Weil man ein entsetzlich armseliger Geist sein und eine ungemein primitive Bildung besitzen muss, wenn man im Stande ist, jeden Mittag über nichts anderes, als über Jagd und Pferde zu sprechen. Aber der Anekdotenschreiber wollte ohne Zweifel dem „Geist der Zeit" ein Kompliment machen, und es entspricht durchaus dem „Geist der Zeit", dass man in gewissen aristokratischen Kreisen Wörter wie „Hamlet", „Othello", „Wallenstein" u. s. w. nur in die Unterhaltung wirft, wenn es zufällig Namen von preisgekrönten Rennpferden sind.

Die Stumpfheit gegen die Wirkungen des Rein-Seelischen hat zum grossen Teile sogar Kreise ergriffen, in denen die edlere Poesie sonst kein unwillkommener Gast ist. Bei meinen Rezitationen habe ich in diesen Kreisen mit epischen und dramatischen Stücken immer, mit lyrischen so gut wie nie Erfolg gehabt. Es fragt sich freilich, ob die lyrische Poesie sich überhaupt für den deklamatorischen Vortrag eigne. Aber es geht beim Lesen von Lyrischem nicht anders. Die meisten Leser und Hörer lyrischer Gedichte stehen denselben

ratlos gegenüber; sie haben am Schlusse des Gedichtes nicht selten die Empfindung, als müsse die Hauptsache noch erst kommen, und wenn sie sich bei einer berühmten lyrischen Dichtung gewissermassen moralisch verpflichtet glauben, sie schön zu finden, so kann man auf ihrem Gesichte die Frage lesen: „Was wünschest du, dass ich empfinde oder denke?“ Vor allen Dingen gilt dies mit Bezug auf poetische Stimmung. Die unerlässliche Voraussetzung für den Genuss poetischer und überhaupt künstlerischer Stimmungen ist eine öftere und tiefe Einkehr in sich selbst, in das Leben der eigenen Seele. Unser inneres Ohr vernimmt die leisen und oft so mannigfach zusammengesetzten Bewegungen der Seele, die wir Stimmungen nennen, nur dann, wenn es überhaupt gelernt hat, scharf nach den Regungen des Innenlebens zu horchen. Die Seele, welche nur mit grob zugehauenem Material, mit den stärksten sinnlichen Wahrnehmungen arbeitet, erlangt nicht oder verliert die Fähigkeit der aufmerksamen inneren Wahrnehmung, wie der Arbeiter, der täglich mit schweren Balken und Steinen hantiert, die Zartfühligkeit und Geschicklichkeit der Hände verliert. Der Geschmack des modernen Publikums beruht auf einer ins Masslose gesteigerten Unbescheidenheit betreffs der äusseren Voraussetzungen einer Kunstwirkung. Unsere Zeit bietet deshalb in gewissem Sinne Gelegenheit für das Streben eines Wordsworth, der (nach Georg Brandes) „beschloss, die Erwartungen des Lesers von den Wirkungsmitteln eines Gedichts auf ihre natürliche Spur zurück zu lenken“. Ein solches Streben fordert freilich durchaus nicht, dass man sich, wie derzeit die „Seeschule“ in einen scharfen Gegensatz stelle zu einem Byron, einem Shelley, wie denn überhaupt diese Erörterungen nichts weniger beabsichtigen, als der in ihren Mitteln zahmen und lahmen Zuckerwasserpoesie das Wort zu reden. Das der Lyrik abgeneigte

Publikum unserer Tage findet eben auch entschieden kein Gefallen an Dichtungen wie Shelleys „Ode an den Westwind“, wie Byrons „Traum“ und „Weltfinsternis“ (Darkness). Das Streben Wordsworths war doch vorwiegend auch ein Streben nach Einfachheit des Stoffes und der dichterischen Tendenzen. Wir wollen nur, dass sich das Publikum unter Umständen mit der Einfachheit rein äusserlicher Mittel begnüge. Es sträubt sich aber schon mit heroischer Hartnäckigkeit gegen das Ansinnen, in tiefe seelische Probleme einzudringen, wenn ihm dieses Eindringen durch eine instruktive Handlung erleichtert wird; wie viel mehr muss es die Mühe des Denkens und Sichversenkens von sich weisen, wenn es den Abstraktionen des Dichters, wie in der Lyrik, nahezu unmittelbar gegenübersteht!

Wer der deutschen Litteratur und mit ihr der deutschen Lyrik helfen will, der muss bei der Wurzel anheben. Er kämpfe unerbittlich gegen den Byzantinismus der deutschen Nation und lehre diese Nation, so eilig wie möglich von ihrem Verzicht auf eigenes Denken zurückzukommen. In je breiteren Schichten das Recht auf eigenes Denken geltend gemacht wird, in desto grösserem Masse wird der Glanz und das Ansehen des Götzenbildes „Erfolg“ schwinden, desto weniger wird sich die Menge des Volkes von der Wirkung des Äusserlichen, Sinnfälligen verblüffen und überrumpeln lassen. Und was der Litteratur im allgemeinen zu gute kommt, das wird aus ganz gleichen Gründen der Lyrik im besonderen frommen. Das Ansehen der Lyrik steht und fällt mit dem Ansehen der Litteratur überhaupt.

Der litterarische Dilettantismus und seine Bekämpfung.*)

Motto:

„Servibilis. Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben;
So viel zu geben ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verschwinde;
Mich dilettiert's, den Vorhang aufzuziehn.
Mephistopheles. Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört Ihr hin."

Faust. Walpurgisnacht.

Dilettant heisst Kunstfreund, oder wörtlicher genommen: Ein sich (an der Kunst) Ergötzender (it. dilettare, lat. delectare). Der Begriff ist also von vornherein dehnbar; denn wer weiss, was der Dilettant sich als notwendige Voraussetzung seines Ergötzens denkt? Beansprucht er nur, ein Freund der Kunst zu sein und nichts mehr, so ist die Kunst auch ihm eine Freundin, und niemand kann gegen dieses platonische Verhältnis etwas einzuwenden haben; im Gegenteil: es ist das Verhältnis, in dem jeder harmonisch gebildete Mensch zur Kunst steht und stehen soll. Ist aber der Dilettantismus, wie er einmal in den Münchener „Fliegenden Blättern" definiert wurde, eine „Liebe zur Kunst ohne Gegenliebe", d. h. verlangt der Dilettant nach einer Verbindung mit der Kunst zum Zwecke der Erzeugung eines Dritten, des Kunstwerks, und stösst er dabei auf das entschiedene Widerstreben der spröden Muse, so haben wir den Dilettantismus im landläufigen Sinne, die talentlose Stümperei, die

*) Preisgekrönt von der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung".

unter den strengsten Paragraphen des ästhetischen Strafgesetzbuches fällt. Wollen wir aus dem Bilde heraustreten, so können wir den Dilettantismus als ein Wollen ohne Können bezeichnen, oder doch als ein Wollen, dem ein zu schwaches Können zur Seite steht, als dass jemals eine reife Kunstleistung zu stande kommen könnte. Das Wollen des Dilettanten kann wiederum seiner Individualität entsprechend aus verschiedenen Motiven entspringen. Im denkbar günstigsten Falle treibt ihn eine wahre und ehrliche Begeisterung für die Kunst zum Selbstschaffen. Bei einem so gearteten Dilettanten ist die Möglichkeit vorhanden, dass er von der Kritik über die Unzulänglichkeit seiner Leistungen mit Erfolg belehrt werde. Schwieriger gestaltet sich schon die Sache, wenn ein starker Ehrgeiz mit im Spiele ist. Indessen ein starker und reiner Ehrgeiz pflegt auch immer von einer mehr oder minder grossen Noblesse des Charakters begleitet zu sein, und ein nobler Charakter scheut den öffentlichen Spott und den beschämenden Misserfolg. Darum ist auch bei dieser Gruppe von Dilettanten eine Heilung durch die Kritik möglich. Das gemeinsame Kennzeichen dieser beiden geschilderten Arten des Dilettantismus ist durchweg eine ehrliche, offene Unfähigkeit und Unbeholfenheit, und ihr schädlicher Einfluss ist aus diesem Grunde nicht beträchtlich. Diese Dilettanten sind eben nicht praktisch genug, um ihren Werken das mit auf den Weg zu geben, was sie für einen spekulativen Verleger trotz ihrer Wertlosigkeit annehmbar und für ein vom Lesehunger geplagtes Publikum kaufbar macht. Die gefährlichste und verächtlichste Spezies des Dilettantismus tritt aber da ins Leben, wo neben dem Ehrgeiz die Gewinnsucht eine gleichbedeutende oder noch bedeutendere Rolle spielt. Hier pflegt jene Geschäftsklugheit einzutreten, die auf den schlechten Geschmack oder die Geschmacklosigkeit des Publikums zu spekulieren versteht;

hier jene „Fixigkeit“ sich geltend zu machen, die mit Hilfe einer Schablone massenhaft drauflosproduziert; hier sich der praktische, schlaue Blick für das zu finden, was gekauft und gelesen wird. Das ist der flott betriebene, handwerksmässige Dilettantismus, der sich so warm eingenistet hat in unser gesamtes litterarisches Geistesleben, der mit seinen Hervorbringungen die Feuilletonspalten der meisten politischen Zeitungen, die Spalten der unzähligen kleineren und kleinsten, zuweilen auch der grössten Unterhaltungsjournale und die hohen und langen Gestelle unserer Leihbibliotheken füllt und der der eigentliche gefürchtete und zu fürchtende Rivale des besseren Schrifttums ist. Und ich weiss, dass ich nicht von meinem Thema abweiche, wenn ich noch einen Schritt tiefer steige und auch die niedrigste Schundlitteratur, die dem unwissenden Arbeiter für teures Geld aufgeschwindelt wird, mit in den Bereich dieser Betrachtungen ziehe. Man sollte sich nicht zu vornehm halten, auch die Lektüre des Tagelöhners einer eingehenden Berücksichtigung zu unterziehen; ist doch die litterarische Konsumtionsfähigkeit der unteren Volksschichten von weitgehendster Bedeutung für den Aufschwung und das Gedeihen der Litteratur.

Es kann zur Charakteristik des modernen Dilettantismus beitragen und uns auf die Wege zur Unschädlichmachung desselben führen, wenn wir seinen Ursachen in Kürze nachgehen. Nehmen wir die kleineren Ursachen vorweg. Dem produzierenden Dilettantismus in unserer gegenwärtigen Litteratur entspricht ein erkleckliches Mass von kritisierendem Dilettantismus. Wer da glaubt, sich der Kunst widmen zu dürfen, soll sich vorher strenge prüfen; wer sich aber zum Kritiker berufen glaubt, soll sich zweimal prüfen. Nur zu oft kritisieren in unseren Tagen Hans und Franz die Werke von Hinz und Kunz, und so kommen nicht selten die mittelmässigsten und allermässigsten Machwerke

nicht nur ohne Tadel, sondern noch gar mit einem stattlichen Lobe davon. Liest man doch so oft aus solch einer Reihe von kritischen Urteilen die krasse Urteilslosigkeit heraus! — Ein anderer Grund ist in den vielen schwachen Leistungen der anerkannten Berufsschriftsteller selbst zu suchen. Die „jetzt so beliebte“ Schnellfabrikation für den Weihnachtstisch z. B. bringt Leistungen hervor, denen gegenüber sich mancher Dilettant sagen muss: Nun, wenn der berühmte X. nicht besser schreibt — das brächte ich auch wohl noch zu stande. Und ermutigt greift er zur Feder und setzt auf das schwache Werk des berühmten X. ein natürlich noch schwächeres. Ebenfalls einen Teil der Schuld am Dilettantismus trägt das Bestreben, unserer Schuljugend eine immer grössere Bildung mitzugeben. Nicht dieses Bestreben an sich ist zu verurteilen — wir wären die letzten, das zu thun — aber jede fortschreitende Bewegung brachte bisher etwas von Übereilung mit sich; sie schoss über das Ziel hinaus und musste erst wieder zurückgedämmt werden, bevor ein weiterer Anlauf geschehen konnte. Auf den Lehrplänen fast aller Schulen ist jetzt die Litteraturgeschichte, zuweilen gar die Kunstgeschichte, verzeichnet. Das ist an sich gewiss löblich; möchte unsere Schuljugend noch viel mehr von ihrer vaterländischen Litteratur lernen, als es jetzt geschieht! Aber die Methode des litteraturgeschichtlichen Unterrichts ist fast durchgehends grundfalsch. Ausser den kahlen Namen und Zahlen giebt man den Schülern eine Unmasse von fertigen, hochklingenden (nicht selten auch parteiisch gefärbten) Urteilen, die sie nicht im entferntesten verstehen, und entzieht ihnen dafür die Dichterwerke, die sie leicht verstehen würden. Das Hauptergebnis dieses Unterrichts ist daher, wo er überhaupt auf Interesse stiess, masslose Eitelkeit, Selbstüberhebung mit der Einbildung verknüpft, etwas Besonderes von Litteratur und Kunst zu wissen und zu verstehen und

— eine krasse Unwissenheit bezüglich dessen, was als Grundlage einer ästhetischen Bildung not thut. Dazu kommt, dass auf Gymnasien und Töchterschulen Stilübungen veranstaltet werden, deren Themata oft an Tollheit und Lächerlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Was Wunder, wenn ein solcher Jüngling oder eine Jungfrau, die mit erhabener kritischer Weisheit sozusagen „aufgepäppelt" sind, die in der Schule einen reizenden Aufsatz „Über den Sonnenaufgang" oder eine tiefsinnige Abhandlung „Über den philosophischen Gedankeninhalt der Goethe'schen ‚Iphigenie'" schreiben konnten, sich auch später für ganz besonders prädestiniert halten, in Schöngeisterei zu machen und „sich selbst 'was zu dichten"! — Auch die quantitative Steigerung des litterarischen Interesses im Publikum, das zunehmende Lesebedürfnis und die damit zusammenhängende ungeheure Vermehrung von Zeitungen und Zeitschriften, endlich auch das im Vergleich zu früher immerhin gewachsene gesellschaftliche Ansehen des Schriftstellerstandes, die glänzenden pekuniären Erfolge einzelner seiner Mitglieder, der mit manchen dichterischen Grössen getriebene Personenkultus: alles das hat eine grosse Zahl von Dilettanten herbeigelockt und ermutigt, sich der Feder zu bemächtigen. Auch hierin offenbart sich ein Überhasten der fortschreitenden Bewegung, eine Übertreibung, die vorläufig eine ruhige, gesunde Fortentwickelung nicht aufkommen lässt und erst gedämpft werden muss, ehe an ein Weiterkommen zu denken ist. Der Schriftstellerberuf teilt hier das Schicksal aller, auch der nicht-idealen Berufe: eine relativ günstige Aera hat Überproduktion, massenhaftes Angebot und Krisis im Gefolge, wenn die Produktion nicht in guten und schlimmen Zeitläuften der Einwirkung eines zuverlässigen Regulators unterliegt. Einen solchen Regulator für die litterarische Produktion kann der geläuterte, kerngesunde Geschmack des

Volkes, ein wahres, natürliches Bedürfnis desselben nach gehaltvoller geistiger Kost abgeben. Der richtige Geschmack des Publikums wird dafür Sorge tragen, dass die Dutzendware der Dilettanten keinen Absatz findet und eine Überproduktion an bedeutenden Geistern und guten Büchern steht nie zu befürchten. — Ein gut Teil des augenblicklich vorwaltenden Dilettantismus endlich wird man auf Rechnung des jugendlichen Alters mancher Dichterlinge und Skribifaxe setzen müssen. Die Jugend ladet gern ihren Überschuss an Idealismus und Schwärmerei auf poetischem Gebiet ab. Diesen perennierenden, aber auch ziemlich unschädlichen Teil des Dilettantismus muss man mit Resignation ertragen; denn ein Kampf gegen ihn würde unter allen Umständen vergeblich sein. Die Jugend lässt sich ihre Thorheiten nicht rauben.

Aller Dilettantismus ist in seinen Erzeugnissen durch ein hervorragendes Charakteristikum gebrandmarkt: Die Nachahmung. Die Nachahmung erstreckt sich auf Form und Inhalt. Kein Dilettant ist im stande, einen neuen, originellen Stoff zu finden, wenn man auch das Walten des Zufalls, der wohl einmal ein blindes Huhn ein Korn finden lässt, in Rechnung ziehen will. Den Dilettanten einen ganzen, neuen, abgerundeten Stoff finden zu lassen — das soll der grossmächtige Herr Zufall erst einmal zu stande bringen! Aber der Geschmack vor allem des romanlesenden Publikums macht es auch dem Dilettanten leicht. Er kann seiner Lesewelt zehntausendmal dieselbe Handlung vorerzählen, wenn es nur eine Handlung ist, die einigermassen reizt, spannt und unterhält. „Recht viel zu geben ist allhier der Brauch." Die Form eines wahren Kunstwerks bedingt nicht minder einen selbständigen, zeugungsfähigen Geist. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass der Dilettant in der Handhabung der Form eine gewisse Gewandtheit erlange; aber eine originelle, charakteristisch-durchgeistigte

Form bleibt ihm ein Unerreichbares. Der dilettierende Schriftsteller arbeitet nach dem, was von grossen Vorbildern in seinem Geiste hängen geblieben ist. In den meisten Fällen dient dem Stümper ein nachgeäffter rhetorischer Pomp als Deckmantel seiner armseligen Blösse. Die Lektüre eines echten dilettantischen Machwerks bietet das beständige tragikomische Schauspiel, dass man den Geist des Verfassers in jeder Zeile von neuem nach den ihm vorschwebenden „berühmten Mustern" tasten und tappen und immer von neuem in die tiefste Ohnmacht zurücksinken sieht. Allerdings verrät sich der Dilettantismus zuweilen durch ein Kennzeichen in noch markanterer Weise, als es durch Nachahmung geschehen kann. Dieses eine Kennzeichen ist die Sucht nach dem geraden Gegenteil der Nachahmung, die Sucht nach Originalität. Der Dilettant kann sich seiner nachahmenden Thätigkeit bewusst werden, und alsdann macht er wohl einen verzweifelten Versuch, sich von seinen Vorbildern zu emanzipieren. Oder aber er besitzt neben seiner Talentlosigkeit die Vermessenheit, dass er sich stark und gross genug fühlt, eigene Wege zu wandeln. In jedem Falle bietet er der Welt ein noch komischeres Schauspiel als der nachahmende Dilettant; denn sein Bestreben, etwas Ungewöhnliches zu leisten, muss naturgemäss zu einem besonders strengen Vergleich dieses seines Unterfangens mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln reizen, und er spielt ausserdem eine lächerliche Figur schon aus dem Grunde, weil seine Originalitätssucht sich in neunundneunzig von hundert Fällen auf ganz irrelevante Dinge richtet.

Ich habe oben davon gesprochen, dass das gesellschaftliche Ansehen des Schriftstellerstandes gewachsen sei. Der Dilettantismus gefährdet dieses Ansehen beträchtlich, weil er das künstlerische Ansehen des litterarischen Berufes herabsetzt. Da der Beruf des Schriftstellers ein

wesentlich idealer ist, so ist es sein nächstes Interesse, eben diese Idealität und somit das Ansehen des Berufes rein und unvermindert zu erhalten. Nun leben wir augenblicklich gerade in einer Zeit, in der es kaum noch eines Anstosses bedarf, um dieses Ansehen sinken zu machen, in der sich jeder männliche oder weibliche, bejahrte oder unbejahrte Gelbschnabel berufen fühlt, absprechend über die zeitgenössischen Litteraturerzeugnisse zu urteilen (wobei nicht ausgeschlossen ist, dass er litterarischen Schund in Menge konsumiert), und in der namentlich auch die gereiftere Männerwelt den schöngeistigen Hervorbringungen ihr Interesse hartnäckig entzieht. So unbegründet diese Verweigerung des Interesses den Schriftstellern und Dichtern von Beruf gegenüber ist, eine so glänzende Scheinberechtigung erhält sie durch den modernen Dilettantismus. Und nichts hat bisher das Publikum bewogen, von der altberühmten Methode, den Gerechten mit dem Bösen zu verdammen, abzuweichen. Eine Unterscheidung zwischen Dilettanten und Künstlern ist den absprechenden Beurteilern meistens schon darum unmöglich, weil sie entweder gar nichts gelesen oder sich mit der Lektüre der verachteten dilettantischen Dutzendware so überfüttert haben, dass ein Urteil sich überhaupt nicht bilden konnte. So lange im Publikum diese bornierte Vermengung des Dilettantismus mit dem besseren Schrifttum herrscht, ist das Ansehen des Schriftstellerberufes nicht wirksam vor dem Sinken zu bewahren. Es gilt also, nach dieser Seite hin Klarheit in die Köpfe zu bringen.

Wenn das Ansehen einer Litteratur sinkt, muss infolgedessen auch die Nachfrage auf dem Büchermarkte abnehmen. Die ideelle Schädigung der Schriftstellerei durch den Dilettantismus bringt also auf indirektem Wege auch noch eine materielle Benachteiligung des Schriftstellerstandes mit sich. Aber ohne Vergleich grösser als diese indirekte ist

die *direkte* materielle Schädigung der guten Litteratur durch die wertlose. *Diese grosse Schädigung besteht einfach darin, dass der Dilettantismus dem besseren Schrifttume ungeheure Leserkreise entzieht und sie für sich in Beschlag nimmt.* Die weit überwiegende Mehrzahl aller Lesenden hat niemals von den hervorragenden zeitgenössischen Werken und ihren Verfassern gehört, und selbst die Namen unserer Dichterheroen klingen nur schwach und kaum vernehmbar zu ihnen herüber. Sie kümmern sich wenig darum, ob ihre vaterländische Litteratur gegenwärtig ein goldenes oder ein blechernes Zeitalter feiert, ob es mit den geistigen Erzeugnissen ihrer Nation rückwärts oder vorwärts geht, und von einem Unterschiede zwischen Kunst und Dilettantismus wissen sie gerade so viel wie ein neugebornes Kind vom Unterschiede der Geschlechter. Sie lesen, was ihnen des Morgens um die Frühstücksstunde mit dem etwaigen politischen oder belletristischen Intelligenzblatte ins Haus fällt oder was sich ihnen sonst auf den ersten Griff darbietet. Menschen, die auf allen sonstigen Gebieten ihres Lebens und Strebens einen klaren, gesunden Verstand und ein tief und wahr fühlendes Herz bewähren, nähren ihren Geist mit einer Lektüre, die ihre vollständige Naivetät, einen geradezu stumpfsinnigen Indifferentismus auf ästhetischem Gebiete beweist. Der Durchschnittsgeschmack des lesenden Publikums ist hinter dem Durchschnittsgrade seiner sonstigen Bildung himmelweit zurück. Die ungeheuren Massen der unteren und untersten Volksschichten, die grösstenteils ihr Lesebedürfnis blind und urteilslos befriedigen, sind nun der fette Boden für den Dilettantismus, und auf diesem Boden wirtschaftet er in ungestörter Seelenruhe und mit reichlichem Ertrage, wenn auch der Ertrag nicht gerade dem Dilettantismus zufliesst. Denn der Dilettant muss billig arbeiten, und er thut es

als echter litterarischer Kuli. Dadurch wird er gerade zum gefährlichen materiellen Rivalen des Schriftstellers. Gewiss ist der Preis der guten Bücher heutzutage ein bedauerlich hoher; aber ebenso gewiss ist dieser hohe Preis wesentlich mitbedingt von der geringen Zahl der Käufer unter den Wohlhabenden. Einstweilen kommt nun dieser hohe und für den einfachen Mann meistens unerschwingliche Bücherpreis dem Dilettantismus zu gute.

Wie ist nach all diesem dem Dilettantismus am besten zu steuern? Anknüpfend an das zuletzt Gesagte, antworten wir: Indem man die grosse Masse des Volkes konsumtionsfähiger macht für die wahrhaft edlen und gediegenen Erzeugnisse der Dichtkunst, indem man es lehrt, von selbst eine gesunde geistige Nahrung zu wählen und den Dilettantismus mit seinen wertlosen Machwerken beiseite zu schieben. Wie aber ist das anzufangen? Zunächst auf pädagogischem Wege. Man soll die Bildung des Schönheitssinnes, des guten Geschmackes, überhaupt die Gemütsbildung durch einen gründlicheren, umfänglicheren und zweckmässigeren Litteraturunterricht in der Schule anstreben, als bisher. Man soll in den Lehrern des Volkes ein lebhafteres Interesse und ein höheres Verständnis für die dichterischen Schätze wenigstens ihrer eignen Nation erwecken, als es durchweg bis jetzt zu finden ist, und allen hohlen, vornehmthuenden litterarischen Phrasenprunk aus der Schule verbannen. Ich habe zuerst auf die Schule hingewiesen, weil von hier aus die gründlichste Beeinflussung des Volkes ausgehen kann. Aber nicht allein und nicht zumeist an die Schule ist zum Behufe einer Belebung des litterarischen Interesses zu appellieren. Wer ein warmes Herz für die Dichtkunst, einen geweckten Geist und eine gute Stimme hat, der wirke, wo er nur kann, in Freundes-

und Bekanntenkreisen durch den Vortrag poetischer Musterschöpfungen oder durch Hinweis auf dieselben und warme Anempfehlung des Lesenswerten. Es ist ja nicht immer von nöten, dass der Vortrag eine recitatorische Meisterleistung sei, um zu Herzen zu gehen. Ich empfehle diese Propaganda auf Grund einer ausgebreiteten und vielseitigen persönlichen Erfahrung und deshalb mit bestem Gewissen; in dem Erfolge meiner diesbezüglichen Wirksamkeit habe ich mehr als reichlichen Lohn für meine Mühe gefunden. Auch durch Vorträge, welche solchermassen über eine hervorragende Dichtung abhandeln, dass die Hörer die poetische Grösse des besprochenen Werkes durch die Worte des Redners hindurchleuchten sehen und von dem lebhaften Wunsche ergriffen werden, die Schönheit jenes Werkes selbst an der Quelle zu kosten, kann unendlich viel für die gute Sache einer edleren Geschmacksbildung gethan werden. Man soll die Kunst nicht in den toten Lettern ruhen lassen, sondern sie warm und lebendig von Mund zu Mund gehen und wirken lassen. Auch würde es unsern Dichtern und Schriftstellern, soweit sie irgendwie zum mündlichen Vortrage beanlagt sind, nur zur Ehre und zum Vorteile gereichen, wenn sie des öfteren von ihrer Höhe zum Volke herabstiegen und ihre Schöpfungen aus eignem Munde zu Gehör brächten. Ohne Zweifel würde ein solches Verfahren nicht wenig zur Popularisierung der Kunst beitragen.

Ein andrer, und zwar der wichtigste Vorschlag sei an die Verleger gerichtet. Es vergeht kaum eine Woche, dass nicht die Kolporteure der sogenannten Schundlitteratur in Stadt und Land von Thür zu Thür gehen und Abonnenten für ihre elende und obendrein noch teure Ware sammeln. Eine ungeheure Zahl von Handwerker- und Arbeiterfamilien fällt auf irgend einen schauerlich-pomphaften Titel hinein und befriedigt ihr Lesebedürfnis

auf diesem Wege. Das geistige Begehren des ungebildeten Menschen greift aber nur in seiner verzeihlichen Blindheit nach dieser erbärmlichen Nahrung; an und für sich bedeutet das Lesebedürfnis, wo immer es sich zeigt, einen starken idealistischen Drang nach geistiger Hebung. Warum senden nicht Verleger und andre Buchhändler ihre Boten vor dieselben Thüren, damit sie Flugblätter, Prospekte und Probehefte unserer klassischen Dichterwerke ausbreiten und vertreiben? Man werfe nur einem Arbeiter ein Schiller'sches oder Lessing'sches Drama zur Thür hinein — glaubt man, die Wirkung werde ausbleiben? Sicher nicht! Jeder, der in und mit dem niederen Volke lebt und gelebt hat, weiss, wie viel latenten Idealismus gerade nach dieser Seite hin die Volksmasse birgt und wie dieser Idealismus oft in den reinsten und hellsten Flammen auflodert, wenn ihn ein winziger zündender Funke trifft. Mit den Werken Schillers, Goethes u. s. w. möge man (schon der Billigkeit wegen) beginnen; sie werden das Verlangen nach geistigem Genusse läutern und steigern und dem Buchhändlergeschäfte werden durch sie bedeutende Einnahmen zufliessen. Ist die Interessierung der Massen fortgeschritten, so möge man getrost riskieren, die Preise auch der modernen Litteraturerscheinungen bedeutend herabzusetzen; die Zahl der Käufer und Leser wird alsdann ebenso enorm zunehmen wie die Zahl der Briefschreiber seit Herabsetzung des Portos. Die Dilettanten müssen, wie Professor Joseph Kürschner in Stuttgart treffend bemerkt hat, ausgehungert werden, und gerade das beabsichtige ich, wenn ich ihnen ihren eigentlichsten, fruchtbarsten, umfänglichsten Nährboden entzogen sehen will: die grosse Volksmenge. Dass dieser Vorschlag ausführbar ist und dass er ausgeführt nicht ohne bedeutenden Erfolg bleiben würde, das ist meine auf ziemlich sichere Kenntnis des Volkes sich stützende, unerschütterliche Meinung. Wer an

der Bildungsfähigkeit der Massen nach dieser Seite hin zweifelt, möge bedenken, dass der rohe, unkultivierte Geist eines Bauernknechts wenigstens zehnmal empfänglicher für das Kunstschöne ist, als es die in unsern modernen „gebildeten“ Kreisen so häufigen dumm und frech absprechenden blasierten Geister sind.*)

Bei der grösseren Popularisierung der Kunst gilt es vor allem, den Mann für die Litteratur wieder zu gewinnen. Die Frauen stellen das weitaus grösste Kontingent zum jetzigen Lesepublikum. So haben sie das Verdienst, eine wesentliche Stütze der besseren Litteratur zu sein; aber sie sind auch die stärkste Stütze des Dilettantismus. Bei aller Achtung vor den geistigen Anlagen der Frau — sie würden sich bei andrer Erziehung besser entwickeln — aber vorläufig trifft die Frauen der Vorwurf, dass sie Kunst und Dilettantismus mit gleich liebevollen Armen umfangen. Das auch in Dingen des Geschmackes strenger und unnachsichtiger richtende Urteil des Mannes würde den Dilettantismus weit weniger dulden als die Frau.

So glaube ich die wichtigsten Kampfmittel gegen den Dilettantismus genannt zu haben; als das wichtigste erscheint mir die gründliche Bearbeitung der grossen Volksmassen. Auf oben Gesagtes zurückgreifend, füge ich noch folgende Forderungen hinzu: Strengere Handhabung der Kritik gegen alle wertlosen Machwerke und Handhabung der Kritik von durchweg urteilsfähigeren Geistern

---

*) Ich geize nicht nach der Ehre, für meinen Vorschlag die Priorität beanspruchen zu dürfen; soviel ich weiss, hat man sich aber erst in allerjüngster Zeit daranbegeben, jenem Gedanken durch Gründung von Vereinen zur Bekämpfung der Kolportagelitteratur und Verbreitung guter, billiger Bücher greifbare Gestalt zu geben. Dass ein solches Vorgehen für den Dilettantismus ebenso verderbliche Konsequenzen haben müsste, wie es segensreich auf das edlere Schrifttum und seine Vertreter zurückwirken würde: das ist jedenfalls erst wenigen zum Bewusstsein gekommen.

als jetzt; strengere Selbstkritik mancher Berufsschriftsteller und Vermeidung der auf Gewinnsucht beruhenden massenhaften Produktion und endlich rastloses und thatkräftiges Streben nach vollständigstem Schutz des geistigen Eigentums. Die materiell mehr oder minder geschützte Stellung des Berufsschriftstellers macht ihn konkurrenzfähiger gegenüber dem Dilettanten. Überhaupt gilt vom Schriftstellerstande: Je günstiger, gefestigter, vornehmer er dasteht und je schärfer er sich vom Dilettantismus abgrenzt und abhebt, desto wirksamer kann und wird er denselben bekämpfen, sich selbst und der Allgemeinheit zum Heile.

Poetische Anschaulichkeit.

„Es war ein freundlicher Sommertag; die Sonne sandte ihre goldenen Strahlen auf den breiten Fussweg, der sich zwischen den Bergen von X. und dem Walde von Y. hinzog u. s. w. u. s. w.“ — wer kennt sie nicht, die ewig gleichen Anfangskapitel der unzähligen männlichen und weiblichen Clauren-Romane! Beschrieben wird Alles: Feld, Wald, Wiese, Fluss, Schloss, Dorf, Stadt; aber der Leser sieht — nichts von alle dem! Wenn er den Wald beschrieben liest, so hat er längst das angrenzende Feld aus dem Bewusstsein verloren; hört er von der Wiese, so sieht er vor lauter Wiese den Wald nicht mehr. Ist er mit der unvermeidlichen Beschreibung zu Ende, so hat er ein wüstes Durcheinander von Einzelbildern im Kopfe; ist er ein verständiger Leser, so müht er sich noch eine Zeit lang mit ihnen ab, wirft sie hierhin und dorthin, um sie zu einer fasslichen und behaltbaren Gesamtanschauung zusammenzufügen und wendet sich endlich, nachdem er die mehr oder minder grosse Erfolglosigkeit seiner Selbstdichtungsversuche eingesehen hat, missmutig zu der Handlung des Romans. Das habe ich selbst erfahren und mir von anderen als ihre Erfahrung mitteilen lassen. Die genaueste Einzelbeschreibung ist völlig wertlos ohne eine Zusammenfassung, welche das Wesentliche aller Einzelerscheinungen zu einer Gesamtanschauung gruppiert. Eine lange und ausführliche Beschreibung ist nicht an sich schon nutzlos und verwerflich;

aber je länger und ausführlicher sie ist, desto schwerer wird jene notwendige Zusammenfassung, und Anschaulichkeit mit Kürze vereint wirkt am eindringlichsten. So meint denn auch Lessing, dass Ariost besser getan hätte, aus den fünf gelehrten Stanzen, in denen er Alcinde beschreibt, das wirklich Schildernde zu zwei poetischen Stanzen zusammenzuziehen. Wer „aus dem Vollen schöpfen“ kann (eine meistens unverstanden gebrauchte Redensart!), der kann schildern.

Die Forderung Lessings, dass der Dichter dem Maler nicht ins Handwerk pfuschen, dass er vielmehr das Nebeneinander in ein Nacheinander auflösen und ausserdem die tote Ursache in der lebendigen Wirkung zeigen, also die Schilderung gewissermassen zur Erzählung umwandeln solle — diese Forderung wird wohl so ziemlich von aller Welt als richtig erkannt und vertreten*). Gleichwohl scheinen viele Dichter und viele Leser sich noch nicht der festruhenden seelischen Begründung dieser Forderung und damit auch noch nicht der unumgänglichen Notwendigkeit, sie zu erfüllen, bewusst geworden zu sein. Die unüberbrückbare Kluft zwischen Malerei und Dichtung ist zum Teil dieselbe, welche zwischen sinnlicher Wahrnehmung und blosser Vorstellung liegt. Unsere Vorstellungen erreichen nun und nimmer die Klarheit und Bestimmtheit der sinnlichen Wahrnehmung. Betrachte ich in diesem Augenblicke ein Pferd, und wende ich mich im nächsten Augenblick ab, um es mir

*) Man vergleiche übrigens im XVII. Stück des „Laokoon“ das Zitat aus Hallers „Alpen“ und die voraufgehenden und nachfolgenden Erörterungen. Die an selber Stelle zitierten Worte Marmontels: „Ils (les Allemands) ont exécuté ce que j'avais conçu; et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fécond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.“ treffen auf die oben bezeichneten deutschen Romanschreiber der Gegenwart und ihre Geistesverwandten leider nicht zu.

vorzustellen, so werde ich bei möglichst treuer Vorstellungskraft doch nur ein Bild von ungefähr derjenigen Deutlichkeit haben, die mein Spiegelbild im Wasser, die Finger meiner Hand hinter trübem Glase oder hinter einem Stück Seidenpapier aufweisen. Die Vorstellung ist die Fata Morgana, welche aus dem Gebiete des Sinnlich-Fassbaren in die Luftregionen des Seelischen reflektiert wird. Nicht eine armselige Stallthür kann ich mir so vorstellen, wie ich sie sehe. Das heisst: kein Dichter kann als solcher wirklich malen. Wenn er sich dennoch darauf erpicht, die Deutlichkeit des Gemalten erreichen zu wollen, wenn er dem Leser unaufhörlich mit beschreibendem Detail zusetzt, so verlangt er von diesem eine nachschaffende Thätigkeit, deren ein Mensch einfach unfähig ist, und der im Schweisse seines Angesichts sich abmühende Leser, der die eine bestimmte Vorstellung im wahrsten Sinne des Wortes „krampfhaft“ festhält (eine ohnehin sehr anstrengende Thätigkeit!) und den Einzelzügen der Beschreibung gehorsam nachzugehen sucht, empfindet diese Beschäftigung bald als eine höchst peinliche und — langweilige.

Aber es kommt für die poetische Beschreibung noch ein weit erschwerenderer Umstand hinzu, und dieser besteht darin, dass wir mit relativ vollkommener Klarheit immer nur eine Vorstellung zur Zeit im Bewusstsein tragen können. Es ist bekannt, dass gleiche Vorstellungen einander verstärken, wie eine Farbe intensiver wird, wenn man sie doppelt oder dreifach aufträgt, und dass entgegengesetzte Vorstellungen wegen ihres verschiedenartigen Inhalts einander widerstreiten und, weil sie nicht zugleich mit voller Klarheit im Bewusstsein ruhen können, sich gegenseitig verdunkeln. Jeder weiss, dass er, wenn er einen Hund als Ganzes betrachtet, weder den Schwanz, noch die Beine, noch den Rumpf, noch den Kopf in voller Deutlichkeit sieht, ja, dass ihm selbst, wenn er nur

den Kopf als Ganzes betrachtet, weder das Auge, noch die Schnauze, noch das Ohr, noch sonst irgend ein Teil desselben als vollständig klare sinnliche Wahrnehmung zum Bewusstsein kommt. Will er die Wahrnehmung, z. B. der Schnauze, zu vollkommener Deutlichkeit erheben, so muss er von allem anderen absehen, das Gesamtbild des Hundes, sowie die Wahrnehmung aller anderen einzelnen Teile versinkt ganz oder fast ganz „unter die Schwelle des Bewusstseins". In noch höherem Grade gilt dies von der blossen Vorstellung. Die völlige Klarheit einer Vorstellung schliesst jede gleichzeitige völlige Klarheit einer anderen Vorstellung aus, und das Vorhandensein mehrerer Vorstellungen im Bewusstsein zu gleicher Zeit (also auch das Vorhandensein z. B. der Vorstellungskomplexe Hund, Tisch, Landschaft, Gemälde) schliesst überhaupt die völlige Klarheit einer einzelnen von diesen Vorstellungen aus. Daraus erhellt, dass das blosse beschreibende Detail dem Leser nur „die Teile in seine Hand" giebt und ihn ohne das „geistige Band" lässt, das doch eben erst die Anschaulichkeit des Geschilderten bewirken soll. Denn „die gleichzeitige Auffassung der Teile eines Bildes kennzeichnet das Anschauliche". (Matth. A. Drbal.) Es ist mir völlig gleichgültig, ob ich die Gemüsebeete oder die Fasanerie oder den Marstall des Grafen Soundso im Einzelnen genau kenne, wenn ich nicht einen Rundblick auf seinen ganzen Wohnsitz bekomme. Ich will ihn per Luftballon besuchen und aus der Vogelperspektive mit einem Blick das ganze Stück Erde sehen, auf dem der gnädige Herr nistet. Wie oben gesagt, widerstreiten und verdunkeln aber die Teilvorstellungen eines Bildes einander, wenn sie entgegengesetzt sind. Das Grün des Baumes in dieser Landschaft streitet mit dem Blau des Himmels um den Platz in meinem Bewusstsein; ich kann das Grün nicht in vollster Klarheit vorstellen, weil sich mir

gleichzeitig das Blau aufdrängt und umgekehrt. Weil ich aber beide, und vielleicht noch viele andere Vorstellungen mehr gleichzeitig in mich aufnehmen will, resp. muss, so können sie nur mit gedämpfter Lebhaftigkeit in mir leuchten. Ihr Gegensatz, durch einmaligen Kampf schon verringert (weil ihre charakteristische Deutlichkeit verringert ist) führt gleichwohl immer wieder zu neuem Kampfe, und dieser, mit der Stärke des Gegensatzes in gleicher Progression an Energie abnehmend wie die beiden Stücke des von dem Affen als Schiedsrichter geteilten Käses, kann naturgemäss nie ganz erlöschen. Deshalb ist bei einer Summe gleichzeitiger Vorstellungen nur ein annäherndes, ein relatives, nicht aber ein absolutes Gleichgewicht erreichbar. Darum ist unsere Seele, wenigstens im Wachen, nie vollkommen ruhig, sondern ihre Vorstellungsmassen sind, auch bei der ruhigsten Anschauung, mindestens in einem beständigen Schweben und Schwanken begriffen wie die um den Gleichgewichtspunkt spielende Zunge an der Wage. Wäre aber jenes relative Gleichgewicht nicht erreichbar, so würde es, wenigstens in künstlerischem Sinne, keine Anschauung geben, wie es denn eine Anschauung im strengsten Sinne des Wortes (ein gleichmässig und vollständig klares Wahrnehmen des Ganzen und jedes Einzelnen in ihm zu gleicher Zeit) für Menschen überhaupt nicht giebt.

In besonders kurzer Zeit wird nun jenes relative Gleichgewicht, das die Perzeption des Vorstellungskomplexes als Anschauung kennzeichnet, erreicht bei unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung. Jeder wird sich davon überzeugen, wenn er den Versuch, sich eine Landschaft, ein Gemälde, ein Bauwerk, ein ausgestattetes Zimmer selbständig, oder nach den Angaben eines Dichters, oder selbst nach eigener, früher gehabter Wahrnehmung im Geiste zu konstruieren, in Vergleich stellt mit dem seelischen Vorgange beim wirklichen, augenblick-

lichen Sehen der genannten Gegenstände. In letzterem Falle tritt alles Anzuschauende mit einem Schlage gross und breit vor das Auge des Leibes wie vor das der Seele, und Alles, was die weite Pupille jenes Auges vielumfassend aufnimmt, das muss auch die „enge Pupille des Seelenauges“ mit einem Blicke bewältigen. Der Akt des Wahrnehmens vollzieht sich als ein einziger, ungeteilter; der Kampf der entgegengesetzten Vorstellungen entbrennt auf allen Punkten zugleich, und eben deshalb ist er so bald beendigt, eben deshalb wird die Wahrnehmung so schnell zur wirklichen Anschauung eingestimmt. Anders in den vorher erwähnten Fällen. Dort kommt das leibliche Auge mit seinem weiten Sehfelde nicht zu Hülfe, sondern alles Vorzustellende ist auf die beschränkte Sphäre des geistigen Auges angewiesen; darum muss sich der eine, ungeteilte Akt des Wahrnehmens in ein stückweises Nacheinander auflösen; der Kampf der Einzelvorstellungen wird zu lauter Zweikämpfen und Scharmützeln zersprengt, und es kommt schwer oder garnicht zu einer Gesamtanschauung vor zu starker Bewegung der einzelnen Momente derselben. So werde ich mir bei einer inneren Reproduktion der sixtinischen Madonna bald die Madonna, bald das Kind, bald den Sixtus u. s. w. vorstellen, schwer aber das ganze Gemälde zu malerischer Totalwirkung in mir aufstellen können. Wie schon gesagt, stösst die selbstthätig sich Anschauungen bildende Vorstellungskraft des Menschen auch dann auf diese Schwierigkeiten, wenn sie nach Angaben des Dichters schafft, vorausgesetzt, dass dieser Dichter nicht eben jenes Schilderungstalent besitzt, welches wir weiter unten von einem echten Dichter fordern zu müssen glauben. Nach den Worten einer Dichtung soll man sich aber nicht allenfalls mit Angst und Schweiss eine Anschauung aufbauen können; diese soll vielmehr mit zwingender und überzeugender Klarheit aus jenen dichterischen Worten ungerufen

hervortreten. Nach seinen Gedanken mag uns der Dichter, wenn sie von dunkler Tiefe sind, suchen lassen, nicht aber nach Anschauungen. Diese sollen uns ungesucht überraschen, überrumpeln und überwältigen. Wenn man das nicht vom Dichter verlangen dürfte, so würden jene Pensions-Backfische beinahe vernünftig gesprochen haben, die da sagten: „Wir lesen in der Pension keine Dichter; wir dichten selbst.“

Die von dem Dichter zu lösende Aufgabe würde nach dem Gesagten darin bestehen, dass er jene gleichzeitige Auffassung der Teile eines Bildes, die das Anschauliche kennzeichnet, auf irgend eine Weise im Leser bewirke. Alle Einzelheiten einer Anschauung bieten sich aber dem Dichter zusammengerafft in der Wirkung des Ganzen dar, in der Stimmung, die das Angeschaute nach der subjektiven Anlage des Anschauenden notwendig in ihm erzeugt. In diesem Einen, in der Wirkung, laufen alle Fäden der Einzelbetrachtung zusammen. Diese Wirkung soll er dem Leser treu übermitteln, ebenso abgerundet und geschlossen, ebenso blitzschnell und doch so vollständig, wie er sie selbst in sich aufgenommen, und darin besteht die grosse Schwierigkeit seiner Kunst, wenn er schildert. Hier tritt die Berechtigung jener Phrase ein: „aus dem Vollen schöpfen“. Das ganze Bild, welches der Geist des Dichters in einem Zuge eingeatmet hat, soll er im nächsten Augenblick (wenn auch subjektiv gefärbt) mit einer Bewegung wieder ausstossen, wie die Charybdis das Wasser der Meerenge mit allem, was darin lebt und webt, einschlürft und wieder ausspeit. Kann der Schildernde seinen Gesamteindruck schnell und überzeugungskräftig in ein anderes Gehirn verpflanzen, so vermag er anschaulich zu schildern; denn der Lesende muss alsdann dieser Wirkung ein nach Stimmung und Charakter dem Urbilde ähnliches Bild substituieren, und wenn der Dichter Sorge trägt, das Bild im

Leser möchte von dem seinen in den Einzelheiten allzu sehr abweichen, so mag er der Wiedergabe in toto eine Detailschilderung voraufgehen oder folgen lassen; hier wird sie ihre Dienste thun. Keineswegs aber ist das Detail immer nötig. Wenn Schiller sagt:

„— ein harmonisch hoher Geist spricht uns
Aus dieser edlen Säulenordnung an —“

so malt sich meine weihevoll gestimmte Phantasie einen erhabenen Säulenbau, mit dem der Dichter zufrieden sein kann, und betreffs dessen es ihm ziemlich gleichgültig sein kann, ob ich mir die Säulen dorisch, ionisch oder korinthisch denke. Wissen wir doch alle aus tausendfacher Erfahrung, dass auch nicht zwei einem dichterischen Urbilde nachgeschaffene Anschauungen photographisch genau übereinstimmen. Jedes selbstgeschaffene Bild hat eine für den Schaffenden gerade anheimelnde und reizvolle Subjektivität; ich will mir eben das Bild des Dichters nach meiner individuellen Veranlagung gestalten (ohne natürlich die Absicht des Dichters zu verletzen), und in der Verhinderung dieses Selbstschaffens von Bildern mit individueller Würze liegt ausser in anderem die riesengrosse Dummheit der Illustrationswut.

Eine Schilderung wie die geforderte beruht, wie Nordau in seinem „Paris unter der dritten Republik“ sehr richtig bemerkt, auf „anthropomorphischer Belebung des Toten“, sie setzt eine „Metaphysik der leblosen Dinge“ voraus, und der Dichter muss als anschaulich Schildernder — diesen Ausdruck gebraucht Nordau mit Bezug auf Zola — ein „Psycholog der unbelebten Welt“ sein. Was als seelischer Abglanz der Dinge in ihm wirksam ist, das legt er dem Dinge an sich als ureigenstes Attribut bei. Das ist die Stelle, wo der grosse Dichter sterblich ist für den kleinen Kritiker, namentlich wenn jener die Vermessenheit hat, als Anfänger und mit nie gehörtem Namen schon be-

deutend zu sein. Hier entstürzen dem voll quellenden Geiste des Genies jene Kühnheiten, die der engbrüstige Nörgler Stück für Stück mit grosser Bravour ins Lächerliche ziehen kann, weil er selbst ein ästhetischer Hanswurst ist. Die Verquickung der Wirkung, der Thätigkeit mit ihrem Substrat: das ist die Fähigkeit des grossen deskriptiven Talents. Der unbegabte Beschreiber schleppt mit rührender Ameisengeschäftigkeit einen Berg herbei, pflanzt ein Schloss darauf, pappt links einen Sturzbach, rechts eine Matte, vorn ein Stück Wald und hinten sonst noch etwas daran und — siehst du wohl? Das Bild ist fertig! Das ist der Vorgang bei seinen geistigen Geburten auf dem Gebiete der Schilderung, „das ist die Art, wie er sich soulagiert". Die Furcht vor etwaiger subjektiver Beimischung wäre grundlos. Die aufgestellten Dinge nehmen sich so verdammt objektiv und nüchtern aus, dass sie für leibhaftige „Dinge an sich" gelten könnten. Ein Beispiel aus dem Erstlingswerke eines jungen Dichters, das mir s. Z. zur Besprechung vorlag. Der „Dichter" beschreibt eine Burg auf einem Felsen.

„Wohl an die hundertfünfzig Ellen
Hebt ob der Bächlein Silberwellen,
Die froh umspielen seinen Fuss,
Der Hügel sich in schroffem Schuss
Zweiseitig auf zur Höhe.
Die andern Seiten flach sich senken
Und mit dem Bromsberg sich verschränken,
Dess' wilden Waldes dicht Geäst
Dem Lichtstrahl kaum den Durchgang lässt,
Geschweige Feindes Völkern.
Ums Felshaupt zieht nun gleich 'nem Kranze
Sich wohlgefügt die Pfahlwerkschanze,
Dahinter ragt der Wall im Rund,
Dann — senkrecht ab in Grabens Grund
Auf fünfzehn Ellen Tiefe u. s. w."

Wer bei dieser klaren, sachlichen Auseinanderlegung ein Bild im Kopfe hat, bezahlt einen Thaler! Was dagegen ein Vollblutdichter mit wenig

Worten zu malen vermag, das hat noch vor kurzem ein Mitarbeiter des „Kunstwart“ an einem Gedichte von Martin Greif gezeigt. In dem dort zitierten „Hymnus an den Mond“ heisst es:

„Auch du bist wirkendes Licht,
Prangender Mond . . .
Und deine Strahlen reichen
Mächtigen Umfangs hinaus
Über alles Gefilde . . .
Fühlsames Leben durchschauerst du;
Trunken schwärmet die Seele
Einsam dem Wanderer . . .
Ja selbst Felsen und tote Steine
Fühlen dein atmendes Weben.
Leise zu schwingen dann
Scheint ihr starres Innre,
Und wir erkennen erstaunt,
Dass edlerer Abkunft
Ihrer Ordnungen Sinn.“

Geistvoll und treffend fügt der Zitierende (K. Lein) hinzu: Das „wirkende Licht“, das „atmende Weben“ des Mondes droben, das „fühlsames Leben durchschauert“ und das wir „erstaunt erkennen“ — es schildert, ohne es zu wollen, klar für jeden, der sie kennt, die Wirkung auch des Genusses an lyrischer Poesie.

In ähnlich zutreffender Weise glossierte G. Cristaller im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ (Jahrgg. 1886 No. 20) ein Gedicht von Reinhold Lenz:

„Am Grabe von Goethes Schwester.

Ach soll so viele Trefflichkeit
So wenig Erde decken?
In diesem dürren Moosekleid
Und kümmerlichen Hecken —
Ist dieses schlechte Kissen wert,
Dass hier dein Haupt der Ruh begehrt?“

indem er schrieb: „Wer sieht hier nicht förmlich den unseligen Mann in einer klarst geschauten Gegend; ein rauher Wind weht in sein Haar (wenngleich er nichts davon sagt . . . .) und wir empfinden so deutlich sein ganzes Herz, so wenig auch

und scheinbar spröde seine Worte sind." Auch Goethes „Über allen Wipfeln" wurde dort erwähnt. Goethe (der noch nicht „klassisch" gewordene) erscheint mir unter den Deutschen als der zaubermächtigste Schilderer. Der erste Teil des „Faust" bietet (u. a. auch in besonders hohem Masse die „Walpurgisnacht") eine geradezu üppige Fülle von Anschauungen. Vischer weist in seinem Kommentar u. a. auf die grossartige Doppelzeile hin:

„Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds in später Glut heran,"

eine Stelle, die nur als eine unter vielen gleichwertigen dasteht. Wer läse nicht mit schauerndem Entzücken die Schilderung von den Wirkungen der Windsbraut in der „Walpurgisnacht", die Worte Fausts über das Spiel der Beleuchtung in den Klüften und an den Wänden des Berges; wer konnte uns den ganzen tollen Zauberspuk des Hexensabbats, das mystische Halbdunkel vieler Partieen des Faust-Stoffes so luftig-greifbar, so schattenhaft-körperlich, so gespenstisch-natürlich vors Auge rücken, ohne uns im Einzelnen etwas Genaues zu sehen und zu verstehen zu geben — wer so wie Goethe! Unter seinen Händen gerinnt selbst das Übernatürliche zu Schauenslust nährender Körperlichkeit, zu packender visionärer Augenweide; so in den Worten des Erdgeistes, so auch im Gesang der Erzengel. Und wieder braucht er seinen Faust im Zimmer Gretchens nur sprechen zu lassen:

„Ich fühl, o Mädchen, deinen Geist
Der Ruh und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heisst,
Sogar den Sand zu deinen Füssen kräuseln."

so umweht derselbe Geist der Ruhe und Ordnung auch uns, und vor uns steht das wundersam heilige Paradies, das eine Frauenhand aus einer engen Kammer geschaffen. Auch mit Einzelheiten!

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, an dieser Stelle ellenlang weiter zu zitieren oder gar die Wunderwerke wahrhaft anschaulicher Poesie analytisch zu zernagen. Dieser Artikel ist nicht so vermessen, Professor Beyerschen Unterricht in Poesie geben zu wollen. Es war mir nur darum zu thun, die poetische Beschreibung psychologisch zu beleuchten, eine feststehende und grundlegende Forderung für dieselbe zu finden und namentlich die falschen Wege zu kennzeichnen, die bei deskriptiven Versuchen immer und immer wieder breitspurig betreten werden. Die Theorie des Schrifttums und überhaupt die Ästhetik hat ihre grösste Stärke und ihren grössten Nutzen in negativen, vorbeugenden Erörterungen. Soll ich aber die Absicht dieses Artikels einreihen in den Schlagwörterkampf der Gegenwart, so bemerke ich, dass ich in der geforderten Manier des dichterischen Schaffens ein Kennzeichen des echten Realismus erblicke, der kein Gegner, sondern ein wahrer, ehrlicher Freund, ein natürlicher Bruder des Idealismus ist, weil er die poetische Wahrheit nicht lächerlicherweise in den Dingen selbst, sondern in der Art unserer Beziehung zu den Dingen sucht.

Litterarische Allotria.

Ein Intermezzo.

Dass die überhandnehmende Litteratur der Unterhaltungs-Journale der Buch-Litteratur schweren materiellen Schaden zufügt, ist eine längst anerkannte Thatsache. Es ist das Prinzip der Billigkeit, das hier in Wirksamkeit tritt und das der neudeutsche Bildungsphilister besonders hochschätzt auf dem Gebiete der Kunst. Wenn das Theater für ermässigte Preise spielt oder „recht viele Akte für's Geld giebt“, so sind Parquet und Ränge von Kunstenthusiasten überfüllt, die sonst das Theater meiden, wie der Schwänzer die Schule. Und wie viel eher haben die Leutchen noch einen Groschen übrig für eine „Posse mit Gesang“, als für einen soliden Roman, der lyrischen und dramatischen Buch-Litteratur selbstverständlich ganz zu geschweigen. Auf dem Boden der Journal-Litteratur selbst blüht ausserdem ein gegenseitiger Konkurrenzeifer, der an Rührigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Eduard Engel hat s. Z. ein Musterexemplar dieser Fortsetzungslitteratur, die in ihren „Briefkasten“ mit Kurpfuscherei und Winkeladvokatur handelt, „auf den Tisch der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“ niedergelegt“. Nächstens werden wir es erleben, dass ein neues Blatt sich erbietet, den 16jährigen Jungfrauen unter seinen Abonnenten Träume auszulegen und strebsamen Beamtenjünglingen nach Mitteilung ihrer politischen Gesinnung und Einsendung der Abonnementsbescheinigung bezüglich ihrer zukünftigen Karrière das Horoskop zu stellen. Der heilige Tempel der Litteratur wird von einer schmutzigen Schacherer- und Trödlerbande umlagert, welche mit dem krei-

schenden und feilschenden Lockruf ihrer Stimme die banalen Instinkte des Publikums gefangen nimmt. Peitschenhiebe unter diesem Gesindel ausgeteilt, und um so weniger die Geissel gespart, als es die gute Litteratur nicht nur direkt materiell schädigt, sondern derselben auch mehr und mehr ihren einzig zuverlässigen Boden entzieht: Die ernste Denk- und Empfindungskraft des Volkes! Das ist hier wie überall die bedenklichste Sache: die ideelle Schädigung des Guten durch das Schlechte (die ausserdem noch wieder einen weit grösseren Ausfall an materiellem Ertrag als den anfänglich verspürten zur Folge hat). Übrigens sind Erscheinungen wie die von Eduard Engel an's Licht gezogene nur äusserste Ausläufer einer langen Kette, nur ins Ungeheuerlichste getriebene Potenzen einer Basis, mit der auch angesehene und im übrigen recht anständige Journale „rechnen". Eine ganze Reihe dieser Zeitschriften hängt dem spezifisch-litterarischen Teil ihrer Hefte eine wohlgefüllte Trödelbude an, und mit diesen litterarischen Allotrien ist schon recht Respektables zum geistigen Verderb des Publikums und zur Verpäppelung seines Geschmackes geleistet worden.

Man kennt die reichbesetzte Tafel für grosse Kinder: Rösselsprung, Schach, Skat, Arithmogryph, Logogryph, Akrostichon, Homonym, Palindrom, Rätsel, Charade, Rebus, Salon-Magie u. s. w. u. s. w. Man missverstehe mich nicht: ich weiss, dass man Schach, Skat u. dgl. spielen kann, ohne kindisch zu sein; aber wer diese Dinge in einem ernsthaften Litteraturblatt nicht entbehren kann, der ist ein grosses Kind und wer diese Allotrien in das Blatt hineinbringt, spekuliert auf grosse Kinder. „Wir wollen ein Unterhaltungsjournal sein", motiviert man. Nun, die Herren Verleger und Redakteure müssen es verantworten, wenn sie voraussetzen, dass der wirklich litterarische Teil ihres Blattes nicht im Stande sei, verständige Menschen genügend

zu unterhalten. Es mag ein Bedürfnis für derartigen Unterhaltungsstoff im Publikum vorhanden sein — mögen andere, besonders dafür angelegte Blätter sich mit der Befriedigung desselben befassen. Der nach guter Lektüre verlangende Leser vermisst diese Dinge nicht, wenn sie fortbleiben, vielmehr bedankt er sich schönstens für die Zumutung solcher Genüsse an dieser Stelle. Nicht selten setzt die Redaktionssphynx noch einen erklecklichen Preis für den glücklichsten Oedipus unter ihren Abonnenten aus. Die Abonnementsbescheinigung ist natürlich immer unerlässlich. Nun finde ich es sehr begreiflich, dass der Verleger eines Lieferungs-Romans, wie z. B. des mir kürzlich unter dem Titel „Die Räuber“ aufgestossenen, in dem sich Karl Moor nach der Ermordung Amaliens mit einem reichen Judenmädchen verheiratet, dass der Verleger eines solchen Romans, sage ich, sich in seinem dunklen Gewissensdrange moralisch gezwungen sieht, das Verbrechen an den Manen Schillers durch Abgabe silberner Taschenuhren an die Leser gutzumachen; durchaus unbegreiflich aber finde ich es, dass die angesehensten Journale ihre von den ersten deutschen Schriftstellern herrührenden litterarischen Beiträge durch ganz ähnliche Manipulationen ergänzen zu müssen glauben. Man geht sehr in die Irre, wenn man glaubt, dass diese Rätselspielereien, die freilich ihrem Wesen nach wenig oder garnichts mit der Litteratur zu thun haben, nun auch in ihrer Wirkung litterarisch belanglos wären. Man thut dem Publikum kein allzugrosses Unrecht, wenn man den bekannten schönen Vers vom Publikum als Kind etwa folgendermassen variiert:

„Das Publikum, das ist ein Kind,
Das viel Plaisir am Spielen find't.“ *)

---

*) Beiläufig ein Vers, den ich dem künftigen Herausgeber eines „Goldenen ABC für Journal-Verleger und -Redakteure“ gratis zur Verfügung stelle.

Andererseits ist das Publikum ein Kind, das man zu vielem Guten erziehen kann. Kinder pflegen sich nun bald denjenigen unter ihren erwachsenen Führern mit unbegrenzter Anhänglichkeit zuzuneigen, die sie mit allerlei Schnaken und Schnurren, mit blanken Zinnsoldaten und hübschen Kasperle-Puppen, mit Männchenmachen und Purzelbaumschlagen zu unterhalten wissen, und in demselben Grade, in dem diese Zuneigung wächst, steigert sich auch die Abneigung und der Widerwille gegen alle diejenigen Personen, welche von dem Kinde zu gewissen Zeiten ruhiges Aufhorchen und ernste Sammlung zur Arbeit verlangen. Es ist bekanntlich die kleinste der erzieherischen Kleinigkeiten, ein Kind, auch das bestbeanlagte, zu „verspielen" und es jeder ernsten Beschäftigung abhold zu machen. Das Publikum gleicht hier wahrlich ganz dem Kinde! Die wenigen, die mit dem Herzen bei der Sache der Litteratur sind, werden sich durch Schnurrpfeifereien nicht abwendig machen lassen. Aber die vielen Tausende von Freunden, welche die deutsche Litteratur noch gewinnen muss, wenn sie jemals zu einer festgegründeten Stellung im Geistesleben unserer Nation gelangen will: diese werden zu einem nicht geringen Teile vom Wege ernster Geschmacksentwickelung abgelenkt; sie werden künstlich im Stande der Unmündigen erhalten, und ihr geistiges Interesse wird in Kindereien verzettelt! Besonders kommt die hier zum gesetzteren Alter heranreifende Jugend in Betracht; man erlebt es jedoch keineswegs selten, dass die Rätselbüchse des Journals für eine ganze Familie der Mittelpunkt des Interesses ist. Diese Form der Unterhaltung ist und bleibt indessen ein unwürdiges Anhängsel für jede litterarische Erscheinung, die im übrigen Anspruch auf Bedeutung machen will, und wo noch eine Preisverteilung hinzutritt, läuft

dies auf einen Abonnentenfang in der denkbar abgeschmacktesten Form hinaus, abgesehen davon, dass durch solche Bemühungen der Zugkraft der deutschen Litteratur ein herrliches Armutszeugnis ausgestellt wird.

Ich komme jetzt auf eine Art litterarischer Allotria zu sprechen, die sich ihrem Wesen nach insofern von der vorerwähnten unterscheidet, als sie mehr spezifisch-litterarischer Natur ist, deren Wirkung aber in ganz derselben Richtung zu suchen ist, wie die der vorigen. Es sind die Begleitartikel der Journal-Illustrationen. Die Illustrationsseuche ist ja schon an sich ein schweres Kreuz für die Litteratur. Auch sie ist dem Publikum-Kind von spekulativen Verlegern anerzogen worden und hat natürlich bereitwilliges Entgegenkommen gefunden. Aber nicht genug, dass dem Publikum die Adern der Phantasie und des Intellekts durch Illustrationen als Textbegleitung kurzweg unterbunden werden, das Baby Publikum muss noch mehr in zärtliche Bevormundung eingewickelt werden: es muss Illustrationen mit Textbegleitung geniessen! Ein Bild mit offenen, klaren Augen anzusehen und sein Motiv selbständig zu finden: ei, wer dürfte das vom Abonnenten verlangen! Das einfältigste und schlichteste Genrebildchen muss im „gemütlichen Plauderton“ spaltenlang erklärt, und daneben muss noch eine Reihe anderweitiger Albernheiten aufgetischt werden. Ich habe nichts dagegen, dass ein Schriftsteller sich durch eine Illustration zu einem Gedicht, einem Feuilleton oder einer Erzählung inspirieren lässt, die selbständigen Wert besitzt und also mit Fug und Recht als litterarisches Produkt auftreten kann. Dieser Vorgang findet übrigens nicht allzu häufig statt, und einer ganzen Reihe dieser Begleittexte merkt man die Inspiration durch Bestellung an. Der „reine Kean“ zeigt sich aber erst in den bloss „plaudernden“ Begleittexten. Da empfangen wir

den unschätzbaren Aufschluss, dass der Bauernjunge, der auf jenem Bilde neben dem Bauernmädel steht, der Schmalzbauern-Hans, und dass sie die Nudelbauern-Toni ist. Wir erfahren, dass er mit dem Mädel schäkert, ihr allerlei Zärtlichkeiten ins Ohr flüstert, ihr sagt, wie gut er ihr sei und von der Hochzeit spricht, die nun bald kommen werde. „O glücklich der, den ihr belehrt“, ihr Illustrationsbeschreiber! Man hätte ja glauben können, dass die beiden über auswärtige Politik oder über Kant's kategorischen Imperativ „schäkerten“. Aber wir werden noch lange nicht losgelassen. Die Nudelbauern-Toni hat den Schmalzbauern-Hans anfangs gar nicht erhören wollen, weil sie „gar so stolz“ gewesen ist; aber der Schmalzbauern-Hans hat nicht nachgelassen und hat endlich auch die Nudelbauern-Toni erweicht, und nächstens ist wirklich die Hochzeit, und die Nudelbauern-Toni kann sich schon freuen, denn der Schmalzbauer, des Buabn Vater, ist der reichste Bauer auf zehn Meilen in der Runde und — — und so weiter! Man glaubt eine schwatzselige alte Schachtel zu hören, der das Mundwerk wie eine Kaffeemühle surrt! Rrrrr — ein anderes Bild! Man sieht das Porträt einer schönen Nonne, die mit träumendem Auge aufwärts blickt. Sie veranlasst ihren Beschreiber zu folgender Meditation: „Die Welt ist ihr verhasst geworden, sie hat sich gesehnt nach Ruhe im Kloster. Hat sie gefunden, was sie gesucht, hat sie ausgerungen, liegt das Menschliche tief unter ihr, wie die Erde unter den Sternen, das Geräusch der Welt unter der nie unterbrochenen Stille des ewigen Schnees! — Wer weiss es!“ — Ja, wer mag das wohl wissen? Der Beschreiber weiss es auch nicht; aber er hat doch vorläufig einmal über die Nonne geschrieben, und die lieben Leser finden doch etwas, wenn sie nachblättern. Aber dieser Beschreiber hat seinen Beruf verfehlt! Er weiss es nicht; aber das von ihm

und seinen Kollegen verwöhnte Publikum will wissen, was hinter der Geschichte steckt. Er hätte klüger gethan, eine Geschichte zu erzählen, etwa so: „Sie hat einmal einen wunderwunderschönen Jüngling geliebt; aber ihr Papa hat's nicht haben wollen von wegen Schulden. Sie haben sich nicht gekriegt, und sie hat den Schleier genommen. Der Leser sieht sie in dem Augenblick, da sie an den schneidigen Schnurrbart des Entfernten denkt u. s. w." Ich könnte einen ganzen Band von der Stärke des vorliegenden mit Beispielen anfüllen: indessen — sapienti sat! Ganze gewaltige Folioseiten in diesen Unterhaltungsjournalen sind tant de bruit pour une omelette. Und das Publikum sieht mit Behagen zu, wie man ihm die vielen schönen Illustrationen, diese Zuckerkuchen für artige Abonnenten bis ins ausführlichste vorkäut, damit nur ja der geistige Magen des Säuglings vor jeder Saftabsonderung bewahrt bleibe. Wie oft habe ich beobachtet, dass man begierig über die Bilder einer Zeitschrift herfiel und dann, ehe man sich auch nur im geringsten die Mühe selbständigen Eindringens in das xylographische Mysterium genommen hatte, eifrigst nachblätterte mit der Bemerkung frei nach Heiberg's Mile Kuhlmann: „Da steht hinten gewiss 'was über!" Es ist natürlich, dass derartige Zeitschriften wenig oder gar keinen Raum für solche Lumpereien wie Gedichte haben. Wenn einmal ein solches erscheint, so bekommt es meistens ein heimliches Plätzchen ganz unten in der Ecke, als wäre es in Ermangelung einer Schlussvignette dort hingesetzt. „Das Publikum will keine Gedichte." Natürlich will ein so behandeltes Publikum keine Gedichte. Gute Gedichte erfordern ganz besonders ernste, der Sammlung fähige Leser. „Aber was heisst Sammlung?! Zerstreuung wollen wir ja bieten!" ruft unisono der Chor der Journale. Gedichte sind unmodern. Einige „vornehme" Revuen schliessen sie ganz aus. Da wandeln jahraus

jahrein in erhabener Gleichmässigkeit die Prosazeilen einher, und nie tritt ein rhythmisch hüpfender Versfuss entweihend in der Prosa stilles Heiligtum. Indessen — wenigstens bringen diese „Vornehmen“ kein Rätselpotpourri und keine Bilderbeschreibungen. Wenn gleichwohl die Geschmacksverpäppelung und -verzettelung auf der einen und die ostensive Geringschätzung der rein poetischen Muse auf der andern Seite noch eine zeitlang fortblüht, so darf man sich nicht wundern, dass die Empfänglichkeit der Lesewelt für alle ins Ernste und Grosse gehenden Litteraturerzeugnisse von der einen wie von der anderen Seite eine stärker und stärker werdende Verminderung erfährt.

Die moderne Litteraturspaltung und Zola.

„Das grösste Unglück auf der Welt sind die falschen Alternativen“ — so ungefähr sagt Vischer an einer Stelle seines Faust-Kommentars. In der That, wieviel Unheil wird in unklaren Köpfen angerichtet durch falsch verstandene Begriffe, die irgend ein „streng scheidender“ Superklug mit impertinenter Dreistigkeit in kontradiktorischer Form einander gegenüberstellt und die gerade durch solche Gegenüberstellung erst bis zur heillosesten Verwirrung verschroben und verwischt werden! Diese falschen Alternativen bilden denn auch ein starkes und weites Fangnetz für blödsichtige Gimpel, und es gehört, namentlich auf politischem Gebiet, z. B. bei Gelegenheit der Wahlen, zu den ergötzlichsten Schauspielen, die Tageblätter in ihren „kernigen“ Antithesen, welche die verschiedenen Parteiprogramme einander gegenüberstellen, reden zu hören. Hui, wie schnell so ein fingerfixer Redakteur mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten zur Hand ist! Führt ihm doch in der Regel sein Handwerkszeug täglich das herrlichste Beispiel von Kontradiktion vor Augen: Kleistertopf oder Schere — tertium non datur! Das ausgeschlossene Dritte ist der zu honorierende Federkiel des Schriftstellers.

Die Alternative vom Idealismus und Realismus in der Litteratur ist ein wahres Musterbeispiel falscher Gegenüberstellung; das hindert aber selbstverständlich nicht, dass sie mit staunenswürdiger Hartnäckigkeit bei jeder Gelegenheit von Unterdemstrich-Ästhetikern wieder aufgewärmt und von

naiven Lesern gläubig verdaut wird mit behaglicher Freude darüber, nunmehr beide Litteratur-„Richtungen“, in ein strammes „Entweder — oder“ zusammengezogen, in klarster Klarheit überblicken und mit einer mühelosen Handbewegung in den Bildungssack praktizieren zu können. Ein Teil von dieser Irrung ist freilich nicht Menschenschuld: unsere Vorstellungen und Begriffe sind mit dem Schleier der seelischen Individualität verhangen, und mag dieser auch bald mehr, bald weniger dicht sein, immer verhindert er doch, dass unser Seeleninhalt in dem reinen, fleckenlosen Lichte der logischen Begriffe leuchte, und wenn schon der einzelne Begriff in den verschiedenen Menschen allen psychischen Schwankungen und Nuancierungen der Individualität ausgesetzt ist, so kann es nicht Wunder nehmen, dass auch die Vergleichung von Begriffen hin und wieder ihren Schwerpunkt verrückt und auf ein erfolgloses Spiel mit Worten hinausläuft.

Ein Spiel mit Worten ist es, wenn man sagt, dass sich in der modernen Litteratur Idealismus und Realismus gegenüber ständen. Wohl muss jeder halbwegs Kundige erkennen, dass sich gegenwärtig in Wirklichkeit eine strenge Scheidung vollzieht und dass ein harter Strauss ausgefochten wird zwischen der alternden und der heranwachsenden Schriftstellergeneration. Aber das Feldgeschrei ist ein völlig sinnloses und muss den unbeteiligten Zuschauer verwirren, abgesehen davon, dass es nicht selten den Kämpfern selbst schon vorher die Köpfe verdreht hat. Die Gerechtigkeit erheischt freilich zu bemerken, dass dieser sonderbare Schlachtruf vielmehr von den sogenannten „Idealisten“ als von den „Realisten“ gebraucht wird, und dass bei letzteren eine weit richtigere Erkenntnis des Streitpunktes vorwaltet als bei den ersteren. Oft aber treibt auch der Kobold des unlogischen Widerspruchs auf beiden Seiten sein bos-

haftes Spiel, und dann erleben wir ein Duell à la Boulanger und Lareinty, nur mit dem Unterschiede, dass sich die Duellanten nicht nachträglich die Hände zur Versöhnung reichen, sondern immer wieder von neuem anlegen und Löcher in die Luft schiessen.

Karl Bleibtreu hat den prächtigen Einfall gehabt, den Spiess umzudrehen und die Vertreter des Entrüstungsidealismus als solche zu bezeichnen, die nicht selten, z. B. durch ihre litterarische Bücherspekulation, den plattesten praktischen Realismus kultivieren, dagegen in den blindwütigen „Realisten" die Repräsentanten eines übersprudelnden Idealismus zu finden. Wenn es mir gelingt, in dem Folgenden die litterarische Streitfrage annähernd zu klären, so wird diese Umstellung als völlig gerechtfertigt dastehen, und eben dadurch wird zugleich erwiesen sein, wie konfus jenes oben erwähnte Feldgeschrei die eigentliche Sachlage kennzeichnet oder vielmehr nicht kennzeichnet.

Es ist durchaus begründet, das moralische wie das intellektuelle Streben nach Besserung der Welt als Idealismus, die blöde und stumpfe Genügsamkeit mit den bestehenden äusseren und inneren Lebensumständen dagegen als Realismus zu bezeichnen. Hier darf man von einem klaren Gegensatze reden. Im Sinne dieses Realismus aber giebt es keine „realistische Kunst" und wird es niemals eine solche geben. Wer geistig begabten und ehrlich strebenden Männern die Verbreitung einer in diesem Sinne realistischen Kunstanschauung insinuiert, der sollte sich schleunigst hinter seinen Schreibtisch verstecken und sich seiner denkfaulen Leichtfertigkeit schämen. Eine contradictio in adjecto dieser Art kann nur ihren Urheber blamieren. Wer jemals in seinem Leben nur ein Viertel von einem Kunstwerk verstanden hat, der weiss, dass die Kunst sich so gut wie die Moral vom Blute des Idealismus nährt. Ohne Idealismus giebt es

kein vierzeiliges Liebesliedchen von Wert. Die Kunst ist der Idealismus in seiner reinsten und komprimiertesten Form. Ich habe es immer für eine wenigstens nutzlose Phrase gehalten, dass die Kunst keinen Zweck habe, dass sie „ihren Zweck in sich selbst trage". Welchem Menschen durch diese Erklärung wohl klarer im Kopfe geworden ist! Wenn die Kunst so gar keinen Zweck hat, woher leiten wir dann die Regeln und Gesetze der Ästhetik ab? Aus dem uns angeborenen Schönheitsgefühl, höre ich sagen. Dann hat wohl, wie mir scheint, die Kunst den Zweck, unser Schönheitsgefühl zu befriedigen? Und dieses Schönheitsgefühl ist doch wohl ein anderes geworden im Laufe der Zeiten von den Ornamentierungen der prähistorischen Waffenfunde bis zu den Ornamenten des Kölner Doms? Und womit hat diese Entwickelung unseres Schönheitsgefühls Schritt gehalten, woraus resultiert sie? Doch wohl aus unserer gesamten geistigen Entwickelung? Also finden wir doch wohl in unserem zeitweiligen gesamten Kulturstande eine Norm, der das Kunstwerk folgen muss, einen Zweck, den es erfüllen muss? Gewiss! Das ist eben der Zweck der Knnst: Der Inbegriff aller hohen Geistesgüter zu sein, welche die Menschheit errungen hat, und vermöge der Expansion des weiterstrebenden Künstleringeniums hinzuweisen auf das, was an erstrebenswerten Gütern noch in der blauen Ferne der Hoffnung liegt. Die Kunst hat den Zweck, den Weisen das Weiseste, den Guten das Beste und den Schönen (d. h. den Schönen im Geiste) das Schönste zu sein, indem sie als Pfadfinder dem ganzen menschlichen Kulturstreben mit den flüchtigen Sohlen der genialen Vision voraufeilt und das bessere Reale der Zukunft vorahnend vorbildet.

„Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Darum ist die Kunst die Form und Leben

gewordene Leidenschaft, welche den Menschen zu seinem Gotte treibt, darum ist sie der Idealismus, der sich nirgends wahrer und glutvoller bezeugen kann, als eben in dem echten Kunstwerk.

Die Wissenschaft wird vom Muss regiert; in der Kunst und in der Moral bleibt dem Menschen noch ein „Ich will“. Was wir als Wahrheit finden, müssen wir als solche hinnehmen, einerlei, ob sie uns fördert oder hemmt, ob sie mit unserem augenblicklichen Entwickelungsstreben übereinstimmt oder es stört. In der Kunst und in der Sittlichkeit steht es dem Menschen noch frei, mit den Armen des Wollens und des Verlangens nach dem Himmel zu greifen, und die Kunst greift am weitesten und verlangt am heissesten. Wehe dem Menschen, wenn das „Muss“ der Wahrheit seine erhobenen Arme niederschlägt, wenn die Wissenschaft ihn lehrt, dass sein „Ich will“ machtlos verhallt im Weltganzen und dass kein Entrinnen aus der Trübsal und Niedrigkeit des Erdendaseins ist. Dann ist er beim Pessimismus angelangt, und der Pessimismus hat keine Kunst, weil er keine Hoffnung hat. Kein Mensch mit gesunden Sinnen würde in der Lotterie spielen, wenn er nicht hoffen dürfte, zu gewinnen. Fr. Spielhagen bemerkte einmal sehr richtig in einer Rezension von Heibergs „Apotheker Heinrich“, dass der Pessimismus, wenn er die Kunst beibehalten wolle, derselben konsequenterweise Kontredampf geben und sie als ein Mittel gebrauchen müsse, die Welt im abschreckenden Lichte zu zeigen — wenn ich auch nicht habe einsehen können, wie das den Heibergschen Roman treffen sollte. Siegt im „Apotheker Heinrich“ etwa nicht das Gute, das Ideale, weil Dora untergeht? Siegt es nicht in uns? Aber hiervon später. Wenn der Pessimismus die Kunst als ideale Trösterin im Weltleid auffasst, so mutet das sehr komisch an. Trösten kann uns doch nur, was eine triftig begründende Wirklichkeit hinter

sich hat, oder wenigstens eine solche glaubensvoll vermuten lässt! Wenn aber die Realität des Seins sich nie und nimmer Hoffnung machen darf, den Illusionen des Kunstwerks auch nur um einen Millimeter mit Erfolg nachschreiten zu können — was ist dann die Kunst anders als ein Sammelsurium kindischer Hirngespinnste? Welcher Künstler würde den Mut finden, im ewigen Nichts nach Stoffen zu suchen und für ein ewiges Nichts zu schaffen? Die Kunst würde zur langweiligen Kaffeebase werden, die der Menschheit einen Kondolenzbesuch abstattet und den Schmerz derselben durch alberne und haltlose Trostklatschereien nur noch nachhaltiger aufwühlt. Die Hoffnung, dass seine Visionen nicht immer und nicht ganz der realen Fleischwerdung ermangeln werden, muss den Künstler beseelen, wenn er schaffen soll. Und wann findet er eine Gewähr, dass seine Hoffnung keine trügerische ist? Wenn sein Werk gefällt, d. h. wenn die Menschen über der Entscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Schön und Hässlich sich klar werden, dass das Gute, das Schöne eben doch — das Bessere von beiden ist.

Je entschiedener der idealistische Wille des Künstlers sich geltend macht, desto eifriger sucht er nach einer adäquaten Versinnlichung seiner Gedanken, und das Geheimnis des technischen Talents beruht auf der relativ schnellen Ausfindigmachung der besten Veranschaulichungsmittel; es hängt also innig mit dem rein geistigen Teile der künstlerischen Produktion zusammen. Die Poesie ist nun, wie alle Kunst, Gedanken- oder Gefühlsmitteilung durch überzeugende Anschauung. Das Überzeugendste sind aber immer Dinge oder thatsächliche Geschehnisse. Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. Das ist so wahr, dass es beinahe wie ein Truismus klingt. Die echte Poesie ist die am meisten sensualistische; nirgends gilt mehr der Satz Lockes, dass nichts

im Geiste sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen, als in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt. Die Poesie, welche am schnellsten und eindringlichsten durch reale Gestaltung zu überzeugen und hinzureissen weiss, ist die am meisten realistische. Das Wort „Realismus“ bezieht sich also auf die Art der Mitteilung, auf die Form und die Wahl des äusseren Stoffes, während die Bezeichnung „Idealismus“ sich auf den Wert und Gehalt des inneren, des psychologischen Stoffes bezieht, so dass dieser erbarmungslos abgehetzte Begriff — zur Beruhigung der allein seligen Patent-Idealisten sei es gesagt — in seinem Besitzstande völlig unangetastet bleibt. Von einem Gegensatze kann demnach nicht im entferntesten die Rede sein; der Realismus ist ein integrierender Bestandteil des künstlerischen Idealismus.

Der nackte, sagen wir: rein philosophische Idealismus ist verurteilt, im Netze der Abstraktion hängen zu bleiben; wenn er dennoch ohne künstlerische Begabung versinnlichen will, so thut sich ihm als einzige Zuflucht die Allegorie auf, die doch nur den Schein der Poesie hat und in Wirklichkeit keine Versinnlichung ist. Der zweite Teil des „Faust“ steht nach dieser Seite hin als ewig warnendes Beispiel da. Dem wahren Dichter gelingt die Vermählung des Geistigen mit dem Sinnlichen. Sein Schaffen ist ein leidenschaftlicher Zeugungsprozess, eine liebeglühende Empfängnis, eine leben- und liebespendende Geburt. In diesem Sinne verstehe ich das Wort Byrons von der Poesie als Leidenschaft. Eine Anzahl „Realisten“ scheint Bleibtreus richtige These, dass Poesie nur Leidenschaft sei, dahin zu verstehen, dass sie nur in dem dithyrambischen Ausdruck wildbewegter Gefühle ihr Genügen finden dürfe, dass der Dichter sich durch jede Zeile als eine Art von Berserker dokumentieren müsse, der jede Stunde sechzigmal aus der Haut fährt. Das friedlichste idyllische Stim-

mungsbild hat an sich so gut litterarische Daseinsberechtigung wie der Vaterfluch des wahnsinnigen Lear, wenn auch bei der Vergleichung meistens ein erklecklicher Wertunterschied herausspringt. Und wenn ein sanftes, friedliches Idyll mit origineller Stimmungswahrheit, mit sinnlich leuchtender Farbe gemalt ist, so ist es viel mehr wert als eine nur gross thuende Leidenschaftsfanfaronade. Solche „Realisten“ nehmen sich aus wie gemalte Posaunenengel mit ewig aufgeblasenen Backen; ihre Poesie ist ein kochender Brei; überall dehnen sich mächtige Blasen aus, und wenn sie platzen, sagt es „Puff“ und herausfliegt — Wind. Sie ahnen in ihrer Unschuld nicht, dass der Dichter auch denken soll, dass er, weil er das ganze Gebiet der menschlichen Seelenregungen beherrschen und versinnlichen soll, sich nicht auf das Teilgebiet der Affekte allein beschränken kann, dass die Leidenschaft der Poesie eine formale Kraft, eine inbrünstige Zuneigung zu dem behandelten Gegenstande ist. Aus den ruhigsten Schilderungen Zolas atmet mich der leidenschaftliche Eifer des arbeitenden Dichtergeistes an. Und diese formale Leidenschaft, diese Inbrunst des dichterischen Zeugungsaktes bringt eben jene Werke hervor, die als gesunde, kräftige Geisteskinder eines Dichters keck in die Welt hinaustreten, im Gegensatz zu den dilettantischen Erzeugnissen des Schein-Idealismus, die, um mit einem Shakespeareschen Vergleich zu reden, im „dumpfigen, faulen, müden Ehebett“ der zahmen Konvenienz erzeugt und „zwischen Schlaf und Wachen empfangen“ sind.

Kein halbwegs vernünftiger Mensch wird nun etwas dagegen einwenden können, dass man in der Poesie, z. B. im Roman und im Drama, Gedanken und Gefühle durch Thatsachen ausdrücke. Indessen wenden die Idealisten à tout prix ein „aber“ ein. Die Realität der Poesie muss eine wohlthuende sein. „Wir wollen eine Kunst, bei der uns wohl

wird" — d. h. sie wollen Bücher, bei denen Geist und Herz nicht zu arg aus ihrem Faulheits-Optimismus gerüttelt werden, und die man auf der Chaiselongue oder in der Hängematte lesen kann, ohne durch eine aufregende seelische Emotion zum plötzlichen Aufschnellen gezwungen zu sein, oder gar — horribile dictu! — durch Ekel in der Verdauung gestört zu werden. Nicht, als ob diese Leute nicht auch in Romanen, Dramen und Epen das Böse dargestellt sehen wollten, oh — sie können ein gewaltiges Stück satanischer Bosheit vertragen, und sie würden um alles in der Welt nicht das Gährungsferment der Intrigue in ihrer Lektüre entbehren wollen. Aber die Aufnahme des Bösen in die Dichtung ist von ihrer Seite mit gewissen Bedingungen verknüpft. Die erste und wichtigste ist die, dass das Böse in der Poesie nie und nirgend einen Zug von niederschmetternder Allgemeingültigkeit annehme, dass der Leser sich nicht gewissen Typen gegenüberfinde, die in herzerschütternder Weise ein Stück allgemeinmenschlicher Lumpenhaftigkeit darstellen. Das ist unangenehm; das macht den tugendsicheren Spiessbürger an sich selbst irre; bei solcher Kunst „wird ihm nicht wohl". Nie darf die Kunst das Hässliche betonen; deshalb — und dies ist die zweite Bedingung — soll auch der Dichter als Büttel der „poetischen Gerechtigkeit" gleich mit der Rute hinter den Bösewichtern her sein und sie am Schlusse seines Werkes ohne Gnade „bluten lassen". Dadurch wird dann der abscheuliche Eindruck des Niederträchtigen und Schändlichen wohlthuend abgeschwächt, und der zufriedene Leser sagt sich, dass es doch noch recht hübsch in der Welt aussieht, weil die Bösen immer prompt ihre Strafe bekommen und die guten Leute belohnt werden gleich jenem braven Lieschen, das nicht vom Rahm genascht hatte und dafür von einem Engel leckere Kuchen und schönes Spielzeug bekam.

Abgesehen davon, dass in der Wirklichkeit keineswegs jedes Verbrechen seine äussere Sühne findet, vielmehr das Sprichwort von den grossen und den kleinen Dieben (um ein bestimmtes Beispiel zu nehmen) sich immer noch mit Glanz behauptet, ist die Forderung der von dem Dichter zu bewerkstelligenden äusseren Sühne, auch wenn sie sich auf den Anspruch einer rein ästhetischen Berechtigung beschränkt, nichts mehr, als eine philiströse Gerechtigkeitshuberei. Im praktischen Leben ist die Beantwortung der Sünde mit einer äusserlich fühlbaren Strafe unumgänglich notwendig, obgleich kein Zweifel darüber besteht, dass der moralische Wert dieser Strafe fast ausschliesslich in ihrer abschreckenden Wirkung besteht und also nach sittlichem Mass ein entschieden minimaler ist. Das Ideale wäre aber doch, von der Sünde selbst, und nicht bloss von den Folgen derselben abzuschrecken; wer das erstere vermag, hat den weitaus grösseren sittlichen Erfolg zu verzeichnen; wer es versucht, legt einen ehrenderen Beweis von seinem idealen Streben ab, als derjenige, welcher sich mit der Verfolgung des letztgenannten Zweckes begnügt. Wem gleichen nun jene Programm-Idealisten mit ihrer nachhinkenden poetischen Gerechtigkeit? Ohne Zweifel den Vertretern des blossen Abschreckungsprinzips; denn die abschreckende Wirkung der Sünde selbst lähmen sie grundsätzlich durch die regelmässig eintretende Strafe, die den Aufruhr der sittlichen Empörung im Leser auf plumpe Weise beruhigt. Das dritte Wort der Vertreter dieser Methode ist immer die „sittliche Weltordnung“. Wenn eine solche besteht — worin könnte sie sich deutlicher und zwingender dokumentieren, als darin, dass die Sünde ewig Sünde bleibt, dass sie niemals gut oder schön werden kann und dass der Schuldige niemals die Freiheit des Gewissens geniessen darf, deren sich der Unschuldige, der allein Glückliche, erfreut? Etwa in

der Thatsache, dass jeder Dieb ins Zuchthaus kommt oder jeder Mörder an den Galgen? Wenn der ironisierende Dichter einen Schurken reussieren und am Schlusse seines Romans oder Dramas mit seiner Beute laufen lässt — wer von den Lesern ist so einfältig, den Entlaufenen für glücklich zu halten und ihn zu beneiden?! Mag der Bösewicht das weiteste Gewissen, oder meinetwegen gar keins haben, er bleibt immer ein furchtbar Bestrafter; denn ihm ist ewig das Glück versagt, gut zu sein. Mein Blick fiel vor kurzem auf das Schillersche Epigramm:

„Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!"

Ich bin nun weit entfernt, allen Vertretern des sogenannt idealistischen Kunstprinzips eine solche doppelzüngige Absicht zu insinuieren, wie sie in jenem Epigramm vorausgesetzt ist; aber im ganzen läuft doch bei ihnen die Bethätigung des dichterischen Ethos darauf hinaus, dass sie die Sünde (vielleicht in ehrlichster Absicht) malen und den Teufel dazusetzen, damit er die Sünder hole und braten lasse. Zola und die echten Realisten thun jedoch viel mehr: sie malen den Teufel nicht erst nachträglich zu, sondern von vornherein in der Sünde. Und zwar malt Zola den Teufel so entsetzlich drohend in der Sünde, wie es vielleicht noch keiner vor ihm fertig gebracht hat. Sein grosses ethisches und ästhetisches Verdienst ist eben, dass er die Sünde nicht mit wohlriechendem Wasser übergiesst, sondern sie mit ihrem ganzen Missdufte darstellt. Nana, Gervaise, Coupeau und wer weiss sonst noch in Zolas Romanen könnten unbeschadet der ethischen Kraft dieser Werke ruhig nach dem Schluss derselben fortleben — ihr Schicksal würde uns sogar noch grauenhafter erscheinen, als es so der Fall ist.

Das bischen äussere Vergeltung kann ein Zola geringschätzig übergehen; er weiss uns, wenn es ihm gefällt, schon auf der ersten Seite eines Buches ein Stück poetischer Gerechtigkeit von seiner Art zu geben, dass uns die Haut schaudert. Übrigens lässt er auch nicht selten äussere poetische Gerechtigkeit walten, und dann können sich manche Romanciers ein Muster an ihm nehmen. Während seine Menschen sündigen, holt sie der Teufel Stück für Stück, so z. B. im „Assommoir". Die Übergangsformen von der Schuld zur Katastrophe sind hier so ausserordentlich fein in der graduellen Steigerung, so regelmässig und ununterbrochen rollt die Kette des Verderbens ab, dass es schwer fällt zu unterscheiden, wo die Sünde aufhört und die Strafe anfängt. Nie hat ein Schriftsteller strengere poetische Gerechtigkeit geübt, als Zola; denn nie hat einer die Sünde unerbittlicher und beharrlicher als Sünde gekennzeichnet. Er ruft freilich nicht jeden Augenblick aus: „Lieber Leser, wie schlecht ist doch dieser Mensch, den ich dir hier schildere!" — er malt und — schweigt. Aber er malt so eindringlich, malt mit einem so tragischen Schweigen, dass der Kontrast von Gut und Böse mit schneidender Schärfe durch unsere Brust fährt. Er erspart sich jede moralisch-positive Sentenz; er fühlt eine eherne Sicherheit, dass wir, wenn er uns das Verbrechen malt, das Gegenteil als das Gute erkennen. So ist seine Methode die Ironie, nicht die kleinlich-spöttelnde Nörgelei, sondern die ernste und erhabene Ironie des Sohnes der Phaenarete. Zolas Romane sind ein neuzeitliches Handbuch der Moral nach der Methode der eigentlichsten Sokratik.

Eine derartige Poesie muss notwendig mit den landläufigen Schönheitsgesetzen kollidieren. „Die Kunst soll das Schöne gestalten", wiederholt immer und ewig der gebildete Spiessbürger im drolligsten Widerspruch mit seiner sonstigen Anschauungs-

weise, die alles wirklich Ungewöhnliche und ernsthaft Idealische als „sentimentale Utopien“ betrachtet. Ich bin der Ansicht, dass der Poesie das Recht, in gewissen Werken grundsätzlich und planmässig das Hässliche zu betonen, nicht abgesprochen werden darf, wenn sie dabei den grossen, echt idealen Zweck verfolgt, der Schönheit eine negative Huldigung darzubringen. Es ist wahr, dass Zola vor keiner moralischen Schmutzlache zurückschrickt; aber den tiefsten Tiefen der von ihm geschilderten sittlichen Verkommenheit entsprechen in seiner Tendenz die höchsten Höhen sittlicher Gedanken. Es gehört zu den grössten Seltenheiten, dass Zola sich zu einem subjektiven Entrüstungszeichen hinreissen lässt, wie am Schlusse von „Le ventre de Paris“, wo er ausruft: „Was für Schurken sind doch diese ehrlichen Leute!“ Ja, fast bedauert man bei ihm eine solche persönliche Einmischung; die ehrlichen Leute zeigen sich durch ihre Handlungen so deutlich als abgefeimte Schurken, dass wir keines Hinweises darauf bedürfen. Ohne Zweifel verrichtet aber derjenige ein grosses Werk im Dienste der Schönheit (es handelt sich hier ja, wie fast überall in der Poesie, in erster Linie um die Schönheit des Sittlichen), der die Menschheit so schweigend ernst, so unheimlich mahnend auf das Hässliche hinweist, dass sie ein unsagbarer Schauder zwingt, ihr Haupt zu verhüllen und sich abzuwenden.

Bei dieser Gelegenheit möge noch ein Wort über den Naturalismus gesagt werden. Es geht mit diesem Worte wie mit so vielen andern: es wird als Schlagwort hin- und hergegeben, bald in diesem, bald in jenem Sinne gebraucht, und meistens wissen es der liebe Gott und der betreffende Schriftsteller allein, wie es gerade zu verstehen ist; zuweilen wissen es auch diese nicht einmal. Und doch hängt natürlich die Wertschätzung des Prinzips von seiner richtigen Auffassung ab. Nur wer da-

hingehend argumentiert, dass alles Natürliche wahr sei und eben deshalb, ob schön oder hässlich, ein Recht habe, soweit es das künstlerische Interesse fordert, in der Kunst herangezogen zu werden, darf Anspruch auf Zustimmung erheben. Wer aber aus der Wahrheit des Natürlichen folgert, dass es der allein berechtigte und immer und überall berechtigte Inhalt des Kunstwerks sei, der irrt gewaltig. Von keinem Standpunkt aus ist dieses Prinzip zu verteidigen. Jedermann, ob Dualist oder Monist, ob in letzterem Falle Spiritualist oder Materialist, muss doch unweigerlich in dem, was wir Geist nennen, die Spitze alles Bestehenden finden, und wenn selbst der Geist nichts wäre, als eine Funktion der Materie, so ist er doch eben die vornehmste und stärkste Funktion derselben. Da nun aber keine der hier genannten Weltanschauungen die Entwicklungsfähigkeit des Menschen leugnen kann (der Materialismus z. B. sich vielmehr auf eine ausgedehnte Entwickelungsvergangenheit der gesamten Natur stützen muss), so ist doch keine Frage, dass der Menschengeist, als die an der Spitze marschierende Potenz oder Funktion, in das Unbekannte hinausstreben muss und nicht in schon erledigten Entwickelungsstadien oder in dem gegenwärtigen Stadium des Weltganzen sein unverrückbares Ideal finden kann. Ist das, was uns als Natur umgiebt, nicht selbst allen Gesetzen unterworfen, denen wir folgen? Ist diese aussermenschliche Schöpfung, deren Herren wir sind, ein besseres Stück Endlichkeit als wir? Und sollten wir uns erniedrigen, dasjenige in der Kunst mit unserem Geiste anzubeten, was Alles zusammengenommen in Wirklichkeit nicht so viel wert ist wie unser Geist? Das Hässliche in der bestehenden Welt soll uns abschrecken und uns niederdrücken, damit wir uns danach um so kräftiger erheben; das Schöne, das schon jetzt in der Welt sich findet, soll uns erfreuen — beide aber sollen uns erheben

und begeistern zur Gestaltung einer neuen Welt, und ein künstlerisches Streben, das sich auf Erfassung und Darstellung des Bestehenden beschränkt, ist eben kein Streben, sondern knechtisches Beharren. Ein Mensch, dessen höchster Kultus die „Natur“ ist, erinnert mich immer an einen König, der joci causa seinem Stallknecht die Stiefel putzt, oder an jenen Narren in Raimunds „Verschwender“, der beim Anblick eines alten, schmutzigen und hässlichen Bettelweibes ausruft: „O wunderschöne nature!“ Es giebt thatsächlich „Naturalisten“ und „Naturfreunde“, denen ein Schweinestall so angenehm duftet wie ein Rosenbeet (sie haben nur Nerven für das „Natürliche“, und beides ist ja gleich „natürlich“), die in einem Stuhlgang einen erhabenen Naturaktus verehren und entzückt sind, wenn ein vorüberfliegender Vogel sie mit dem Geschenk beehrt, das einst dem frommen Tobias so verhängnisvoll wurde.

Die Berechtigung des Hässlichkeits-Naturalismus beschränkt sich also darauf, dass dem Natürlich-Hässlichen absolute poetische Salonfähigkeit zugesprochen wird, sobald und solange es im Dienste der Idee steht. Auch die hässlichste Situation, auch der widerwärtigste Gegenstand wird poetisch geadelt durch den leidenschaftlichen Idealismus des wahren Dichters. Und nur in diesem Sinne ist auch Zola ein Naturalist; denn er berührt wenigstens keine hässliche Materie ohne Hinblick auf seinen grossen Zweck. Ein anderes ist es, ob der Dichter in technischer Hinsicht von jener Erlaubnis in richtigem Masse Gebrauch macht. Ich will nicht entscheiden, ob es eine natürliche Beschränkung seines Talents, oder ob es die Ansicht ist, das moderne Menschengeschlecht könne nur durch den Stachel der schärfsten Ironie zum Besseren angeregt werden, was Zola dazu veranlasst, in fast allen seinen Romanen das Hässliche im Stoffe zu betonen. Thatsache ist ja, dass er es thut. Ich

mache ihm aus dieser Betonung des Hässlichen keinen Vorwurf, halte sie vielmehr für durchaus berechtigt. Aber der Dichter hat überall nur die Aufgabe, im Charakteristischen der Dinge und Menschen nach Vollständigkeit zu streben, nicht aber in der Angabe der Merkmale eines toten oder lebendigen Wesens überhaupt. Dass er zu den notwendigen Merkmalen eines Gegenstandes so oft noch eine Unsumme von zufälligen Merkmalen hinzuthut: das ist Zolas Schwäche. Es ist entweder eine sehr dumme oder eine sehr infame Insinuation, zu behaupten, dass Zola sich mit Behagen im Schmutz wälze, als sei ihm das Hässliche moralisch sympathisch, dass er mit Behagen bei der Schilderung anstössiger Situationen verweile. Seine Schilderungslust ist in dieser Hinsicht völlig indifferent; gerade bei den harmlosesten Dingen verweilt er oft am längsten. Wir Menschen üben die Thätigkeit gern, die wir am meisten beherrschen. Von dieser Schwäche sind wohl auch grosse Geister nicht immer frei. Wenigstens macht es auf mich den Eindruck, als ob Zola in gewissen Augenblicken ein zu starkes Gefühl von seinem Schilderungstalent beseelt, dass er sich oft mit der behaglichen Sicherheit eines unfehlbaren Virtuosen ins Übermass verliert. Da muss es ihm dann ergehen wie allen, die sich nicht genug thun zu können glauben: er thut zu viel. Oder ist es nicht zu weit gegangen, wenn wir auf dem riesigen Pariser Lebensmittelmarkt mit keinem einzigen Gemüse, mit keinem Fisch-Arom, mit keinem der verschiedensten Käse-Odeurs verschont werden? Die Schilderung der Hallen in „Le ventre de Paris", so grossartig sie in manchen Teilen wirkt, ist im ganzen genommen von einer geradezu ungeheuerlichen Breite und fordert die ganze Geduld des gutwilligen Lesers heraus, der mit einem Achtel der aufgewandten Schilderungsmittel vollauf zufrieden gewesen wäre. In Hinsicht auf diese

Schwäche Zolas mag Gerhard v. Amyntor ihn wohl mit Recht einen Pedanten genannt haben, und wenn sein Behagen am Ausführlichen auch nicht aus pedantischen Rücksichten resultiert — der Eindruck ist und bleibt der eines ängstlichen und kleinlichen Pedantismus. Man ersieht daraus, dass die Darstellung des Natürlich-Wahren nicht nur aus ideellen, sondern auch aus technischen Rücksichten gewisse Schranken zu respektieren hat, deren Überschreitung nun und nimmer im Interesse der Kunst liegen kann.

Karl Bleibtreu, der, soweit ich die gegenwärtige Litteraturbewegung überblicke, ohne Zweifel die Ziele des Realismus (wenn auch nicht in seiner „Revolution der Litteratur") am klarsten präzisiert hat und überhaupt von den Jüngern am besten weiss, was er will, sagt in der Vorrede zu „Schlechte Gesellschaft":

> „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Roheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen (?) des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft."

Es ist in meinen Augen charakteristisch für den deutschen Geist überhaupt, dass ein deutscher Dichter diese Formel fand und aufstellte, dass ein Deutscher, soweit ich erinnere, wenigstens auf theoretisch-ästhetischem Gebiet der Erste war, der neben die negative tragische Satire des Zolaismus ein starkes positives Element zu stellen beabsichtigte. Ich habe schon bemerkt, dass Zola in fast allen seinen Romanen stofflich das Hässliche betont, und es will mir am wahrscheinlichsten dünken, dass Zola diese Bahn wandelt, weil er einen entschiedenen poetischen Negativismus für am meisten zeitgemäss hält. Ich kann mich nicht wohl entschliessen, Zolas Talent für einseitig beschränkt, noch ihn selbst für einen grundsätzlichen Pessimisten zu halten.*) Ein grosser, leidenschaftlicher,

*) Man vergleiche Zola's Vorrede zum „Assommoir."

aber — grimmiger und darum in seinen Äusserungen durchweg ironisierender Idealismus ist Zolas Charakteristikum. Ich erinnere mich recht gut solcher Gestalten aus seinen Romanen, die eine positiv-idealistische Tendenz repräsentieren, wie Sylvestre und Miette, Albine, Madame Goujet, Josserand, Denise, die hausmütterliche Kleine im „Assommoir“ u. a. m., aber der Eindruck, den diese Gestalten hinterlassen, wird völlig erstickt von der ungeheuren Sintflut des Lasters, die aus allen Ecken und Winkeln hervorbricht. Zolas Romane sind wahr als treue Spiegelbilder von Menschen, aber nicht als ein Gesamtspiegelbild der Menschheit überhaupt. So elend herabgekommen, so von Grund aus verworfen, so stinkend sündhaft, so rettungslos verlumpt, wie Zola sie schildert, können Menschen sein, sind unzählig viele Menschen wirklich, und dass sie so sind und sein können, das ist haarsträubend entsetzlich, das ist unsäglich jammervoll. Wenn aber die Welt voll wäre von den Coupeau und Lantier, den Felicitas und Nana, den Serge und Octave, den Onkel Macquart und wer weiss sonst noch, wenn es im Wesen des Menschen läge, dass wir Alle früher oder später zu gleichen Staubfressern werden müssten, oder wenn der Nana, der Marquis Chouans und ähnlicher Geschöpfe so überwältigend viele wären, dass das Gute gegen sie einen ewig nutzlosen Kampf kämpfen müsste, dann — ja dann läge darin der sicherste Beweis für das Nichtsein eines Gottes; denn einen Erdball mit solchen Lebewesen würde ein Gott längst zertreten haben, weil er den Gestank nicht ertragen hätte; wenn aber dennoch ein Gott wäre, so würde eine derartige Menschenkreatur im vollsten Rechte sein, wenn sie in einem ideal erleuchteten Augenblicke den Gott verfluchte, der sie erschaffen. Nein, auch Charakterstärke, auch Seelengrösse, auch treue, aufopfernde Liebe leuchtet mit ewiger Flamme in der Menschenbrust, und die einzig berechtigte

Weltanschauung ist der Optimismus, ein Optimismus, den sich der denkende und fühlende Mensch, der das Auge vor keiner Realität verschliesst, mit saurer Mühe, aber sicher erkämpft. „Und doch ist Gott!“ ruft Nathan, nachdem ihm die Christen sein Weib und sieben Söhne ermordet. „Und doch ist das Gute stark im Menschenherzen!“ habe ich mir sagen müssen, nachdem ich Zola gelesen. Übrigens würde eine einzige ideale Gestalt in dem Werke eines pessimistischen Realisten, wenn sie der Wirklichkeit entspräche, sofort seine Anschauung Lügen strafen; denn wenn es noch edel angelegte Naturen giebt, so kann die sündenknechtische Erbärmlichkeit nicht im Wesen des Menschen liegen. Das ist logisch so klar, dass es ein Baby begreifen kann. Und wenn die Poesie auch keine Logik ist, so darf sie die letztere doch nicht ungestraft unter die Füsse treten.

Selbst auf die Gefahr hin, mich einer Wiederholung schuldig zu machen, muss ich nochmals darauf hinweisen, dass jedes echte Kunstwerk eine idealistische Tendenz hat, und dass es nur eine Frage der Methode, der Behandlung ist, ob diese ideale Tendenz in der Schluss-Bilanz des Werkes negativ oder positiv ausfällt. Ob der Dichter vorwiegend hässlichen oder vorwiegend schönen Stoff nimmt, um seine Idee an den Leser zu bringen, das hängt von der dichterischen Individualität, von der Laune des Poeten ab; sehr oft entscheidet auch — man sehe die elende Parlamentsvokabel einmal nicht misstrauisch an — die Opportunität. Zolas Romane sind im erhabensten Sinne opportun. Wenn denn aber ein starkes sittliches Schönheitsmoment in der Menschennatur vorhanden ist, warum sollte es nicht ebenso gut Anspruch auf stoffliche Betonung im Kunstwerk haben? Bei aller Bewunderung für Zola mache ihn niemand zum Papst der Zukunftslitteratur! Gerade der Realismus verbietet Einseitigkeit; denn auch

Einseitigkeit der Methode, wenn sie sich zum ästhetischen Prinzip verhärtet, wird zur Unwahrheit. Die unklaren „Realisten“ mögen davor gewarnt werden, sich in einen fanatischen Hässlichkeitskultus zu verbohren, und die klaren und fähigen Realisten mögen ihren Feinden, den „Idealisten“, durch ihre Schöpfungen zeigen, dass sie das schöne Wahre nicht geflissentlich umgehen. Eine ewige Zola-Litteratur müsse nach menschlicher Voraussicht in poetischen Pharisäismus ausarten, und die Menschheit würde sich mit Recht von ihr abwenden. Nicht nur niederzudrücken, auch aufzurichten, ist der Dichter da, und es ist der köstlichste Vorzug des Genies, dass es positive Gedanken zu Tage fördern und durch ihre Kraft die gedemütigte Menschheit wieder erheben kann. Wenn das dichterische Genie, der Moses der pilgernden Menschheit, jenen Beruf einmal endgültig vergässe — dann erst wäre die Menschheit wirklich verloren. Die Notwendigkeit eines stark affirmativen Elements in der zukünftigen Dichtung scheint auch Bleibtreu eingesehen zu haben, als er den oben zitierten Satz und seine „Schlechte Gesellschaft“ schrieb. Nur — warum spricht er von „höchster Sentimentalität“ und nicht von „höchster Idealität“? Auf die „Schlechte Gesellschaft“ passt der Ausdruck freilich sehr gut; denn es ist wirklich ein „Werther-Buch“; es ist sentimental, weil sein idealer Gehalt in vorwiegend sentenziöser Form (unter anderm in einer Reihe von lyrischen Gedichten) auftritt. Die Sentimentalität handelt nicht, und in jenem Buche beschränkt sich thatsächlich der ideale Wert der Helden auf eine gewisse passive und resignierte Grösse. Ich glaube auch nicht, dass Bleibtreu die Sentimentalität als ständiges Requisit und als unter allen Umständen vollgültiges Correlat gegenüber der Hässlichkeitsrealität im Prinzip gelten lassen würde. Denn warum sollte das Schöne im Kunstwerk nur die Form der Sentenz, nicht aber die

Realität durch Handlung beanspruchen dürfen? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wollt ihr überzeugende Wahrheit des Hässlichen, so gestaltet auch das Schöne in überzeugender und lebendiger Wahrhaftigkeit! Die Forderung des Realismus gilt für beide Elemente des Kunstwerks, und ein Beharren in abstrakter Form von Seiten des dichterischen Idealismus würde nichts weniger sein als ein Zeichen von realistischer Schöpferkraft. Hier mag noch flüchtig die Frage von der poetischen Wahrscheinlichkeit berührt werden. Das Hässliche erscheint der Menge meistens wahrscheinlicher, als das Schöne, einesteils, weil ersteres an sich immer auffälliger auftritt, als das letztere, andernteils auch, weil die Menschen, namentlich unter dem Einfluss momentaner parteiischer Beeinflussung, nicht selten geneigt sind, an anderen eher das Hässliche zu finden, als das Schöne. Dazu kommt, dass in gewissen Zeitläuften und unter gewissen Verhältnissen das erstere das letztere wirklich um ein Bedeutendes überwiegen kann. Darum wird so leicht gegen die idealen Gestalten einer Dichtung der Vorwurf erhoben, dass sie allenfalls wahrscheinlich, aber nicht wahr seien wie die Repräsentanten des Bösen in der Dichtung. Man hat bei Gelegenheit mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass das wirkliche Leben sich nie und nirgends in dem gedrungenen kausalen Zusammenhange eines Romans, eines Dramas abspiele, dass es vielmehr, wenn man es völlig treu kopieren wolle, höchstens Stoff zu Idyllen abgebe. Jedermann muss dieser Behauptung im ganzen entschieden zustimmen; auch der am meisten aus Erfahrung schöpfende Dichter kann der helfenden Phantasie nicht entraten, und Phantasie ist abstrahierende und determinierende Verstandesthätigkeit. Was also unter die Hände des Dichters gerät, hört meistens nach seiner poetischen Verwertung auf, sachlich wahr zu sein und ist als-

dann nur noch sachlich wahrscheinlich. Ein Romandichter braucht deshalb auch eine abgeschlossene und abgerundete Handlung nicht gering zu schätzen; sie bleibt logisch und poetisch wahr, wenn er nirgends einen Kausalnexus verschoben hat. Und so findet auch bei den bösen wie bei den guten Charakteren einer Dichtung fast ausnahmslos eine Zusammenschiebung einzelner Züge zu einem Wahrscheinlichkeitsbilde statt. Wenn man denn durchaus misstrauisch sein will, so hat man keine Ursache, es allein den edlen Personen eines Dramas oder Romans gegenüber zu sein. Zola wird auch nicht in Nanas Hause logiert und Tag und Nacht gewacht haben, um jeden Vorgang genau beobachten und seinen Lesern sachlich wahr berichten zu können.

Nach allem glaube ich dargethan zu haben, dass Idealismus und Realismus nichts weniger als kontradiktorische Begriffe sind. Man lasse also die blindwütige Prinzipienreiterei und prüfe die künftigen Erzeugnisse der deutschen Litteratur einfach daraufhin, ob sie wirkliche Dichterwerke, d. h. idealistisch und realistisch sind. Und die jüngeren und älteren begeisterten Vertreter des realistischen Gestaltens können ihr ernstes Streben nicht einleuchtender beweisen, als indem sie auch nach Verkörperung eines positiv-idealen Elements in ihren Werken ringen. Die Welt, in der wir leben, treffend zu kennzeichnen, ist etwas Grosses; aber die Welt, nach der wir streben, in dauernden Gedanken und Gestalten zu befestigen, ist gewiss nicht minder gross. Die erstere Arbeit ist von Zola als bauendem König so gründlich in die Hand genommen worden, dass nebenher an diesem Bau nur noch die Kärrner zu thun haben. Aber Zola, der grimmig-düstere Voltaire unseres sozial-revolutionären Jahrhunderts, wartet auf seinen Rousseau, oder besser: er wartet auf einen Mann, der beide Kräfte, die niederreissende und die auf-

bauende, in sich vereinigt und die Menschheit durch strahlend helle Beleuchtung des Gegensatzes von Gut und Böse in unserer Zeit zu einer mannhaften Auferstehung emporrüttelt. Wann und wo dieser Mann erstehen wird — wer weiss es? Wenn er aus unserer Nation erwüchse, so würde sie mit diesem Geiste der Welt vielleicht das grösste Geschenk machen von allen, die ihr die Welt überhaupt verdankt.

Die Geschlechtsliebe und ihre litterarische Bedeutung.

Das „hohe Lied der Liebe“ hat es in unserer Litteratur auf eine ansehnliche Strophenzahl gebracht. Die Grossen und die Kleinen, die Genies und die Talentchen haben nach besten oder schlechtesten Kräften daran gesungen. Töne der ergreifendsten und gewaltigsten Leidenschaft, des innigsten und wahrsten Liebebehagens haben abgewechselt mit jammersüssen Gefühlssäuseleien, deren Skandierbarkeit der grösste Stolz ihrer „Schöpfer“ war. Der auffrischende Wind, der gegenwärtig durch unser Schrifttum weht, rüttelt mit starken Stössen an den Papiertempeln Amors und der Venus. Wenn heutzutage ein poesiebegabter Jüngling frei nach Hamerling die schüchterne Frage stellt: „Ist's noch vergönnt, ein Liebeslied zu singen?“ so tönt ihm schon von recht vielen Lippen die etwas dringende Mahnung entgegen: „Thu's lieber nicht!“ Diese, namentlich von männlicher Seite erfolgende Reaktion ist in vielen Stücken berechtigt und natürlich. Selbstverständlich hat man bezüglich der Männerwelt keine Rücksicht auf das erschrecklich zunehmende Kontingent der gemütsverrohten Bierhäusler zu nehmen, die unter anderen Kennzeichen der Menschenwürde auch jede edlere und zartere Auffassung der Geschlechtsbeziehungen auf der Bierbank kleben lassen und die ohnehin „wegen der ernsten Aufgaben der Gegenwart“ zum Lesen „keine Zeit“ haben. Aber

auch die zum Urteilen berufenen Vertreter der lesenden Männerwelt lehnen mit starker Voreingenommenheit die erotische Lyrik und noch entschiedener den Liebesroman ab. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, einmal zu erwägen, wie weit die stoffliche und formale Bedeutung der Geschlechtsliebe für die Litteratur eigentlich reicht, und dabei festzustellen, bis zu welchem Grade die ostensive Auflehnung gegen die erotische Produktion eine psychologisch und ästhetisch berechtigte ist.

Es sei mir gestattet, etwa nach der Methode eines definierenden „Pandits" zunächst die negative Erklärung zu geben, dass die Liebe nicht auf dem Verlangen nach nur seelischem Besitz eines menschlichen Wesens beruhe, kurzum: dass sie nicht rein seelischer Natur sei. Diese Bemerkung könnte sehr überflüssig erscheinen, wenn die Erfahrung nicht lehrte, dass gerade diese, allerdings bewusst einseitige Auffassung des geschlechtlichen Liebesverhältnisses die Richtschnur für die Schöpfungen der meisten Lyriker und Romanciers der Liebe abgiebt. Der moralischen Heuchelei unserer ungemein sittlichen Gesellschaft entsprechen jene Dichter, wenn sie die Gefühle ihrer eigenen Brust oder diejenigen ihrer poetischen Gestalten, soweit es die Liebe angeht, nur in erhabenen oder seichten Platonismen ausströmen lassen, wenn bei ihnen die Liebenden sich nur in seelischer Zuneigung begegnen und jeden anderen Wunsch bis nach Schluss des Romans bescheidentlich in ihrer Brust vergraben. Der Leser mag noch so bestimmt die Überzeugung hegen, dass bei diesen oder jenen Liebenden in diesem oder jenem Augenblick die innigste Wechselwirkung zwischen Leib und Seele stattfinden müsse; es hilft alles nichts: es bleibt dabei, dass sich nur „die Seelen küssen" und die Leiber sich nach den Wünschen des sittenstrengen Dichters unbarmherzig kasteien. Wenn schon die höhere Mama in den Romanen, die ihre Tochter

liest, auch hin und wieder einen leibhaftigen Kuss gestattet, so muss derselbe doch durch eine schicklich-ideale, oberflächliche Phrase angedeutet werden; ein ernstes, künstlerisch notwendiges Eingehen auf die sinnliche Bewegung des Individuums wird unter keinen Umständen gestattet. Ich will keiner Pornographie das Wort reden. Aber lächerlich ist es doch, dass das Goethe'sche Gretchen, das eine starke Dosis natürlicher und schöner Sinnlichkeit zeigt, allgemein als das auserlesene deutsche Jungfrauenideal anerkannt wird und daneben eine so beschränkte Prüderie ihren Platz behauptet. Oder atmet das Lied „Meine Ruh' ist hin“ nicht eine ebenso feurige als keusche Sehnsucht der Sinne? Keusch ist diese Sinnlichkeit allerdings, trotzdem Gretchen fällt! Der alte Vischer hatte recht, als er sagte: Wenn alle Menschen wie Gretchen wären, bedürfte man des äusserlich fesselnden Ehebandes nicht. Aber es geht mit diesem Ideal wie mit anderen auch: die nachäffende Menge akzeptiert sie, ohne sich klarzumachen, was sie damit anerkennt. In jener bewusst einseitigen Behandlung der Geschlechtsliebe findet auch der Umstand seinen Grund, dass die meisten Romane mit demjenigen schliessen, womit sie beginnen sollten: mit der Eheschliessung nämlich. Denn in einem Eheroman, in dem die sinnliche Seite des Geschlechtsverhältnisses schlechterdings so gut wie nie zu umgehen wäre, müsste der völlige Bankrott jener kindischen Sittlichkeitsästhetik gar zu bald offenbar werden. Ebenso erklärt sich der blümerante, süsshimmelnde Stil der Liebeslitteratur. Jede Poesie muss zur flunkernden Wortmacherei werden, wenn sie die Wirklichkeit so dreist missachtet, dass sie ein ganzes wesentliches Stück der Menschennatur aus ihrem Vorstellungsschatze streicht oder doch bei ihrem Hervorbringungen geflissentlich umgeht. Hier unten auf der Erde, nicht droben im blauen Raume erklingen wahre Naturtöne von Menschenlippen

und aus Menschenherzen. Man lässt es sich gefallen, dass ein Dichter das Haupt in den Wolken trage; je höher er es trägt, desto besser; aber er muss auch, wie das bei Shakespeare der Fall war, mit beiden Füssen auf der Erde stehen, und auch hier desto besser, je fester er steht. Es war wohl natürlich, dass allgemach eine Reihe von Kritikern und Lesern dazu kam, jedem Hervorbringer solcher Seelendüfteleien mit Unwillen zuzurufen: „Geh' in dein kaltes Bett und wärme dich — aber verlange nicht, dass wir uns erwärmen!"

Andererseits kann es freilich für die Litteratur ebenso wenig erspriesslich sein, wenn ein unklarer oder übertriebener Naturalismus in der Liebe einen blossen physischen Trieb, eine tierische Brunst oder doch eine tyrannisch zwingende Leidenschaft erblickt, welcher das menschliche Wesen als Ganzes macht- und willenlos unterworfen wäre. Die sonderbare sittliche Tendenz der Wildenbruch'schen Novelle „Der Astronom", dass ein (noch dazu gegen den treusten und besten Bruder verübter) Ehebruch so ein unvermeidlicher faux pas der sinnlichen Menschennatur sei, ist s. Z. im „Magazin" genügend verurteilt worden. Mag aber auch dieser Standpunkt an sich in der erotischen Litteratur noch weniger haltbar sein als der der abgeblassten Seelenliebelei, immerhin hat er gegenwärtig insofern ein Stück Berechtigung, als er eine energische Reaktion gegen die unausstehliche Süssholzraspelei gewisser überhandnehmender Modedichtungen darstellt.

Es dürfte bekannt sein, dass der berühmte Psycholog M. Lazarus in seiner glänzend geschriebenen und mit staunenswertem Scharfsinn gedachten Monographie über „Geist und Sprache" jener naiven und landläufigen Auffassung entgegentritt, als wäre die Sprache ein völlig selbständiges, von Anfang an fertig dagewesenes Mittel des Gedankenausdrucks, ein gleichsam rein körperliches Mittel,

dessen sich der Geist in ebensolcher Selbständigkeit und Unabhängigkeit bediente. Wenn ich recht erinnere, vergleicht er zur Beleuchtung dieser falschen Vorstellung den Sprachschatz eines Menschen mit einer toten Klaviatur, auf welcher der Geist mit freiem Finger spielen würde, nach Belieben bald diese, bald jene Taste anschlagend. An anderer Stelle des Buches fasst er diesen Irrtum an der Wurzel, indem er, das gegenseitige Verhältnis von Leib und Seele überhaupt beleuchtend, eine Auffassung verwirft, welche den Körper für ein blosses organisches Instrument mit scharf abgegrenzter Wirkungssphäre, den Geist resp. die Seele aber für eine blosse „theoretische Spiegelfläche" nimmt. Mit tausend feinen, mehr oder minder deutlich erkennbaren Fäden reicht die Seele in das organische Leben hinein, und umgekehrt ist eine starke Beteiligung des Physischen bei vermeintlich rein psychischen Akten unverkennbar. Mit dem Schilde dieser Lazarus'schen Aufschlüsse decken wir uns, wenn wir die Definition wagen: die Geschlechtsliebe ist einesteils das seelische und leibliche Verlangen eines Menschen nach dem seelischen und leiblichen Besitze eines solchen vom andern Geschlechte, andernteils das durch einen thatsächlichen derartigen Besitz erweckte Lustgefühl. Wir bedürfen eines solchen Schutzes, weil den rudimentären Begriffen der Menge, für die es nur ein Nebeneinander, nicht aber ein Ineinander von Seele und Körper giebt, jene Erklärung durchaus nichtssagend erscheinen muss. Denn auch dem Menschen von simpelstem Verstande dürfte es schliesslich zum Bewusstsein kommen, dass an seiner Liebesneigung innere wie äussere Regungen partizipieren. Er fühlt, dass er innerlich zu dem geliebten Wesen in dem Verhältnis einer gewissen Freundschaft steht. Er fühlt ferner, dass aus seinem Organismus der Antrieb zur geschlechtlichen Vermischung kommt. Er täuscht sich aber gewaltig,

wenn er die Liebe als einheitliches Gefühl für eine blosse Addition jener beiden Summanden hält. Das Charakteristische dieses Gefühls besteht eben darin, dass in ihm eine so innige und vollkommene gegenseitige Durchdringung des Physischen und des Psychischen stattfindet, wie sie vielleicht bei keiner anderen Bethätigung des ganzen Menschen nachzuweisen wäre. Der sinnliche Liebesgenuss kulminiert in dem erhabenen Bewusstsein, dass ich dieses mir völlig ergebene Wesen auch mit der ganzen Glut meiner Seele umfasse, und das freundschaftliche Zusammenleben mit diesem Wesen, das Ineinanderversinken der Seelen, das Miteinandergehen bei jeder inneren Bewegung erhält erst dadurch seine innige und entzückende Wärme, dass ich mich auch der fleischlichen Gemeinschaft mit dem Geliebten bewusst bin. Ich hange diesem Menschen mit umso heisserer Sinnlichkeit an, je tiefer meine seelische Liebe zu ihm ist; ich neige ihm mein Inneres umso williger zu, je höher er meine sinnliche Natur beglückt. Die Liebe gilt für ein Mysterium, das jeder Definition, jeder verstandesmässig analysierenden Darlegung spottet. Ich fühle mich nicht veranlasst, dieser Auffassung durch pedantische Zergliederung eigener oder fremder Gefühle zu widersprechen, umsoweniger, als dabei für die Litteratur keine wesentlichen Aufschlüsse abfallen könnten. Aber gestattet sei mir der Hinweis, dass der geheimnisvolle Zauber, die Fülle und Abwechselung der unbeschreiblichen, unbestimmbaren Stimmungen, kurzum: jener mystische Charakter des Liebegefühls auf der weitgehenden und feinen Durchäderung des sinnlichen Lebens mit seelischen, des seelischen Lebens mit sinnlichen Momenten beruhen oder (um ein noch deutlicheres Bild zu wählen): dass er seinen Grund finden muss in der unausgesetzt sich vollziehenden Osmose zwischen den Fluiden des psychischen und des physischen Lebens. Auch jenes plötzliche Ergriffenwerden und

Entflammtsein bei der ersten Annäherung des zu liebenden Menschen, das man gemeinhin für das wichtigste Zeichen einer echten Liebe nimmt, mag zuweilen von dem Umstande herrühren, dass Leib und Seele bei solcher Annäherung gleich stark in Bewegung gesetzt werden und sich in ihren Regungen gegenseitig unterstützen — zuweilen sage ich; denn in den meisten Fällen eines solchen plötzlichen Klarwerdens, dass der Betreffende „oder keiner sonst auf Erden" es sei, erscheint es mehr als wahrscheinlich, dass nur ein plötzliches Aufwallen sinnlicher Neigung, nur ein sogenanntes „Verlieben" stattfindet. Nur bei ausserordentlichen Menschen dürfte ein schnelles intuitives Erfassen auch der inneren Vorzüge des anderen Menschen glaubhaft werden. Chriemhild mag beim ersten Anblick des Königssohns von Xanten von ganzer Leidenschaft durchglüht werden — Wagners Sieglinde mag beim ersten Begegnen mit Siegmund in heilig-gewaltigen Liebesschauern erstarren — ich glaube, dass in den meisten Menschen der modernen Wirklichkeit, je nachdem sie mehr geistige oder mehr sinnliche Naturen sind, bald der psychische, bald der physische Reiz beim Beginn der Liebe das Ausschlaggebende sein wird und dass sinnliches und seelisches Begehren sich in der Regel erst während längeren Verkehrs zum normalen Gleichmass abstimmen. Die bekannte Romanfrage, ob sich aus anfänglicher Abneigung eine schliessliche Zuneigung entwickeln könne, scheint sich mir dahin zu erledigen, dass dies höchstens bei jenen vorwiegend geistigen Naturen möglich sei, bei denen sinnliche Interessen eine untergeordnete Rolle spielen. Denn seelische Abneigung kann sich durchaus in ihr Gegenteil verwandeln, und die anfangs indifferente Sinnlichkeit findet vielleicht später gleichzeitig ihr Genügen. Sinnliche Abneigung aber ist von vornherein unüberwindlich. Mithin ist die beliebte Verkehrung von Hass in

Liebe nur in einzelnen, halbwegs abnormen Fällen glaubhaft; sie ist ein Problem, das man einem Novellisten nicht eben verbieten kann; ihre schablonenhafte Verallgemeinerung im Frauenroman aber ist ein Unsinn, eine Sünde wider Natur und Vernunft.

Zur Frage der litterarischen Bedeutung der Geschlechtsliebe ist mit Recht bemerkt worden, dass dieses Gefühl durchaus kein Anrecht darauf habe, sich, wie es in der Moderne fast ausnahmslos geschieht, überall im Vordergrunde breit zu machen, dass es eine ganze Reihe von menschlichen Leidenschaften, Gefühlen und Trieben, wie den Patriotismus, die Ruhmsucht, den Geiz, die Eifersucht u. a. m. gebe, die ein wenigstens ebenso grosses, wenn nicht grösseres Anrecht auf dichterische Verkörperung hätten. Keiner hat diese These einleuchtender bewiesen als der Dichter des Lear, Othello, Macbeth, Coriolan, Cäsar. Und ebenso richtig scheint es auf den ersten Anblick, wenn Bleibtreu behauptet, dass die Liebe an sich so wenig wie jedes andere egoistische Gefühl ein würdiges Sujet der Dichtkunst sei. Indessen hat es mit dem egoistischen Gefühl der Liebe doch noch eine besondere Bewandtnis. Die Erfahrung lehrt, dass zwar auch die Ruhmsucht, der Geiz, die Eifersucht, der Ernährungstrieb, vulgo der Hunger, den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, indem sie Leib und Seele erfassen; aber hier geht die Anregung immer nur von einer Seite aus und die andere befindet sich in blosser Mitleidenschaft. Entweder ist es die Seele, die durch starke Impulse auch das organische Leben steigert, oder es ist umgekehrt der Körper, der durch die Gewalt der entfachten Begierden den Willen thatkräftig, den Geist erfinderisch macht. Anders bei der Liebe. Da ergreifen Körper und Seele aus eigenem Antrieb die Initiative; der eine Teil harrt nicht der blossen Befruchtung durch den andern, beide kommen sich auf

halbem Wege entgegen, um ihre Regungen zu einem neuen und einzigen Gefühle ganz zu verschmelzen, und aus diesem Grunde ist die Liebe das glücklichste aller egoistischen Gefühle. Zudem beruht sie auf berechtigten Wünschen. Dass das Verlangen nach Befriedigung unserer Sinnlichkeit moralisch durchaus unverwerflich ist, bedarf keiner Erwähnung. Aber es giebt auch einen berechtigten seelischen Egoismus, der die Erfüllung der Grundbedingungen eines normalen und glücklichen Innenlebens fordert, und diese Forderung ist so selbstverständlich wie das Verlangen des Magens nach Brot. Wohin zielt aber der Egoismus des Liebeverlangens? Theodor Storm lässt eine seiner Novellengestalten das Wort sprechen, dass die Liebe nichts anderes sei als die Furcht vor dem Verlassensein. Dieses Wort ist geistreich, sagt aber bei weitem nicht genug. Allerdings: die Liebe paralysiert das niederdrückende Bewusstsein von unserer gesellschaftlichen Isoliertheit. Sobald der Mensch den letzten Rest des Kindheitsschlafes aus den Augen gewischt hat, macht er eine Entdeckung, die seinem Egoismus nicht eben schmeichelt. Er entdeckt wie jener gelehrte Mann in der Stormschen Novelle, „dass der Carabus den Maikäfer frisst“, dass er nicht den leisesten Anspruch auf ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der Gesellschaft erheben darf und dass die Menschheit im ganzen, mit Ausnahme allenfalls einiger Nahestehenden, den Teufel danach fragt, ob er da ist oder nicht. Das hätte er nicht gedacht; er hätte geglaubt, mehr Eindruck zu machen. Im Anblick der Gesellschaft überkommt ihn das beklemmende Gefühl seiner sozialen Nichtigkeit; er ist „Luft“ für seine Mitmenschen. Das ist etwas anderes, als die grosse faustische Erkenntnis von der Beschränkung unseres Wissens und Könnens; aber es ist eine für den Augenblick deshalb nicht weniger schmerzliche Erkenntnis.

Erst das geschlechtlich geliebte Wesen macht uns die angenehme Mitteilung, dass ihm unendlich viel an uns gelegen sei. Die Zeit der Liebe ist der Ehrentag unseres Lebens. Da weckt uns am Morgen ein freundlicher Kuss; unter strahlenden Lichtern prangt ein mächtiger Geburtstagskuchen, man redet mit uns nur in Worten der Liebe und Güte, man trägt uns den ganzen Tag lang auf den Händen und dankt dem Himmel, dass ein so unschätzbares Exemplar der Gattung Mensch, wie wir, jemals ins Dasein getreten ist. Die Liebe wehrt nicht nur die Schrecken des Alleinseins ab; sie giebt uns nicht nur einen Gefährten; sie erhebt uns weit über Verdienst, indem sie uns zu eigentlichen Göttern macht. Man ruht zu Füssen Unserer Tadellosen Majestät und umhüllt Unsere Allerhöchste und Allergnädigste Winzigkeit mit dem Weihrauch der Begeisterung. Ein Wort Spielhagens trifft die Sache deshalb besser als das Stormsche Zitat. Es stammt aus dem romanhaften Roman „Problematische Naturen“ und lautet: „Die Liebe ist ein Spiegel, der unser Bild so verklärt zurückstrahlt, dass selbst die Klügsten, selbst die Bescheidensten bei diesem Anblick sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren können. Die Liebe macht uns zu einem Gott, und wir müssten nicht Menschen . . . sein, wenn es uns nicht alle gelüstete, dann und wann ein wenig den Gott zu spielen.“ In der Liebe erfährt der berechtigte seelische Egoismus, der sich anderswo feindlich zurückgestossen sieht, eine glänzende Genugthuung, und diese Genugthuung ist heilsam für den ganzen Menschen, wenn auch bei jenem „Gefühl des Stolzes“ hin und wieder ein gut Stück menschlicher Eitelkeit mit unterläuft.

In dem Vorstehenden habe ich mich bemüht, die von aussen wirkende, also objektive Ursache des Lustgefühls der Liebe aufzudecken, indem ich den fördernden Einfluss schilderte, den die Zunei-

gung des von uns Geliebten auf uns ausübt. Ich habe nunmehr die im Liebenden selbst wirkende, also subjektive Ursache für das die Liebe begleitende individuelle Gehobensein ins Auge zu fassen. Diese subjektive Ursache besteht in der Apotheose des Geliebten, in der gläubigen und vertrauensvollen Verehrung und Bewunderung desselben. Gewiss hat auch hier der Egoismus die Hand im Spiele; er ist geneigt, vieles im rosigsten Lichte zu sehen; denn es liegt in seinem Interesse, sich das Ziel seiner Begehrungen so anziehend wie möglich auszumalen. Aber doch ist schon hier die Stelle, wo der Egoismus anfängt, sich zu verflüchtigen und geläuterte, idealere Regungen an seine Stelle treten. Allerdings: die „mandelförmigen Augen", die „runden Schultern" und die „zierlichen Füsschen" der „Angebeteten" kann auch der eingefleischteste Selbstling mit „schwärmerischer Begeisterung" bewundern; aber tiefer liegende, geistige und Charaktervorzüge des andern Menschen mit freiem Blick zu erfassen und selbstvergessen zu bewundern: das ist nicht eben ein Merkmal der Selbstsucht. In der Bethätigung derartiger Gesinnungen nähert sich die Liebe den idealen Gefühlen der Freundschaft. Und so gewiss kein Selbstling wahrhaft freundschaftlicher Gesinnungen fähig ist, so gewiss ist jenes freudige Sichversenken in die Eigenart des geliebten Wesens etwas mehr als leerer, platter Egoismus. Im Hinblick auf diese Frage ist es ungemein lehrreich, liebende Menschen verschiedenen Schlages über die Vorzüge des geliebten Gegenstandes reden zu hören; man hört deutlich heraus, was sie lieben. Tief Ergriffene pflegen sich allerdings über den geliebten Menschen auszuschweigen; sie halten derartige Erörterungen für eine Profanation, und gerade das ist bezeichnend. Alles in Allem: liebt ein vornehmer, edler Mensch nicht anders als ein vegetierender Spiessbürger, ein eitler, selbstgefälliger

Laffe? Ist alles Lieben bei dem einen wie beim andern nur blinde Brunst und brünstige Blindheit? Was macht denn den Unterschied? Nein, mit dem alten Sprichwort von der Blindheit der Liebe windet man sich nicht um die Wahrheit herum, dass auch die Geschlechtsliebe ernst zu nehmende idealistische Momente in sich birgt und nach der Sphäre des Unendlichen gravitiert. Das Objekt unserer Verehrung ist dabei von geringerem Belang, als der Umstand, dass wir verehren. Aus sich selbst herauszutreten und mit empfänglicher, williger Seele, mit naiver und unverfälschter Begeisterung die reinen Linien des idealen Menschenbildes in der leibhaftigen geliebten Gestalt zu erkennen oder, was auf dasselbe hinauskommt, zu erkennen zu glauben: das hebt uns über uns selbst hinaus auf eine Höhe der Betrachtung, wo man nicht nur liebt, um zu besitzen und zu geniessen. Hier giebt es eine uneigennützige Liebe wie es eine uneigennützige Freundschaft giebt. Man versinkt in jenes selige Anschauen, das jeden Wunsch und Willen entschlafen lässt, das nach Schopenhauer den Begriff des ästhetischen Genusses ausmacht und zu welchem für ihn, den Pessimisten der lebendigste Anlass in einem schönen Menschenantlitz gegeben scheint. In der That ist die physische Seite der Liebe bei jener reineren Anschauung keineswegs ausgeschlossen. Denn die gesunde Sinnlichkeit lässt immer auch eine starke Anteilnahme des rein ästhetischen Bedürfnisses erkennen, und das schärfer beobachtende Auge bemerkt auch hier Übergänge vom naiven Egoismus zu einem freieren und edleren Schönheitskultus. — Freilich ist auch das Objekt unserer Liebe nicht belanglos. Die Vorzüge desselben stärken unsern Glauben an Welt und Menschheit, und wenn auch kein verständiger Mensch in behaglich philiströser Kurzsichtigkeit auf dem Grunde dieses Liebevertrauens eine alles umfassende optimistische Überzeugung

errichten wird, so ist ein guter und geliebter Mensch doch immer ein starker Anker in der Verzweiflung, eine letzte Zuflucht des erschütterten Vertrauens. Um alles zusammenzufassen: jenes vordem gekennzeichnete Bewusstsein von der erhöhten objektiven Geltung der eigenen Person wird durch die zuletzt geschilderte subjektive Lebenssteigerung komplementiert zu dem beglückenden einheitlichen Gefühl eines allseitigen, gleichmässig sinnlichen und seelischen Gehobenseins, d. i. mit einem Wort: zum Liebegefühl.

Erklärlicher Weise tritt die poetische Existenzberechtigung des Liebesmotivs da ein, wo die Liebe sich, wenn auch nicht von allen egoistischen Beimischungen befreit, so doch zur Konzeption allgemeiner Ideen erhoben hat. Das Bewusstsein von der erhöhten Geltung der eigenen Person ist deshalb an sich poetisch wertlos. Ob ich glücklich oder unglücklich liebe, ist allerdings für mich eine höchst wichtige Sache; wenn ich aber meinen Mitmenschen meine Verlobungs- und Heiratsanzeigen in Form von Gedichten übermitteln zu müssen glaube, so werden sie darin mit Recht eine zeitraubende Umständlichkeit und eine unbescheidene Zumutung erblicken, wie sie auch ein Recht dazu haben würden, sich egoistische Lamentationen über mein etwaiges Liebesunglück zu verbitten. Die unglückliche Liebe ist selbstverständlich an sich so wenig ein würdiger Vorwurf des Dichters wie die glückliche. Man könnte einwerfen, dass ein glückliches Liebesleben, als an sich schön, doch wenigstens Stoff zu idyllischen Schilderungen gebe. Die Beschränkung auf die Schilderung richtet schon diesen Einwurf. Die blosse dichterische Nachmalung innerer Zustände würde Lessing ebenso streng und mit ebensolchem Rechte verwerfen wie die selbstgenügsame poetische Schilderung äusserer Erscheinungen. Es darf nicht vergessen werden, dass die Schilderung auch in den höchsten Vorwürfen der

Dichtkunst immer noch Gelegenheit hat, zu ihrem Rechte zu kommen. Ich weiss sehr wohl, dass manchem starken Talent selbst auf dem Gebiete der persönlichsten Erotik ein origineller lyrischer Juchzer, ein ursprünglicher lyrischer Schmerzensschrei gelungen ist; aber der Reiz derartiger Poeme beruht stets auf der gelungenen Form, nie auf der Kraft des Inhalts. Günstigsten Falls ahmen diese Tagebuchpoesieen unsere Empfindungen mit täuschender Treue nach, niemals aber erheben sie uns über dieselben und über unser persönliches Schicksal. Ein grösseres Recht, sich in poetischen Ergüssen auszuströmen, hat das subjektive Moment des Liebegefühls. Wie wir im Laufe unserer Betrachtungen in der Apotheose des Geliebten die ersten Keime zu idealeren Strebungen auftauchen sahen, so zeigen sich hier auch die ersten berechtigten, wenn auch primitiven Gegenstände der erotischen Dichtung. Wenn ich im Stande bin, bedeutende Vorzüge eines liebenswerten und von mir mit Begeisterung geliebten Menschen überzeugend darzustellen, d. h. so darzustellen, dass sich auch dem Uninteressierten ein entschiedenes Gefühl liebender Bewunderung miteilt, so darf ich getrost zu einem Ritt in dieser Angelegenheit den „Hippogryphen satteln“. Denn der einzelne Mensch, ob Mann oder Weib, der merklich über den Mittelschlag hinausragt, ist immer, wenn auch kein grosser, so doch ein würdiger Vorwurf der Dichtkunst.

Aber die Anwendbarkeit des Liebesmotivs in der Dichtkunst müsste eine kläglich beschränkte sein, wenn sie damit ihre Grenze erreichte. Wir haben bisher die Liebe möglichst losgelöst von dem ganzen übrigen Vorstellungs-, Gefühls- und Willensleben des Menschen betrachtet, und aus dieser Betrachtung eines einzelnen Gefühls an sich konnte naturgemäss nur die Berechtigung gewisser lyrischer Motive erhellen. Wie aber Molière seinen Geizigen, seinen Misanthropen, seinen eingebildeten

Kranken, Shakespeare seinen Othello, seinen Coriolan, seinen Hamlet, seinen Macbeth nicht als blosse Typen, sozusagen als psychologische Paradigmen für einzelne Charaktereigenschaften und Gemütsbewegungen behandelt, sondern diese einzelnen, allerdings hervorstechenden Züge (wie sich übrigens ganz von selbst versteht) an ganzen, leibhaftigen Menschen zur Erscheinung bringt, so wird jeder Dichter höheren Stils, jeder Epiker und Dramatiker, der in der Geschlechtsliebe den Mittelpunkt seines Stoffes sieht, die gesamte, von diesem Mittelpunkt ausgehende zentrifugale Wirkung auf das ganze Seelenleben in Betracht ziehen und darum ganze Individuen in allen ihren Regungen unter dem Einfluss der Liebe zeigen müssen. Es thut sich also vor uns die Frage nach dem Charakter und der Tragweite dieses Einflusses auf. Die Behauptung, dass die Zeit der Liebe für den Lebensfrühling gelten könne, ist ziemlich abgedroschen; sie hat aber doch nicht aufgehört, wahr zu sein. Freilich gilt es beim Gebrauch dieser Redensart, Ursache und Wirkung nicht zu verwechseln. Denn das Liebesbedürfnis und die Liebe selbst sind vorderhand nichts anderes als die Wirkung des jugendlich wallenden Blutes, der reifenden Kraft; sie sind der Befruchtungs- und Entwickelungsdrang einer aufbrechenden Menschenblüte. Wie aber die von der Natur vorgeschriebene Entwickelung der Blüte erst nach thatsächlich eingetretener Befruchtung stattfinden kann, so wächst sich auch ein Menschendasein erst nach Befriedigung seiner Liebessehnsucht zur vollen Grösse aus, und so ist die Liebe an dieser Stelle die Ursache, welche die ganze heitere Schönheit der Jugend, ihre ganze glühende Lebendigkeit und Thatkraft erst zu Tage kommen lässt. Wer viel empfängt, ist viel zu geben bereit. Mit anderen Worten: Wem das Geschick ein glückliches Ausreifen seiner psycho-physischen Anlagen gestattet, wen es mit

dem belebenden Gefühl allseitigen Gehobenseins erfüllt, in dem regt sich nicht nur die Lust zur Bethätigung seiner Kräfte, sondern mit seltenen Ausnahmen auch ein moralischer Drang, dem von aussen kommenden Glücke ein Äquivalent an eigenen Leistungen entgegenzustellen. Gewiss: die Liebe macht keinen Menschen gross, in dem nicht ohnehin ein Keim zur Grösse schlummert; aber sicherlich macht sie ihn auch nicht klein. Das Unglück kann uns eine imposante Grösse geben; aber das Glück macht uns ausdauernd und gut.

„Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Tieres Lieb' auch nur,
In frühen Jahren mehr, als Christentum."

sagt der Klosterbruder im „Nathan", und wahrlich — wir Erwachsenen verleugnen unsere Kindheitsbedürfnisse nicht so sehr und nicht so schnell, dass wir keine Liebe brauchten. Schämen wir uns des Geständnisses nicht, dass der Mensch auch bei heiligem und gross geplantem Streben des Glückes bedarf und nach Glück verlangt. Der Schmerz ist der gewaltigste Hebel des Fortschritts, weil er uns zeigt, was uns fehlt und was es also zu erstreben gilt; aber ein beständiger Aufblick zur mater dolorosa führt zu einer „Philosophie des Todes". Und weist nicht jede Philosophie, auch die pessimistische, in ihren letzten Schlüssen aut eine Glückseligkeit hin als auf das Endziel menschlichen Strebens und Suchens? Selbst wer des Glaubens lebt, dass Glückseligkeit nur in der Negation der realen Welt, in wunschloser Verneinung des Willens zum Leben zu finden sei, wird unsere Behauptungen nicht mit gar so scheelen Augen ansehen, wenn wir ihm erklären, dass die Geschlechtsliebe für uns nur ein Wegweiser zur Vollendung, nur eine Vorstufe zu höherem und höchstem Glücke ist. Das zu beweisen, liegt uns vor allem am Herzen, dass der Geschlechtsliebe eine eminent erziehliche Kraft innewohnt.

Die aus der Liebe entspringende grössere Lebens- und Wirkungsfreudigkeit ist an sich moralisch indifferent; aber es ist nur natürlich, dass sie sich in edlen Gefühlen und Handlungen zu beweisen sucht, weil ein unfehlbarer Instinkt dem Liebenden deutlich genug sagt, dass ein unwürdiger Gebrauch seiner gesteigerten seelischen und leiblichen Schwungkraft in Disharmonie zu seiner glücklichen Stimmung treten und sie zerstören müsste. Mag man mit noch so grossem Rechte die bei Jünglingen und Jungfrauen zur Zeit der Liebe ziemlich allgemein ausbrechende „Dichteritis“ belächeln — diese lächerlichen und ungeschickten Machwerke sind doch oft Kundgebungen höchst ernsthafter innerer Bewegungen. Bewähren kann die Liebe ihre idealisierende Kraft allerdings erst in dem dauernden Zusammenleben der Ehe. Der vertrauliche Umgang, die gemeinsame Vornahme grosser und kleiner Handlungen, das innige Zusammenwachsen aller Neigungen und Interessen, die Gewöhnung, sich als ein Doppelwesen zu fühlen und mit Rücksicht auf diese Zweiheit all seine Entschliessungen zu fassen: das erfordert, wenn das eheliche Glück den fröhlichen Anfang würdig fortsetzen soll, auf beiden Seiten eine unverbrüchliche Selbstlosigkeit, einen schweigenden Verzicht auf alles kleinliche Verlangen. Und wie sich der günstig veranlagte und bildungsfähige Charakter in diese Forderungen mit heiterer Selbstverständlichkeit findet und sich ihnen gegenüber bewährt, so scheitert an ihnen der erbärmliche, kleinliche Mensch; denn die Vertraulichkeit des Umgangs ermutigt ihn gerade, seine niedrigsten und gemeinsten Gesinnungen und Wünsche anstandslos herauszukehren. Darum zeigen derartige Charaktere in ihrem häuslichen und ehelichen Leben eine cynische, brutale Selbstsucht, wie sie sie nirgends anderswo hervorzukehren wagen. Wenn die Ehe in solchen Kreaturen allerdings den letzten Rest von Achtung

vor fremden Rechten vernichtet, so regt sie in besseren Menschen eine teilnahmsvolle Betrachtung der Menschennatur überhaupt an, die ihnen in einem Wesen ihre verschwiegensten Bedürfnisse erschliesst. Was der liebende Mensch daheim zu achten gelernt hat, danach streckt er draussen nicht frevelnd die Hand aus. Warmherzige Empfänglichkeit, Versatilität des Gefühls verleiht die Ehe; denn ihre Erfahrungen geben ein ausgeprägtes Bild menschlicher Leiden und Freuden. Hagestolze und alte Jungfern sind mit seltensten Ausnahmen keine Vollmenschen; nicht selten sind sie Verkörperungen einer verschrobenen Selbstsucht; fast immer aber zeigen sie eine asymmetrische Seelenbildung.

Eine der unerlässlichsten Voraussetzungen einer echten Liebe und idealen Ehe ist die formale Gleichheit der vereint wirkenden Seelenkräfte. Wir betonen das Wort „formal" gegenüber einer verrückten Emanzipationssucht, welche Gleichberechtigung durch materielle Gleichheit der Wirkungssphären beider Geschlechter erreichen will. Was sich in den weichen, runden Linien des Frauenleibes, in den gebrochenen des männlichen Körpers äusserlich kundgiebt, ist mehr als eine Zufallslaune der Natur. Bei Erfüllung jener Voraussetzung wird das früher erwähnte ideale Element der Liebe, die selbstlose Verehrung des anderen Menschen zu ebenso selbstloser, freudiger, verständnisvoller und wirksamer Mithülfe bei dessen höherem Kulturstreben. Die Feinde der Frauen mögen noch so verächtlich dazu lächeln: es giebt einen festen, erspriesslichen Bund des Schaffens zwischen Mann und Frau; diese kann teilnehmen an seinen ernstesten Gedanken, wenn er in ihr eine würdige Wahl getroffen, und was der Menschheit zu ihrem endlichen Heile dient, erkennt der Mann besser unter den mitsehenden Augen der Frau als allein, da der Mensch — trotz des in ver-

schiedenen Sprachen waltenden Gebrauches, Mann und Mensch zu identifizieren — doch nun einmal masculini und femini generis ist und bleibt. Dass die Mitwirkung der Frau nicht darin zu bestehen braucht, dass sie mit ihrem Manne zusammen Kant studiert oder die Bahn eines Kometen berechnet, versteht sich von selbst. Einer gut beanlagten und richtig erzogenen Frau eignet in hohem Grade jene antizipierende Kraft des Gemüts und der Phantasie, ohne welche auch dem Forscher, dem Erfinder und Entdecker Verstandesschärfe und Gelehrsamkeit ein ziemlich wertloser Besitz bleiben müssten.

Aus allem Glück der Liebe aber, und nicht am wenigsten aus dem des verständnisvollen Zusammenwirkens, erblüht die seltene und erhabene Tugend der Dankbarkeit. Dankbarkeit ist der Schlüssel zur Nächstenliebe. Denn sobald wir mit innigster Ergriffenheit empfinden, dass wir von der Liebe des Mitmenschen abhängen, sobald empfinden wir auch die Notwendigkeit und das Bedürfnis, nicht nur in engen, sondern in weiteren Kreisen wiederliebend zu vergelten. Dass die Geschlechtsliebe zum guten Teil auf Egoismus beruht, dass sie wirklich oft nur giebt, um zu empfangen, ändert daran nichts. Auch Elternliebe ist ursprünglich nichts als Selbstliebe, und unsere Eltern erfüllen, indem sie uns hüten und pflegen, erziehen und lieben, nur eine selbstverständliche Pflicht. Steht darum das vierte Gebot auf weniger festem Grunde? Ist darum die Dankbarkeit des Kindes ein weniger heiliges Gefühl? Der edle Mensch ist für jede Wohlthat dankbar, auch wenn sie ihm werden *musste*; jedenfalls aber scheut er vor der Undankbarkeit als dem Zeichen einer durch und durch gemeinen Seele zurück. Alles dies scheint Max Nordau nicht gegenwärtig gewesen zu sein, als er in seiner „Ehelüge“ die Wandelbarkeit der Geschlechtsliebe nachzuweisen suchte und die eheliche

Treue für ein Unding ausgab. Er vergass dabei ohne Zweifel, dass die rechte Ehe in den vereinten Menschen eine Flamme entzündet, die über die welkende Sinnlichkeit hinaus bis an das Grab leuchtet. Dass die meisten modernen Ehen keine rechten, keine sittlichen, sondern unsittliche sind, weil sie nicht auf tiefer und wahrer Neigung beruhen: darin hatte er allerdings recht und das erleichterte ihm seine sonstigen verfehlten Ausführungen.

Aus dem Gesagten erhellt, dass die Geschlechtsliebe das gesamte Innen- und Aussenleben des Menschen in eine neue und besondere Beleuchtung rückt. Unter ihrem stetigen Einfluss entwickelt er sich zur höchsten Reife und, wenn auch bei weitem nicht in allen, so doch in vielen Handlungen seiner reifen Jahre folgt er ihren offenkundigen oder geheimen Eingebungen. Eine reiche Quelle des Stoffes und der Inspirationen sprudelt da dem Dichterpsychologen der Liebe entgegen! Die ganze fördernde und bildende Kraft der wahren, die verbildende und vernichtende Kraft der falschen Liebe ist seine Domäne. Ein Heer von Freuden und Leiden gehorcht seiner nachschaffenden Phantasie, wenn er den durchdringenden Blick besitzt, mit dem er alle Begleit- und Folgeerscheinungen der Liebe ans Licht hervorzulocken imstande ist. Hier wird die Geschlechtsliebe zum Stoff des Romans und des Dramas. Der Dichter muss sich freilich, wenn er Gewichtiges, Ausschlaggebendes bieten will, vom blossen Verlobungsroman und -Drama zum Eheroman, zum Ehedrama erheben. Nicht als ob jenes nun in Bausch und Bogen zu verdammen wäre. Ganz natürlich macht sich der hemmende oder fördernde Einfluss der Liebe auch schon vor der Ehe geltend, und ein besonderes poetisches Interesse kann dazu führen, die „schöne Zeit der jungen Liebe“ einer besonderen Behandlung zu unterziehen. Aber die tief einschneidenden

Probleme der Liebespsychologie können erst da zum Austrag kommen, wo sich die Liebe in das gesamte übrige Leben eingewöhnt hat und in allen Kraftäusserungen des Leibes wie der Seele mehr oder weniger zur Geltung kommt. Bei der Fülle der hier gebotenen Stoffe geht die lyrische Erotik keineswegs leer aus. Gerade auch der Lyrik, die sich mehr und mehr von den ganz allgemeinen, eines festen Themas entbehrenden Gefühlskonzerten lossagen soll, winkt hier eine Gelegenheit, an interessanten Thatsachen und Situationen des gesamten Lebens die idealisierende Kraft des Liebegefühls zur Darstellung zu bringen. Dass die Lyrik dabei allerdings keine Sättigung und Befriedigung im grossen bieten kann, wie sie Roman und Drama gewähren, versteht sich als im Wesen der Gattung begründet von selbst.

Noch ein Wort von der unglücklichen, genauer bezeichnet: unerwiderten Liebe, von der Kraszewski einen seiner Helden, einen Dichter, behaupten lässt, dass höchstens sie, nicht aber die glückliche Liebe der kastalische Quell der Poesie sein könne. Bleibtreu akzeptiert dieses Wort; ich kann es nicht zutreffend finden. Wahr: jedes nach aussen gerichtete Streben lenkt zunächst von der Versenkung ins allgemeine ab. „Die Muse ist das Kind der Einsamkeit." Aber diese Einsamkeit ist doch wohl nur für die Stunden der Konzeption und des eigentlichen Schaffens erforderlich? Der Dichter braucht freilich kein Hans Überall von einem Reporter zu sein; aber wie anders soll er wenigstens das äussere Material zu seinen Werken empfangen, als durch die Berührung mit dem wirklichen Leben? Und wird nicht seinen Erzeugnissen der lebendige Nerv fehlen, wenn er in dieser Welt nicht mitgenossen und mitgelitten hat? Freilich: mitten in den Weltwirren, mitten in seinen Genüssen und seinen Leiden gelingt ihm keine Schöpfung. Erst im Heiligtum der Einsamkeit beschwört

er vergangene Bilder und Gedanken herauf — Bilder und Gedanken aber, die ihm draussen in der Welt begegneten. Wir stimmen den schönen Worten Palleskes zu: „Für den Dichter als solchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule. Aus der Einsamkeit sehnt er sich in die Welt und aus der Welt in die Einsamkeit.“ Auch das Streben nach Anerkennung, das man keinem Dichter verargt, ist ein nach aussen gerichtetes, und sicher ist er doch auch in den Augenblicken, in welchen er diesem Streben nachhängt, nicht in der Stimmung zum Schaffen. Warum soll nur die unerwiderte Liebe, um mit einem Hamerlingschen Bilde zu sprechen, ein beschwingter Falter, die glückliche Liebe aber ein flügelloser Wurm sein? In der seelischen Entwickelung des unglücklich Liebenden können zwei Fälle eintreten; entweder er beharrt im Egoismus, sieht in der Liebe, weil er sie nicht vollends geniessen kann, alles und giebt mit seinem Liebesglück alles verloren — das kann ergreifend, erschütternd, rührend sein; aber es ist nicht gross — oder er erhebt sich über sein persönliches Schicksal und strebt höheren Dingen zu, indem er auf die Freuden der Liebe verzichtet, wie Scheffels Ekkehard — das ist verehrungswürdige Seelengrösse. Und wer beweist nun, dass der glücklich Liebende sich nicht über sein Glück zu erheben vermag wie andere über ihr Unglück? Wirkliche Grösse scheitert so wenig an der Freude wie am Schmerz. Einen echten Diamanten zu vernichten bedarf es höherer Temperaturen, als der Glut der Liebesumarmung. Wer im warmen Neste des Liebesglücks versimpelt, wer mit dem Junggesellen den Ideologen an den Nagel hängt — traun! wieviel sollte die Menschheit wohl in dessen Kraft verloren haben, wieviel Unsterbliches sollte der wohl

als verschmähter Liebhaber geleistet haben? Mag ein solcher Unterrocks-Poet und Idealist doch getrost zu ewiger Vergessenheit ins Ehebett versinken! Kein Herwegh wird ihm nachsingen, dass er als ein „unvollendet Lied“ ins Grab gesunken sei und „der Verse schönsten“ mit hinabgenommen habe.

Hier kommen wir zum Ende. Die Liebe ist der glücklichste Triumph des berechtigten Egoismus; sie entspricht einem integrierenden Teil unserer Bedürfnisse; in ihr wohnt eine hohe sittliche Kraft, und wenn es ihr gelingt, die Seelen mit freudiger Sehnsucht nach dem Unendlichen zu beschwingen, mag man sie um deswillen auch ein heiliges Gefühl nennen. Sie hilft zum Siege über vieles Niedrige und Gemeine — wenn wir in ihr nicht all unser Hoffen und Verlangen begraben. *Denn das Ziel unserer Erdenwanderung ist sie nicht. Nicht in ihr haben wir unsere irdische Aufgabe gelöst. Sie ist Mittel, nicht Zweck.* Der Markstein unseres Strebens, die „ewige Glückseligkeit“, das Einssein mit dem Urgeiste, liegt in weiter Ferne vor ihr. Mit höchstem Misstrauen begegne man allen jenen „Dichtern“, denen die Liebe „das heiligste der Gefühle“, „der erhabenste Beruf des Menschen“ ist und die eine „Himmelsseligkeit“ und „Himmelswonne“ nach der anderen am Rosenkranz ihrer Liebeslyrik herunterplappern. Man kann sicher sein, dass diesen Enthusiasten der „angebetete Engel“ nach wenigen Jahren der Ehe zum übel behandelten Haustier herabsinkt. Diese Virtuosen des Minneschwulstes verweise man aus dem Tempel der Litteratur und die Herren Fabrikanten jenes Romans, in dessen Schlusskapitel nach unabänderlichem Ratschluss der Jungfernkranz gewunden wird, schicke man hinterdrein! Eine würdigere Vertretung muss des herrliche Motiv der Geschlechtsliebe in der Litteratur finden. Hinweg mit jener

einseitig beschränkten Auffassung des Liebesbegriffs, die diesem (wenigstens in der produzierenden Praxis!) nur seelische Merkmale zuschreibt und alle gesunden sinnlichen Momente der Liebe aus feiger Furcht vor dem Philistermoralisten verschweigt! An ihre Stelle trete ein gesunder Realismus, der die Liebe als das giebt, was sie ist, als ein volltönendes, harmonisches Konzert von Leib und Seele! Hinweg mit jener ästhetischen Kaprize, welche die Geschlechtsliebe vor der Ehe als ein poetisches Sujet bis zum Grade fast ausschliesslicher Verwertung bevorzugt entweder in dem Bestreben, sich einem unreif-sentimentalen Geschmack gefällig zu erweisen oder aus Unfähigkeit, ausgeführte Seelengemälde zustande zu bringen! Das Liebesdrama, der Liebesroman erscheine als eine mit tiefer Menschenkenntnis angelegte und durchgearbeitete psychologisch-physiologische Symphonie, in der die Liebe zwar den alles beherrschenden Grundton, nicht aber das einzige, zum Ekel und Überdruss immer wiederkehrende Motiv abgiebt. Und hinweg vor allem mit der kindlichen Anschauung, welche die Geschlechtsliebe an die Spitze aller menschlichen Strebungen stellt, die den Wahn erweckt, als wäre der am Schlusse eines Werkes erfolgende Abschluss des Ehekontrakts die Haupt- und Staatsaktion unseres Lebens und eine so verdienstliche Leistung, dass nicht gut eine verdienstlichere darauf zu setzen wäre, kurz: die der Geschlechtsliebe eine Bedeutung beimisst, welche ihr nicht zukommt. Als eine Bildnerin der Seelen und der Leiber, als eine Helferin zu grossen Dingen soll die Liebe auch in der Litteratur erscheinen. „Soll eine Stimme sein von oben wie der Gestirne helle Schar“ und den bekränzten Umlauf unseres Erdenlebens führen. Wenn die Liebe mit dieser Absicht in der Dichtung erscheint, wird sie die Bedeutung eines hervorragenden poetischen Motivs durch alle absehbaren Zeiten be-

haupten; alle sonst berechtigten Vorwürfe gegen ihr Auftreten werden verstummen müssen, wenn auch jene die Gegenwart mit ihrem Geschrei erfüllenden Stimmen nicht schweigen werden, welche das Liebesmotiv in der Poesie nur darum verpönen, weil ihnen die Poesie überhaupt ein Greuel ist, und die diese wiederum nur darum verabscheuen, weil sie mit blind-reaktionärem Instinkte gegen alles wüten, was dem Gamaschenzwange entflieht und nach freierer Geltung strebt.

Lessing's „Nathan" und das ästhetische Phrasentum.

In jüngster Zeit hat man in hervorragenden kritischen Journalen des öfteren einen Ansturm gegen das Bollwerk der Phrase unternommen und es mit mehr oder weniger Erfolg versucht, gewisse beliebte Redensarten auf ihren wahren Gehalt zu prüfen und dieselben nach vorgenommener Analyse in die weiten Regionen des blauen Dunstes zu verweisen. Man beschäftigte sich dabei mit einigen von jenen allgemein angewandten Floskeln, die für jede Gelegenheit und auf allen Gebieten passen und sich immer zur rechten Zeit einstellen, wo es an scharf umgrenzten Begriffen fehlt. Fast noch gefährlicher aber als diese Gruppe von Phrasen ist die ungeheure Masse des philosophierenden oder nur ästhetisierenden Klingklangs, die auf einzelne, bestimmte Erscheinungen des Geisteslebens von irgend einem Originalphrasendrescher und seinen hunderttausend Nachbetern angewandt wird; denn jene in allgemeiner Absicht gebrauchten Wortmachereien schwimmen nicht selten unbeachtet in dem grossen Strom der Worte an dem Leser vorüber und machen so wenig Eindruck, als sie wenig Inhalt besitzen; diese aber klammern sich mit zäher Anhänglichkeit an die bestimmte geistige Persönlichkeit und ihr Erzeugnis, und das hochweise kritische Urteil wird erbarmungslos immer wieder reproduziert, wo nur irgendwie des betreffenden Geistes oder seiner Werke Erwähnung geschieht.

Und die verhängnisvolle Macht der Phrase gründet sich gerade darauf, dass sie, obwohl gedankenlos erzeugt und aufgenommen, dennoch von den stärksten Folgen für die Ansichten und Handlungen des Hörenden oder Lesenden ist. Wenn ich heute oder morgen zu Vetter Hein mit einigem Nachdruck bemerke: „Shakespeares Hamlet ist das stroherne und langweilige Produkt eines geistlosen Dichterlings“, — so wird es ihm kaum einfallen, von mir eine Begründung dieser Dummheit zu verlangen, ganz gewiss aber wird er sich das Drama weder kaufen noch dasselbe lesen. Das Wesen der Phrase besteht in der fortgesetzten, gedankenlosen Wiederholung eines Diktums; durch solche Wiederholung wird alles, auch die reinste und lauterste Wahrheit, zur Phrase, und in dem Munde z. B. der typischen höheren Tochter, die sich den Kopf mit unverstandenem Kunst- und Litteraturwissen vollgepfropft, ist alles, Gutes und Schlechtes, Falsches und Richtiges, nichts als Phrase. Um so schlimmer, wenn das eingelernte Urteil ein Irrtum ist; er wird sich wie eine ewige, aber unbemerkte Krankheit forterben. Der originale Irrtum ist verzeihlich; der nachgebetete wird zum Verbrechen am eigenen und am fremden Geiste.

Wenn ich es unternehme, an dieser Stelle ein durch häufige Wiederholung zur Phrase gewordenes irrtümliches Urteil eingehend zu beleuchten, wenngleich sich dieses Urteil nur auf eine einzige, ganz bestimmte Dichtung bezieht, so mag das zunächst dadurch gerechtfertigt erscheinen, dass diese Dichtung eines der glänzendsten Erzeugnisse unserer dramatischen Litteratur nicht nur, sondern unserer gesamten Kultur überhaupt ist. Diese Dichtung nun, welche durch die in ihr stattfindende wunderbare Vermählung der scharfen, religionsphilosophischen Dialektik mit dem tiefsten und heiligsten Gefühlsleben der Menschenbrust völlig original und völlig einzig dasteht, ist Lessings „Nathan der

Weise“. Zum andern aber ist die öffentliche Erörterung jenes „singulären Urteils“ noch ganz besonders darum angebracht, weil der zu bekämpfende Irrtum ein wahrhaft typisches Beispiel für die unbedachte Verbreitung überkommener Urteile bietet. Dieses Urteil aber ist der allbekannte gegen Lessing erhobene Vorwurf, dass er in seinem Nathan den idealen Vertretern des Islam und des Judentums keinen würdigen Repräsentanten des christlichen Bekenntnisses gegenübergestellt, dass er somit Licht und Schatten nicht gerecht verteilt und sich gegen das Christentum einer gewissen versteckt-feindseligen Parteilichkeit schuldig gemacht oder doch einem dahinzielenden Verdachte starken Vorschub geleistet habe. Ich weiss nicht, wie viele Litterarhistoriker und Schulbuchverfasser diesen Satz entweder in Uebereinstimmung mit ihrer eigenen Ansicht oder nur referierend wiederholen; ich habe mir auch nicht Mühe gegeben, die Quelle desselben ausfindig zu machen, weil das für unsern Zweck gleichgültig ist. Wohl aber schliesse ich mit Bestimmtheit nach den von mir eingesehenen Büchern, dass jener Satz in neun von zehn Nathankritiken regelmässig wiederkehren muss, und die Leser dieses Buches werden mir das wahrscheinlich bestätigen. Ebenso bestimmt weiss ich ferner, dass die fragliche kritische Sentenz fast ausnahmslos immer und überall eingebläut wird, wo sie „im Buche steht“. Sehen wir uns daher den gegen Lessing gerichteten Vorwurf einmal näher an.

Wer jemals vom Drama gehört hat, weiss, dass der wesentliche Inhalt desselben Handlung ist und dass diese Handlung sich immer auf Spiel und Gegenspiel gründet. Ohne das Gährungsferment des Bösen keine Entwickelung im Drama wie in der Welt. Ohne „Gegenspiel“ würde auch das grosse Welt- und Menschheitsdrama höchstens ein

„geistvolles Buchdrama“ sein, das keine Bühne zur Aufführung annähme. Aber nein, es würde nicht einmal das sein. Sobald in einem Drama ideale Charaktere auftreten, die eben durch ihre Idealität bemerkbar werden und einflussreich wirken, sobald muss sich auf der anderen Seite in dieser oder jener Person ein moralischer oder wenigstens intellektueller Defekt zeigen, muss sich ein Stück zum Kampfe reizender Intrigue entspinnen. Ein Drama mit lauter Nathans und lauter Saladinen wäre ein Unding; die Personen in demselben könnten sich höchstens etwa mit hübscher Brahmanen- und Makamenweisheit andeklamieren; aber nicht das leiseste erregende Moment würde die Bühnenatmosphäre in Bewegung setzen; nicht der Schatten einer Handlung würde über die Scene huschen. Die die Handlung erregenden, das Gegenspiel vertretenden Gestalten im Nathan sind nun zunächst Daja und der Tempelherr; denn durch Dajas beschränkte Gläubigkeit und ihren Trieb zur Seelenretterei, durch des Tempelherren jähzornige Übereilung und jugendlich-wilde Ungerechtigkeit wird zunächst der Kampf um Rechas Besitz entzündet und wird am letzten Ende auch die Enthüllung des Verwandtschaftsgeheimnisses veranlasst. Erst im Hintergrunde steht, aus der Ferne wirkend, der Patriarch. Daja und der Tempelherr wie auch, nebenbei bemerkt, der Klosterbruder sind aber im Grunde durchaus edle Charaktere, und ihre Schwächen sind vorübergehende oder, wenn bleibende, so doch immerhin sehr verzeihliche. Der ganze Fehler des Tempelherrn ist seine Jugend; er zeigt so viel seelische Verwandtschaft mit Assad, seinem Vater, dass sicher zu erwarten steht, er werde in späteren Jahren seinem Oheim Saladin schwerlich an Grösse der Seele nachstehen. Dass der Tempelherr nicht als Repräsentant des Christentums gelten könne, weil er wenigstens dem Kirchenglauben ziemlich indifferent gegenüberstehe, ist ein sehr

nichtiger Einwand. Denn auch weder Nathan noch Saladin sind Jude oder Moslem im starren Sinne des Wortes; ihr Verdienst ist gerade, dass sie, der eine als geborener Jude, der andere als geborener Muhamedaner, also trotz der naheliegenden Versuchung zum beschränkten Festhalten an jeglicher Überlieferung dennoch die reine Höhe der Toleranz erklommen haben; aus der jüdischen wie aus der muhamedanischen Menschheit ist je ein glänzendes Beispiel freier menschheitlicher Entwickelung genommen, und die Tendenz der Dichtung läuft gerade auf die Frage hinaus, nicht ob ein geborener Christ Christ sein könne, sondern ob auch ein geborener Christ die Seelenkraft und -grösse besitzen könne, sich von jeder tyrannisch-fesselnden und engherzigen Satzung zu befreien und nur Mensch zu sein. In dieser Hinsicht sind dann allerdings (und zwar wie wir später sehen werden, mit kluger Absicht) die christlichen Personen in ein gewisses nachteiliges Licht gerückt. Daja sowohl als der Tempelherr sind nahe daran, durch unzeitige und grundlose Herauskehrung ihres christlichen Standpunktes ein grosses Unheil anzurichten, und namentlich der letztere beweist, als er seine persönlichen, jugendlich ungestümen Interessen verletzt glaubt, mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit an sich selbst die Wahrheit seines eigensten Wortes: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten". Zeigt sich aber irgendwo in Anlage und Ausführung dieser Charaktere auch nur der Schatten einer tendenziösen Feindseligkeit? Hat Lessing, dieser Heros der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, irgendwelches Mittel gespart, um seine Christencharaktere Daja, Tempelherr und Klosterbruder im freundlichsten und gewinnendsten Lichte erscheinen zu lassen? Ist doch das Drama überhaupt ein wahres Wunderwerk durch die grosse Zahl seiner edlen Charaktere und durch die gleichwohl so lebenswahre und scharf individuali-

sierende Zeichnung derselben. Ein Meisterwerk des poetischen Realismus auf dem Gebiete des Sittlich-Schönen! Und sogar hat Lessing noch eine seiner christlichen Personen zum Repräsentanten der Toleranz gemacht, nämlich den Klosterbruder, der freilich darum nicht ebenbürtig neben Saladin und Nathan steht, weil seine naive, vorurteilslose Nächstenliebe weder durch hervorragende Intelligenz noch durch besonders grosse Gelegenheit, sich zu bezeugen, in ein gleich helles Licht gestellt ist. Der Patriarch ist allerdings nicht nur intolerant, sondern noch ein Schurke dazu und schlechterdings in keiner Hinsicht geeignet, seinem Bekenntnis Ehre zu machen. Wer ist aber naiv genug, zu glauben, dass Lessing mit Rücksicht auf die Tendenz seiner Dichtung eine formale Gleichstellung dieser pfäffischen Spottgeburt mit den Lichtgestalten des Islam und des Mosaismus verlangte; wer könnte annehmen, dass er sich den Patriarchen in Korrespondenz mit Nathan und Saladin dachte? Der Dichter mochte aus seiner Zeit Veranlassung genug geschöpft haben, das Schreckbild eines zelotischen Zionswächters zu entwerfen; wer will demselben Dichter zumuten, dass er eine solche Gestalt mit vorherrschender Kraft das Christentum hätte vertreten lassen? Wäre das seine Absicht gewesen, er hätte den „dicken, roten, freundlichen Prälaten“ um vieles weiter in den Vordergrund geschoben; es ist aber schon angedeutet, dass der Patriarch nur aus der Ferne und in sehr indirekter Weise wirkt, und in der That ist er auch kaum mehr als eine episodische Figur. Lessing war denn doch ein wenig zu gescheit, um sich den ganzen Erfolg seines Werkes durch eine solch plumpe Übertreibung zu verderben, wie er sie in einer auf die ganze christliche Welt gemünzten Verwertung seines Goeze begangen haben würde. Und zu billigdenkend war er ausserdem, um in Bausch und Bogen zu verdammen. Nach all diesem ist fest-

gestellt, dass der Dichter aus zwingenden dramatisch-technischen Gründen eine Gruppe seiner Nathancharaktere in den Schatten rücken musste, dass er sich dazu die Bekenner der christlichen Religion auserlas, dass aber schon die ganze Behandlung dieser Gestalten nicht dem leisesten Vorwurf einer unbilligen Benachteiligung derselben Nahrung giebt, zumal der Patriarch nicht entfernt als allgemein gültiger Christentypus gedacht ist.

Aber schon Ärger genug für einen fanatisch-positiven Christentümler, auf seinen Glauben, dieses Ur- und Erzpalladium unzähliger verstockt reaktionärer Institutionen, auf dieses Bekenntnis nur einen tadelnden Blick geworfen zu sehen! Sie ist eben heute noch so schlimm wie je zuvor, die edle Sippe der obscurorum virorum, die dumm kakernd auf ihren Dogmen sitzt wie die Henne auf ihren Eiern, die sehr schlau bemerkt, dass Glauben etwas anderes als Wissen sei und doch das zu Glaubende mit dem Stock einbläuen möchte wie ein recht dürres su Wissendes. Aus Qual und Bitternis, aber auch aus der beseligenden Freude der genialen Seherbegeisterung schoss mit einem Male die herrliche Blume der Nathandichtung empor — und an der Stirn trug das Werk den heiligen heiteren Ernst des mit stolzem Kraftbewusstsein gegen Wahn und Starrsinn kämpfenden Geistes, aber auch die heilige, schmerzliche Trauer des von trüber Besorgnis um die Menschheit gequälten Herzens. Wie, Lessing sollte wohl einen Christen als Muster der Toleranz und etwa einen Juden als Vertreter eines hartherzig verknöcherten Bekenntnisses zeichnen? Der Erfolg müsste ein glänzender gewesen sein! Die Christen hätten einhellig gerufen: „So ist's, die Juden tragen alle Schuld! Wir Christen aber sind doch bessre Menschen." Oder Lessing hätte einen Muhamedaner als Schreckbild religiöser Beschränktheit gewählt, alsdann hätte die grenzenlose christliche

Entrüstung ein, weil ferner liegendes und unbekannteres, so noch geeigneteres und geduldigeres Objekt gefunden. Nein! Aus einer christlichen Familie war Lessing erwachsen, zu einem christlichen Volke, zu einer ganzen christlichen Kulturwelt redete er, und allerchristlichste Pastoren waren es, welche ihn zur Schöpfung des „Nathan“ angetrieben hatten: also musste er die Tendenz seiner Dichtung auf das Christentum zuspitzen, musste er seine Toleranzlehre dahin richten, wo er mit eigenster, lebendigster Erfahrung den „sauer-süssen Duft“ des intoleranten Dogmenglaubens eingesogen hatte, musste er, als ein würdiger Sohn seines Volkes und dichterischer Interpret seiner Zeit, dies sein Volk und diese seine Zeit lehren, daheim nach dem Rechten zu sehen und zu bessern, selbst wenn es sich andererseits gelohnt hätte, muhamedanische oder jüdische Intoleranz als von irgend welcher einschneidenden Bedeutung für die Menschheit zu stigmatisieren. Oder lebt irgendwo in der Welt ein vernünftiger Erzieher, der einem besserungsbedürftigen Kinde nicht seine eigensten Versündigungen vorhielte, anstatt ihm dieselben schonender- und rücksichtsvollerweise nur im Spiegel fremder Kinderseelen zu zeigen und es selbst völlig ungetadelt zu lassen? Im Gegenteil: andere Kinder, wenn auch im Durchschnitt nicht besser als der zurechtzuweisende Zögling, werden momentan in ein vorteilhafteres Licht gerückt und diesem Kinde als Muster gegenübergestellt, damit es für Augenblicke eine peinliche moralische Depression empfinde und sich infolge derselben wieder selbständig erhebe. Freilich wird ein weiser Erzieher das Kind nicht auf so plumpe Weise niederdrücken, dass es entweder den Glauben an seine sittliche Kraft verliert oder sich in gerechter Entrüstung gegen solche Erniedrigung auflehnt. Dieses Übermass — wir dürfen unser pädagogisches Beispiel wohl mit grösseren Massen auf die Litteratur

übertragen — dieses Übermass hat nun auch gerade Lessing, wie aus oben Gesagtem hervorgeht, mit eben jener Weisheit verschmäht, die ihn noch immer so vorteilhaft vor den superklugen Herren Kritikern auszeichnet, welche im „Nathan“ das Christentum zurückgesetzt wähnen. Wir Getauften dürfen uns schon die gelinde thatsächliche Herabsetzung unserer Confessionsgenossen im Drama gefallen lassen, wenn wir dafür den Vorzug geniessen, von einem Lessing mit unvergänglichen Worten belehrt zu werden, wie man unbestochen und frei von Vorurteilen seinen Nächsten liebt.

Hiermit dürfte die völlige Haltlosigkeit der beliebten Nathanphrase nachgewiesen sein. Der Leser möge sie als ein Beispiel für viele erachten und nach Kräften dahin wirken, dass nicht nur in engen litterarischen, sondern auch in den weitesten Gesellschaftskreisen die Herrschaft der Phrase rücksichtslos befehdet und endgültig vernichtet werde.

Die Charaktere in Goethe's „Egmont".

Eine Menschenseele erkennen heisst sie in ihrer Gesamterscheinung auffassen. Wie jedem Ich das Bewusstsein seiner Einheit (neben dem Bewusstsein der Mannigfaltigkeit seiner Fähigkeiten) innewohnt, so gilt es, das Bild der fremden Seele als das eines Einheitlichen, in gewissem, individuellem Sinne Abgeschlossenen in sich aufzunehmen. Selbst wenn er sich verstellt, drückt jeder seinen Handlungen den, wenn auch noch so schwachen, Stempel seines Wesens auf, und diese Handlung muss dem verständnisvollen Beobachter Aufschluss geben über die Eigenart der Seele, wie er aus dem Duft, der Farbe und dem Geschmack einer Frucht den Charakter ihrer Heimat errät. Eine Handlung, bei deren Vollzug die ganze Seele thätig war, zeigt in ihrer Physiognomie, wenn auch oft tief verschleiert, alle Züge der Seele. Darum erscheinen gleiche Handlungen, von verschiedenen Wesen ausgeübt, wie gleiche Pflanzen auf ungleichem Boden oder in verschiedenen Klimaten. Es ist eine eigene und seltene Fähigkeit, vielleicht eine Fähigkeit besonders des Gemüts, das Charakteristische in eines Menschen vielfältiger Erscheinung, das, was unter allen Millionen menschlichen Bewohnern des Erdballs ihm ganz allein eigen ist, herauszufühlen, gleichsam den Grundton herauszuhören, der die einzelnen Töne des Akkordes umarmt und seinem Charakter assimiliert. Diejenigen Menschen scheinen mir mit solcher Fähigkeit begabt, welche oft

ein nicht zu unterdrückendes Schaudern vor der Annäherung eines andern warnt, welche mit einem jähen Gedanken die zwischen Herzen und Herzen befestigte Kluft ahnen, die aber auch mit so bewundernswürdiger, so felsenfester Zuversicht an ein anderes Wesen glauben können, freudig ergeben bis in die innerste Tiefe ihres Empfindens hinein. Ganz sicher aber darf man sich überzeugt halten davon, dass einzelne Züge, auch wenn ihrer hundert und aberhundert sind, auch, wenn sie das durchbohrendste Inquisitorenauge erspähte, in ihrer Zusammensetzung so wenig ein Bild geben, wie die Farben in einem Malerkasten. Das Spionieren nach Fragmenten einer Seele führt deshalb auch den schärfsten Verstand, wenn beschränktes Empfinden ihn hemmt, nicht auf die Spur des Einen, des Umfassenden, des Charakteristischen, und wer sich nur mit solcher Thätigkeit befasst, darf deshalb noch nicht auf den Namen eines Menschenkenners Anspruch erheben, wenn er auch in den Augen vieler dafür gilt.

Es ist eben unmöglich, ganzes Leben aus totem Stückwerk zu erwecken! Den herrschenden Gedanken zu ihrem Gemälde muss man jener andern Seele abhorchen, und am leichtesten mag uns das werden, wenn der Strom der Zuneigung von Herzen zu Herzen rinnt. Immerhin hiesse es, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man die Erforschung einzelner, zufälliger, teilweiser Offenbarungen der Seele für von Grund aus nichtig erklären. Gewiss spricht manches aus Rede und Bewegung; sicherlich können wir vieles vernehmen aus Miene und Stimme, und oft ist jenes unbenennbare Etwas im Auge von plötzlich aufklärender Bedeutung. Aber alle diese Kundgebungen erlangen erst Bedeutung oder ihre Auffassung ist von aufschlussgebendem Erfolg, wenn jenes allgemeinere Erkennen sie begleitet und die einzelnen Abstraktionen aus konkreten Fällen mit jenem Gesamt-

begriff in Beziehung gesetzt werden können. In diesem Falle sind solche Einzelerfahrungen in der That von unverkennbarer Bedeutung und sie geben der rein idealen Auffassung von der Seele die Ausführlichkeit, Klarheit und Vollendung, die das ausgeführte Bild von der Skizze unterscheidet.

Um in seiner Eigenschaft als Seelenforscher ganz auf den Holzweg zu geraten, hat man nur nötig, von der Beobachtung einzelner, aber doch (mit Rücksicht auf die oben erwähnte individuelle Abgeschlossenheit) integrierender Bestandteile des Charakters zu der sorgfältigen Inobachtnahme rein zufälliger Äusserungen und Gewohnheiten, die dem Wesen eines Menschen nur äusserlich anhängen, abzuschweifen. Wie oft haben solche Äusserlichkeiten mit dem „Kern“ eines Menschen nicht den entferntesten Zusammenhang oder erlauben sie doch keinen stichhaltigen Schluss auf sein „ganzes Innere“. Und selbst wo wir diese Äusserungen mit Absicht herausgekehrt und accentuiert sehen, welche Folgerung ergiebt diese Koketterie anders als auf die Eitelkeit der Infragestehenden? Haben wir nun in der Eitelkeit etwas Wundergrosses an einem Charakter entdeckt? Kann nicht z. B. ein eitler Mensch die verehrungswürdigsten Vorzüge des Gemüts in sich tragen? Oder sollte uns wirklich mit einemmale ein blendendes Licht über Heines Charakter aufgehen, wenn wir hören, dass er gern seine kleinen weissen Hände zeigte?

Kommen wir endlich zur Anwendung des Gesagten auf die dichterische Produktion. Der Dichter, der nicht ein pseudorealistischer Kitzeleien bedürftiges Publikum durch Augenverblendung und äusserlich frappierend ähnliche Scheinwesen um sich zu versammeln bestrebt ist, sondern den Sinn für das ganze und grosse Schöne durch seelenvolle und überzeugende Vollbilder des inneren Geschehens anzuregen sich bemüht, dieser Dichter verschmäht jedes kleinlich zusammengeraffte Ma-

terial als Hauptfundament seines Schaffens; eine solche Grundlage erscheint ihm von ebenso geringem Werte als sie wohlfeil ist. Hingegen setzt er die ganze Kraft seines Genius an die Aufgabe, den aus Erfahrung oder Inspiration aufgenommenen Gesamt-Eindruck einer menschlichen Gestalt als etwas Einheitliches und scharf begrenzt Individuelles zur Erscheinung zu bringen. Er will gewiss nicht seine dramatischen Charaktere so aufgefasst wissen, als könnte sie jeder nur günstig beanlagte Schauspieler mit Hülfe der überlieferten Bühnenmittel darstellen. Er fordert den genialen Schauspieler, der Einzelwesen verkörpert, der uns durch eine unbezeichenbare, so zu sagen spontane Zugabe zu seiner Darstellung das Andenken an seine Leistung für alle Zeiten einzuprägen weiss. Wenn, nebenbei bemerkt, dem Schauspieler eine solche Darstellung gelingt, so hat er zweifellos den Anspruch auf nahe geistige Verwandtschaft mit dem Dichter und einen bedeutenden Anteil an dessen Ruhm.

Wie ich oben jene halb unbewusste, aber deshalb nicht weniger klare Menschenerkenntnis eine Fähigkeit des Gemüts nennen zu dürfen glaubte, so halte ich dafür, dass der Schauspieler und jeder Leser in Hinsicht der Charakterschilderung auch nur kraft seines Gemüts den Pfad des schaffenden Dichtergeistes finden kann. Was aber ist es denn Eigentümliches und Kennzeichnendes, das der Dichter seinen dramatischen Gestalten mit auf den Weg giebt und das sie dem feinfühligen Leser in ihrer ganzen Erscheinungsart erkennbar und bekannt macht? Wodurch haucht er jeder Seele den ihr eigentümlichen (s. v.!) Duft ein? Für einen individuellen Charakter giebt es kein bezeichnendes Wort. Der Begriff ist zu eng an Umfang und zu reich an Inhalt, als dass ein Wort zu seiner verstandesgemässen, logischen Übermittelung zu Gebote stände, wie wir im gewöhnlichen Leben für

die meisten unserer Seelenstimmungen wegen ihrer Gemischtheit und ihrer Abhängigkeit von ganz besonderen Fällen keinen Ausdruck finden. Um mit wenigen Worten einen schnellen Überblick über das Wesen einer Seele zu geben, sprechen wir von hohen und niedrigen, grossen und kleinen, vornehmen und gemeinen Seelen; aber wenn schon diese Bezeichnungen Gesamteindrücke wiedergeben, so fehlt ihnen doch jegliche individuelle Würze. Indessen dieser Mangel am bezeichnenden Wort ist gleichgültig für den Dichter. Gerade, wo der träge Strom der nüchternen Verstandessprache versandet, da sprudelt der Quell der poetischen Rede um so reichlicher hervor. So bald unsere Sprache ermüdet unter der schweren Last des strengen Gedankens, wenn sie denselben auch nur von einem Gehirn zum andern schleppen soll, so unermüdlich und gefällig ist sie, die Ideen des Dichters, die so leicht sind wie das Sonnenlicht, in alle Fernen und in tausend Herzen zu tragen. Was auch der wortreichste Dichter unmöglich mit einem einzigen Worte sagen könnte, das weiss er, wenn es ihm gefällt, mit jedem seiner Worte zu sagen. Um beispielsweise zunächst des lyrischen Dichters zu gedenken, so vermag er oder muss er nicht nur vermögen, durch das kleinste, treffendste, glücklichste Wort die klarsten und ergreifendsten Vorstellungen von tiefem Herzensweh und jubelnder Herzensfreude, von den peinlichsten Herzenswirren des Zweifels und der Verzweiflung und der freiüberströmenden Wonne des erfüllten Verlangens blitzschnell in unserm Bewusstsein heraufzubeschwören, vermag er nicht nur, die schmerzlichsten und süssesten Rätsel des Empfindens zu lösen, sondern er besitzt auch die Macht oder sie soll ihm eigen sein, die leisesten Schauer der Seele, gehören sie dem Schmerz oder der Freude, der Unruhe oder dem Frieden, mit einem Worte: die Stimmung seiner eigenen Seele auf das unmittel-

barste auf uns zu übertragen; es steht in seiner Gewalt, unser Auge wie das seine zu umschatten oder zu erleuchten, unser Herz langsamer oder schneller schlagen, unser Haupt hoffend sich erheben oder verzagend sinken zu machen. Durch welches Zaubermittel bewirkt aber der lyrische Dichter einen Einfluss dieser Art? Ich weiss sehr wohl, dass ein fremdes, hartes, unpassendes Wort die Stimmung stört oder gar nicht aufkommen lässt; ich weiss, dass ein Hin- und Herspringen des Gedankens, weil es unsere Andacht zerstreut, die Entstehung einer Stimmung hemmt; ich fühle auch den Anteil des rhythmischen Klanges, überhaupt der metrischen Form, die auf das so nahe mit dem Gefühl in Verbindung stehende Gehör wirkt, an der stimmenden Wirkung eines Gedichtes; nichtsdestoweniger möchte ich anstehen, zu behaupten, in all diesem liege erklärlicherweise der Grund für die Stimmung eines Gedichtes. Man könnte sagen: Der Grund liegt in dem stillschweigenden und geheimen Zusammenfluss der im Gedichte ausgedrückten Empfindung mit dem Tonfall, der Musik der Strophe, in dem Ausströmen dieser beiden Momente zu einer Gesamtwirkung; wie es aber nun der Dichter bewirkt, dass sich Gedanke oder Gefühl und Schall (um mit Geibel zu reden) „mit verstohlener Sehnsucht" suchen und finden, das bleibt immerhin ein Geheimnis, welches über die Werkstatt des Dichters nicht hinausdringt.

Als ein ähnliches stilles und geheimes Schaffen des Dichtergeistes erscheint mir, was den Charakteren im Drama ihre Stimmung verleiht. Die klar und bestimmt gefasste Konzeption der Charaktere verlässt den Dichter bis an das Ende seiner Dichtung nicht und lenkt überall, mit wie wechselnden Gedanken und Gestalten auch sein Geist beschäftigt ist, die Wahl seiner Mittel und Wege. Das inspirierte Idealbild schwebt wie ein Geist über dem Chaos des zu ordnenden Stoffes und lockt

durch seine schaffende Kraft Wesen zum Leben hervor, die seine Züge tragen und seinen Geist in sich hegen. Die immer vorschwebende Intention flösst dem Dichter die Worte ein, die sie am vollkommensten realisieren, und verscheucht jedes Wort, wo es nicht am Platze wäre. Dass das vorgefasste Bild eines Charakters den Dichter unausgesetzt beeinflusst, das glaube ich, giebt seinen Worten die Kraft, dasselbe Gemälde in aller Klarheit und Treue in unserm Geiste wieder erscheinen zu lassen. Und mit Beziehung auf meine frühere Behauptung, dass ich mir keine Erforschung der Seelen denken könne ohne die allgemeine Auffassung des Gesamtwesens, muss ich gestehen, dass mir ein Zustandekommen abgeschlossener, einheitlich erscheinender, seelisch wahrer und unser sympathetisches Interesse in Anspruch nehmender dramatischer Charaktere nur auf diesem Wege möglich scheint.

Auch Goethe muss seine Egmont-Gestalten gezeichnet haben, Kopf und Herz voll von ihren ganzen, vollständigen und in ihrer Abrundung schon lebendigen Idealbildern, Kopf und Herz voll auch von jener, die Kunst und die lachende Natur umschwebenden Heiterkeit, die im Lande der Goldorangen „vom blauen Himmel weht“ und um ernste Ruinen huscht und die sich auch so innig einschmiegte in die „Römischen Elegien“ des verliebten Dichters. Über allen Gedanken und Worten, über allen Zügen liegt jenes warme, kraftbewusste Leben ausgebreitet, das aus vollem Herzen strömt und dessen Hauch auch unsere Wangen, uns selbst unbewusst, erglühen macht. Trotz der Unvollkommenheiten dieses Trauerspiels, die unschwer zu entdecken sind, hinterlässt es ganz das Gefühl erquickender Befriedigung und geistklärender und herzerhebender Heiterkeit, welches den inneren Nachklang der reinsten Kunstgenüsse bildet und welches wir am besten kennen aus der Lektüre Goethe’scher Dichtung. Zu untersuchen, woher dies

rühre, würde mich zu weit führen. Genug: das über dem Ganzen ruhende, heitere und volle Leben hat auch reichlich seine Lichtstrahlen ausgebreitet über die handelnden Charaktere und ihnen jene Lebendigkeit des Individuellen verliehen, die sie zu lebenswahren Erscheinungen macht. In einem früher gehaltenen Vortrage „Über die Charaktere im Nathan" habe ich Gelegenheit genommen, das hohe Vermögen Lessings zu bewundern, den Charakteren ihre allgemeine, ihnen allein eigene Stimmung zu unterlegen, habe ich auf die rührende Schönheit hingewiesen, dass uns Sittah und Saladin in jedem ihrer Worte als Geschwister erscheinen und in Recha das möglichst vollkommene seelische Abbild ihres Pflegevaters zu finden geglaubt. Ausserdem findet man im „Nathan" in wahrhaft verschwenderischer Ausdehnung die Charakterisierung durch einzelne Züge, von der aber nicht alles Heil erwartet werden soll, sondern die, im Lichte der Grundstimmung der Charaktere gehalten, durch behagliche Ausmalung die Vorstellungen vom inneren Leben der handelnden Menschen zu sättigen bestimmt ist. In gleicher Fülle finden wir die Detailzeichnung im „Egmont" nicht. Vielleicht um so schlimmer für mich, der ich in diesen Einzelzügen das Gerippe für meine Darstellung suchen muss; denn der oben geschilderten, still und geheim wirkenden Beredsamkeit der Poesie stehe ich mit der leicht messbaren Kraft der prosaischen Darlegung gegenüber, und alles, was ich thun kann, ist versprechen, dass ich mich bei meiner Nachzeichnung ganz den Gesamteindrücken der Charaktere überlassen, in ihrem Sinne das Verständnis des Dichters vermitteln und auf diese Weise möglichst wenig vom Nektar der Poesie verschütten will.

Der Egmont der Geschichte gehört trotz seiner Tapferkeit und Liebenswürdigkeit nicht zu jenen Märtyrern der Freiheit, deren Geschichte uns hoch begeistert und deren Geschick uns tief erschüttert.

Mag es immerhin als eine mehr als unbegründete Behauptung erscheinen: Der Held von Gravelingen und St. Quentin habe auf dem Blutgerüste eine erbärmliche Furcht vor dem Tode gezeigt, so mangelt ihm doch jenes empörte Rechtsgefühl und jener stolze, unbeugsame Trotz, der die Tyrannei zaudern und an dem Erfolg ihrer Gewaltthaten zweifeln macht; vielmehr hofft und harrt er mit wahrer Zähigkeit auf Fürstengnade, auf deren Besitz er immer eitel gewesen (vergl. Schiller, Abfall der Niederlande). Zweifellos erscheint der Egmont der Tragödie vor seinem Untergange um ein Bedeutendes heroischer und erhabener, und jenes bängliche Hoffen auf Gnade hat der Dichter in ein schönes und grosses, wahrhaft königliches Vertrauen auf den unköniglichen Sinn des spanischen Despoten umgewandelt; nichtsdestoweniger scheint sich der Dichter nicht genug von dem Totaleindruck des historischen Egmont haben emanzipieren können oder wenigstens nicht den energischen Versuch gemacht zu haben, einen Helden des Trauerspiels zu schaffen. Anstatt uns einen zielbewussten Helden mit liebenswürdigen menschlichen Schwächen behaftet zu zeichnen, giebt uns der Dichter einen liebenswürdigen Menschen mit grossen historischen Reminiscenzen (die auf der Bühne nichts gelten) und im unsicheren Lichte der Volksgunst. Trotz Vilmar glaube ich, dass Schiller Recht hatte, wenn er von einem Helden des historischen Dramas mehr tragischen Ernst verlangte, als ihm der Dichter gegeben. Wahr und wunderbar schön gesagt ist es:

> „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefasst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken."

Wer zu träge oder zu träumerisch ist, mit der Zeit vorwärts zu eilen, den überrascht sein Schicksal am frühesten und meisten. Wo aber sehen wir

Egmont die Zügel der Zeit fassen und den Wagen seines Schicksals mit fester Hand lenken? Lehnt er sich nicht vielmehr behaglich zurück und ergötzt sich an dem rasend schnellen Laufe? Erfordert es nicht ein hell sehendes Auge, bedarf es nicht eines männlich-starken Geistes, jenen leichten Wagen zu regieren und kämpft nicht Egmont auf das hartnäckigste mit der Sophistik des Leichtsinns und des Selbstgefallens jede klare Einsicht nieder?

Aber das eigenwillige Herz anerkennt nur das wenigste von dem, was der ernst-väterliche Verstand vorschreibt. Und nun gar erst beim „Egmont", dem Lieblinge des Publikums, diesem Stücke, dem die Kritik kein Haar krümmen kann, trotzdem seine Mängel und namentlich die Mängel in dem Bilde des Helden ebenso sehr dem Gefühl wie dem Verstande auffallen. So wenig erfreulich auch im grossen und ganzen die gegenseitige Geringschätzung zwischen Kritik und Geschmack in unseren Tagen ist, so lässt sich doch in diesem Falle der kritische Verstand gern überreden von dem schönheitberauschten Gemüte. Niemand kann es Wunder nehmen, dass es bei dieser Dichtung so ist. Huschte auch der Geist des grossen Dichters an dieser oder jener Stelle nur flüchtig vorüber, — seine Spur erkennt man doch überall. Und gewiss nicht am wenigsten in der Weise, wie er uns den menschlichen Egmont darstellt, mag dieser uns nun selbst erscheinen im Rate mit Alba oder mit Oranien, mag er sich uns mittelbar zeigen in der liebenden Bewunderung des Volkes oder in der bewundernden Liebe Klärchens. Wie in der Geschichte so im Drama ist die stärkste Seite Egmonts sein kriegerisches Heldentum. Die Soldaten verehren ihn abgöttisch; wenn sie von ihren Kriegsthaten erzählen, ist jedes dritte Wort: Graf Egmont; bringen sie eine Gesundheit aus, so wird zunächst seiner gedacht. Mehr noch vielleicht als seine persönliche Tapferkeit und seine soldatische

Tüchtigkeit entzückt es seine Leute, dass er nicht nur alle Leiden, sondern auch die rauschenden Freuden des Soldatenstandes mit ihnen teilt, flott und lustig nach Kriegerart zu leben weiss, „splendid ist und es laufen lässt, wo es gedeiht". Grösse und Hoheit finden zwar immer ihre schönste Ergänzung in persönlicher Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Unbefangenheit; ganz besonders aber gilt es von der Masse des Volkes, vor allem des Volkes früherer Zeiten, dass es durch nichts mehr enthusiasmiert wird, als durch Leutseligkeit und Herablassung, die ihm ein bewundertes Vorbild nahbar machen. Des öfteren wird dieser Doppelseitigkeit in Egmonts Charakter im Drama Erwähnung gethan. Solche Führer und Vorbilder pflegen am lebendigsten zur Nacheiferung anzureizen; darum ruft denn auch der martialische Buyck in der ersten Scene aus: „Das wäre auch ein Kerl, der unter ihm diente und nichts von ihm lernte." Die ganze Nation hängt an dem schönen, prachtvoll auftretenden, heiteren, offenen und freundlichen Statthalter von Flandern und Artois. „Der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes gross", sagt Schiller. Seine Schönheit, die sich mit Tapferkeit eint, sein ungebundenes Auftreten, das ihm nichts von seiner stolzen Vornehmheit nimmt, seine Sympathieen für das Volk, mit dem er eines Blutes ist; das alles reisst das Volk zu der einstweilen unbegrenzten Anhänglichkeit hin, die das verzweifelnde Klärchen so schön und lebendig schildert, während es dieselbe vergebens anruft. „Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, dass er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mitteilte, auch dem, der es nicht bedarf." Er versteht auch, durch die Finger zu sehen, ist,

wo er strafen muss, milde in seinem Urteil, sieht in einer momentanen Verirrung kein Verbrechen und schlägt überhaupt nicht mit der Keule darein, um Fliegen zu töten. Einen Strassentumult stillt er durch sein Erscheinen und durch freundliche, ratende Worte. Wenn er so mit seinen Landsleuten, Krämern, Zimmerern, Schneidern etc. redet, so hat er eine Weise, die beruhigt, überzeugt, ohne das Demütigende des Tadels an sich zu haben. Man hört auch manches mehr, als er wohl sagt: Ich weiss, dass die Last des spanischen Joches drückt; mir sind diese Herren nicht lieber als euch; aber „sie haben zuletzt doch die Gewalt in Händen“; also seid ihr lieber die Nachgebenden und Klügeren. Er sagt auch mehr als richtig ist: z. B. „Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleissig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht“; das ist gewiss nicht wahr, war zu jener Zeit eben so wenig wahr wie heute; aber das beeinträchtigt den Eindruck seiner Worte nicht, und der Zimmermeister weiss es auch, nachdem Egmont fortgegangen, zu sagen, was ihm eben so gefallen hat: „Der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.“ Unter den auf die Sympathieen des Volkes Anspruch erhebenden Vorzügen Egmonts ist ein gut Teil Äusserliches und Zufälliges. Das pflegt aber meistens so zu sein, dass die überschwängliche Verehrung des grossen Haufens ihre Nahrung zum grossen, wenn nicht zum grösseren Teil aus in die Augen stechenden Nebensächlichkeiten saugt, während tieferer Gehalt in bescheidener Form fast immer nur einen bescheidenen Kreis von Verehrern an sich lockt. Man bedenke nur: dass Egmont Niederländer von Geburt ist, das ist in den Augen der egoistischen, privilegiensüchtigen Spiessbürger und echten Holländer beileibe nicht sein kleinstes Verdienst.

Ist so das Bild Egmonts, wie es die Zuneigung des Volkes giebt, in seiner freundlichen

Schönheit in gewisser Hinsicht beeinträchtigt, so malt es sich mit desto reineren und leuchtenderen Farben in dem Kopfe seiner Geliebten. Gehoben durch eine solche Liebe, erscheint der Angenehme und Liebenswürdige als „der Grosse und Herrliche“. Möchten wir wissen, wie Egmont dem Mädchen erscheint, so brauchen wir uns nur einen herzerquickenden Ton, der aus dem Grunde der Seele emporjubelt, zurückzurufen: „O, du könntest die ganze Welt über dich richten lassen.“ Dadurch ist dann der edle, freie, offene Charakter des Geliebten vielleicht am treffendsten und überzeugendsten gekennzeichnet. Auch Klärchen bestrickt, wie natürlich, der anmutende Kontrast zwischen dem Grossen und dem Einfachen, zwischen dem Mannhaft-Starken und dem Freundlich-Milden. „Seht, Mutter, und er ist doch der grosse Egmont. Wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gern verbärge! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.“

Am klarsten und lebendigsten springt die Eigenart des lebensfrohen Kriegshelden hervor aus dem Kontraste mit Oranien. Eine einzige, aber vom ersten bis zum letzten Worte nnvergleichlich schöne Scene führt, „das gefährliche Paar“, „die unzertrennlichen Freunde“, zusammen. Der gleichgültig-leichtsinnige, arglose Egmont und der schlaue, vorsichtige, strenge Staatsmann von Kindesbeinen an: unzertrennliche Freunde! Das klingt nur befremdend, ist es aber nicht, ist vielmehr menschlich tief begründet und in dieser Wahrheit von der schönsten ergreifendsten Wirkung. So tiefe, schwerernste, stählerne Geister wie derjenige Oraniens suchen gerade die Freundschaft und Liebe sorgloser, froher, heiterer Charaktere und finden in ihrem aufhellenden, erquickenden Einflusse eine wohlthuende Ergänzung ihres Wesens, ähnlich, wie sich das Alter an der Munterkeit der Jugend er-

labt. Zwar eignet Oranien nichts weniger als jene Sterilität des Gemüts, an welcher die meisten Staatsmänner leiden, weil ihnen vielfach der Machiavellismus bis ins innerste Herz geschlichen ist. Nicht allein gilt dies von dem geschichtlichen Oranien, auch der Goethe'sche besitzt ein Herz, welches in dem Abschied von Egmont die zärtlichste Wärme bekundet. Steht er in dieser Hinsicht dem warmherzigen Egmont nicht nach, so überragt er ihn in der Schärfe des Verstandes so weit, dass ein Vergleich kaum zulässig ist. Mit seinem durchbohrenden Blicke hat der Prinz die Stimmung der Regentin in der Sitzung erfasst und verstanden, was hinter jedem ihrer Worte verborgen lag. Egmont hat die Prinzessin wie immer gefunden; er konnte auch nicht wohl anders; denn — er „dachte indessen an etwas anderes"! Die ruhige Gründlichkeit des Geistes Oraniens lässt keine Illusionen zu; er traut dem Könige mit keinem Gedanken und verbirgt unter scheinbarer Unbefangenheit den mit Recht unbegrenztesten Argwohn. Ihn charakterisiert sein Wort: „Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehen" gegenüber dem sanguinischen Egmont, der einen offenen Ausbruch des Unheils noch für vermeidlich hält. Wilhelm von Oranien spricht in dieser Scene in Wirklichkeit nie Vermutungen aus. Er kleidet nur mit diplomatischer Vorsicht seine feste Überzeugung in die Form von Vermutungen, und erst, wenn der naive, treuherzige Freund Zweifel äussert, wiederholt er seine Behauptung mit einer kalt-ernsten, kurzen Bestimmtheit, dass man selbst erschrickt; aber man erschrickt angenehm vor einer solchen Ruhe und Schärfe des Geistes. Egmont zwar ist nicht ohne ein gewisses, gesundes Urteil. Sollte seine in allem glückliche Natur ihn nicht auch zuweilen einen glücklichen Griff in das Reich des beurteilenden Verstandes thun lassen? Hat man doch nicht selten Gelegen-

heit, zu beobachten, dass der wenig beschäftigte Geist des Epikuräers mit jovialer Leichtigkeit ein treffendes Urteil fällt,oder besser gesagt, vom Baume pflückt und den skrupulös denkenden Verstand überholt. Zumal ist dies häufiger, wenn Offenheit, Geradheit und Reichtum, Frische und Wärme der Empfindung den ungeübten Verstand unterstützen. Dies ist in hohem Masse bei Egmont der Fall. Mehr Empfindung als Vernunft ist es, was ihn Oranien gegenüber die Eventualität eines verheerenden Krieges in Anschlag bringen lässt, und fast bringt es uns auf seine Seite, ihn, den durch Kriegsruhm Gehobenen, mit beredtem Munde die Schrecken des Krieges schildern zu hören. Wo sich der Diskurs der Freunde unter steigender Erregung Egmonts zu epigrammatischer Schärfe zuspitzt, da ist Egmont keinen Augenblick verlegen um einen entgegnenden Gedanken, der uns momentan überzeugt. Aber dann spricht der Schweigsame und schneidet mit unerbittlicher Strenge jede leiseste Hoffnung ab, und wir fühlen selbst, dass diese uns zur Schwäche verleitete, wie Hoffnungen und Wünsche uns so leicht zu schwanken Überzeugungen und Meinungen verführen. Egmont gehört zu jenen Menschen, deren Geister in einer gewissen Isolierung vom Realen leben und sich zu Umständen irgendwelcher Art schwer oder garnicht in Beziehung zu setzen verstehen. Darum könnten seine Ansichten wohl richtig, seine Voraussichten wohl zutreffend sein; aber sie sind es nicht. Oranien dagegen wurzelt mit seinem Geiste fest in jedem Augenblicke seiner Zeit, und mit nicht nur politischem, sondern historischem Blicke überschaut er das Gebiet offener und geheimer politisch-diplomatischer Geschehnisse „wie ein Schachbrett“. Er vergleicht die Aufgabe der Fürsten und Herrscher mit dem Studium der Natur. Das ist bezeichnend. Wer die kommenden Dinge mit so sorgenvoller und überzeugter Bestimmtheit hinter

dem Schleier der Zukunft erkennt, dem muss das Leben der Völker und Regierungen, das politisch-historisch-nationale Leben das Geheimnis einer gewissen Regelmässigkeit enthüllt haben, wie es der Naturforscher auf den Wegen der Natur findet, wie es sich uns allen mehr oder minder aufdrängt, wenn wir allgemach das Hin- und Herweben „am sausenden Webstuhl der Zeit" wahrnehmen. „Oranien hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend" — Egmont nimmt das Ernste scherzhaft — Oranien denkt und schweigt —" Egmont fühlt und redet — Oranien thut mit tiefster Demut und Ehrfurcht „was ihm gefällt" — Egmont muss das stolze Haupt, das er getragen, „als ob die Welt ihm gehörte" auf das Schaffot legen. Wer von den Beiden angethan war, der Geschichte ihren Weg zu weisen, das sagt der erschrockene, schmerzlich-erinnernde Ausruf: „Oranien, Oranien!"

Sowohl der Charakter Egmonts als auch derjenige Klärchens (dieser, wie wir unten sehen werden, vor allem) werden zur höchsten Erregung und Entfaltung angeregt durch die herannahende Katastrophe. In der Scene vor der Gefangennahme nimmt Egmont momentan von der Würde eines historischen Helden in ganzem Umfange Besitz. Sein Herz flammt in freudiger, feurig-beredter Liebe zur Nation und zum Vaterlande. Dies Gefühl verleiht seinem Geiste eine Schlagfertigkeit und Leuchtkraft, die ihn über sein sonstiges Niveau bedeutend erheben und die ihn befähigen, den dreisten Prätensionen der spanischen Eindringlinge auch kein Stäubchen vom Rechte seines Volkes prinzipiell abzutreten. So offenherzig wie unerschrocken, so rein-national fühlend, wie bestimmt und überzeugend, ohne Scheu das treffendste Wort wählend, sagt er dem Könige in seinem Vertreter die unbemäntelte, traurige Wahrheit ins Gesicht und zahlt, wo man ihm in frecher Weise gewisse Absichten imputiert, mit edler Beherrschung und Zurückhaltung, aber

doch mit beleidigter Schärfe und mit barer Münze heim. Er kennt sein Volk und seines Volkes Bedürfnis und vertritt mit einem wunderbaren, herzerhebenden Idealismus die Idee der Regierung durch den einheimischen Adel.

In einer mehr weich-elegischen, als erhabenen, packenden Schönheit fliesst das Leben Egmonts seinem Ende zu. Dieser Kampf der lachenden, quellenden Lebensfreudigkeit mit der langsam nagenden Qual der Gefangenschaft und dem Schreckbilde des Todes, dieses Hangen und Bangen in Sorge und Zweifel, diese Reminiscenzen aus dem „süssen Leben“ mit ihrer vom Grabe herüberwehenden Schwermut: alles das ist von einer seltsam rührenden und sanft befangenden Macht. Egmont's Natur verleugnet sich bis zum Ende nicht: dass er der Freude gelebt, das richtet ihn auf und macht ihm den Weg ins Grab leichter. Getröstet und erleichtert durch die feurige Zuneigung Ferdinands, verklärt und erleuchtet durch die glänzende Erscheinung, rafft er sich auf zu dem begeisternden Stolze des Märtyrers, verkündet er als Herold des Befreiungskampfes den hereinbrechenden Morgen und ruft auf zum Kampfe für den heiligsten Besitz, für Vaterland und Freiheit, für Eltern, Weiber und Kinder. Mannhaft schreitet er in den Tod, begleitet von zwei lieblichen Gedanken: Klärchen und die Freiheit.

Es giebt kein schwierigeres und erfolgloseres Experiment, als sich zum Mitleid oder überhaupt zum Mitgefühl zwingen. Das gilt für alle Gemüter, tiefe, wie oberflächliche. Hingegen wird es letzteren unter Umständen sehr leicht, ein etwa erwachendes Mitgefühl herabzudrücken, z. B. durch die Kraft irgend eines Diktums aus einem „Leitfaden der Litteraturgeschichte“. Dem selbständig und wahr Fühlenden andererseits wird es ebenso schwer, sich des Mitgefühls zu entschlagen, als dasselbe in sich zu erzwingen, und so öffnet er auch willig sein

Herz dem Mitleid für den Helden unseres Dramas, trotz des Bewusstseins von der unzureichenden historischen Würde desselben. Mag sein, dieses Mitleid hat, wenigstens so weit es nur der Person des Helden gezollt wird, nicht die Nebenwirkung des Erhabenen und Erhebenden; es vereint nicht mit sich den Affekt des Schrecks und das Gefühl der Furcht, wie sie sich bei dem Untergange willenskräftigerer Charaktere in uns einzustellen pflegen. Dafür aber findet ein Mitgefühl solcher Stimmung und Motivierung, wie es Egmont auf sich zieht, leichter eine Stätte und einen weicheren, empfänglicheren Boden in den Herzen der Menschen, als ein sympathetisches Gefühl, hervorgerufen durch den Untergang von Charakter-Phänomenen und durch seltenere, ungewöhnlichere Geschehnisse. Es ist eine schöne Zierde aller besseren und „mittelguten“ Menschen, eine starke Empfindlichkeit zu besitzen für das Schicksal des arglosen, aufrichtigen Vertrauens, das der gemeinen Hinterlist zum Opfer fällt. Gerade dieses Vertrauen, das wir an und für sich zu sehr lieben, um eine Übertreibung desselben gar so strenge zu beurteilen, dieses Vertrauen macht die ohnehin tragische Wirkung des unterliegenden Rechtes um so tiefgehender. „Die Nichtswürdigen regieren, und die Edlen fallen in ihre Netze.“ Dieses Wort des sterbenden Götz taucht in unserm Gedächtnis auf, wenn der Vorhang uns langsam den Schauplatz der Tragödie verhüllt. Nichts vermag uns in eine wärmere Aufregung und Empörung zu versetzen, nichts uns mit einer tiefer trauernden Wehmut zu erfüllen, als diese schmerzliche Wahrheit, die sich uns aufdrängt, indem wir uns gegen sie sträuben, und die, je mehr wir uns gegen sie sträuben, nur desto länger in uns nachklingt. —

Seine klare, feste, bewusste Ruhe, seine ungestörte Einheit und unfehlbare Konsequenz erheben den Charakter Alba's auf die gleiche Stufe rein

ästhetischer Vollkommenheit, auf der wir Oranien erblicken. Nur ungeklärte, verschwommene oder unter strenger Kuratel der moralischen Gesetze stehende, also ganz naive Kunstauffassung kann im Zweifel darüber schwanken, ob der Eindruck dieser, wenn auch starren moralischen Abgeschlossenheit ein ästhetisch wohlthuenderer sei als der Eindruck des bei Goethe typischen schwankenden Heldencharakters, eines Charakters wie Faust, Clavigo, Tasso, Weislingen und Egmont. Kein Bedürfnis ist unserm Wesen tiefer eingeprägt und entfacht in uns ein unruhigeres Verlangen, als das nach Klarheit, Einheit und Ruhe; nichts wirkt darum tröstlicher und erhebender auf uns, als einen einheitlichen Charakter die streng gerade Linie seines Wollens wandeln zu sehen, und selbst wo dieses Wollen uns moralisch abstösst und verletzt, verliert jene Schönheit nichts von ihrer tröstlichen Wirkung. Während aber bei Betrachtung von Oraniens Charakter ästhetischer und moralischer Wert in eine Gesamtwirkung ausströmen, spaltet sich der Erscheinung Albas gegenüber unser Interesse in Bewunderung und Abneigung. Es hiesse die Autonomie der Kunst, im besonderen ihre Unabhängigkeit von der Moral sehr unrichtig verstehen, wollte man glauben, die Kunst dürfe nie durch unser moralisches Interesse auf uns wirken wollen, dürfe nie ihre Wirkungen zu unserm sittlichen Urteil in Abhängigkeit stellen. Ästhetisch wirken Verfassung, Harmonie und Festigkeit des Charakters auf uns; moralisch aber und nur moralisch können selbstverständlich die Gesinnungen, das Material, aus dem sich der Charakter zusammensetzt, auf uns wirken. Und wie könnten wir auch wohl an der Handlung eines Dramas, dem notwendigen Produkt seiner Charaktere, Anteil nehmen, wenn die souveräne Kunst unseren sittlichen Gefühlen Schweigen auferlegte? Kurz: sehr häufig in der Dichtkunst, namentlich aber im Drama können

sittliche und ästhetische Momente vorerst selbstständig neben einander wirken und alsdann entweder in einem endlichen Eindruck ihre Wirkungen vereinigen oder in beständigem Parallelismus beharren. — Darum kann auch Bewunderung vor dem Charakter Albas neben einer tiefen Abneigung gegen denselben bestehen, und ästhetisches Wohlgefallen und moralische Missbilligung schliessen sich hier nicht gegenseitig aus. Schiller ist der Ansicht: „Vor Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren. — — — Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht." Das Wort „Abscheu", auf Alba bezogen, wäre vielleicht übertrieben; aber doch lässt sich der „kalte Affekt" der Bewunderung, wie ihn Lessing nennt, nicht in warmes Wohlwollen umsetzen, und wenn auch nicht eben Abscheu, so doch eine tief innere, eisige Abneigung gegen den Schergen des bigotten spanischen Despoten greift in uns Platz und bleibt haften trotz der Konsequenz und Klugheit Alba's. Diese Klugheit zunächst hat uns der Dichter durch manche Züge veranschaulicht. So schildert er uns den Zug des Heeres durch Freundes- und Feindesland, den Alba auf meisterhafte Weise zustande gebracht. Der Dichter zeigt uns ferner, wie der Herzog mit seinem durchdringenden Blicke seine Diener auf ihre Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit hin durchschaut hat. Die ganze Unterhaltung mit Egmont ist gewandt, schlagfertig und bestimmt; seine Auslassungen gegen den Konservatismus in der Regierungsform zeugen von klar überlegendem Verstande, wenn auch die darin enthaltene Wahrheit pro domo herbeigezogen ist und in reaktionärem Sinne keine Wahrheit mehr bleibt. Tiefsinnig und bedeutsam für den Charakter Alba's sind die Worte des Monologs nach Empfang des Oranien'schen Briefes.

„Längst hatt' ich alles reiflich abgewogen und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt, was auch in diesem Falle zu thun sei, u. s. w. — — Ist's rätlich, die andern zu fangen, wenn er mir entgeht? — — — So zwingt dich das Geschick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang gedacht! Wie wohl bereitet! Wie gross, wie schön der Plan! Wie nah die Hoffnung ihrem Ziele: Und nun im Augenblick des Entscheidens bist du zwischen zwei Übel gestellt! wie in einen Loostopf greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest, ist noch zugerollt, dir unbewusst, sei's Treffer oder Fehler."

Sofort entdeckt Alba in dem völlig unbefangenen Auftreten Egmonts vor dem Palaste, in den Liebkosungen gegen das Pferd die grenzenlose Verblendung des Bedrohten. Alles das sind Züge, die von Bedeutung für die in gewisser Hinsicht hohe Kapazität des Geistes Alba's sind. Aber mit dieser Klugheit und Schlauheit vereint sich die ganze Beschränktheit eines politisch und religiösen Knechtsinns zu einem ebenso unheimlichen wie unheilvollen Bündnis. Seine finstere Bigotterie, seinen starr despotischen Sinn, seine Geringschätzung gegen das Volk, ja sogar seine Tücke und seinen „Mordsinn" könnte man, vom modernen „objektiv-historischen" Standpunkte aus urteilend, einer eingewurzelten, den Menschen ganz erfüllenden Überzeugung, wie sie zuweilen aus seinen Reden wenigstens hervorzuleuchten scheint, zugute halten. In welchem Lichte aber müssen alle jene Gesinnungen und Eigenschaften, in welchem Lichte aber müssen selbst die hervorragende Energie und Konsequenz dieses Charakters erscheinen, wenn neben ihnen eine so erbärmliche, kriecherische Dienstfertigkeit sich zeigt, wie sie sich in dem Worte: „Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rächen", ausspricht und diese Rache weniger den Zweck der Sühne hat, als den, „im Dienste des Königs sich selber zu dienen"? Wie so gar nicht schön berührt selbst die Liebe des Herzogs zu seinem Sohne, die einzige weiche Regung, welche wir an ihm entdecken! Die Liebe

zum eigenen Fleische ist, wo im übrigen nur rücksichtslose Selbstsucht gebietet, nichts anderes als ganz gemeine Selbstsucht und berührt gerade so anwidernd wie diese. Das Bild Alba's erhält nahe dem Ende des Stückes noch durch wenige verstärkende Auftragungen eine wichtige Verdeutlichung. Ich denke an die meisterhafte Schilderung des jugendlichen Alba durch Egmont:

> „Ja, ich weiss es, — — —: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht. Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes — — von seiner Seite zu mir herübereilten, da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Ärgernis, —. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blickes, der verräterischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen."

Wie treffend ist in diesen Worten die Krankheit der Ehrsucht, diese Auszehrung der Seele, dieser unstillbare, herzzernagende Hunger geschildert! Wie fein und klar sind in dem „funkelnden Blick", der „verräterischen Blässe", der erheuchelten Gelassenheit die nicht zu unterdrückenden Kundgebungen des scheelen Neides getroffen, mit dem der kleinlich zusammenraffende Ehrgeiz auf die fröhliche Achtlosigkeit und Leichtigkeit des geborenen und reich begüterten Talents blickt! Diese dämonische, rücksichtslose Sucht nach Ehre und Macht überzieht denn auch das ganze Wesen des Mannes mit der Eiskruste eines schroffen, finsteren, steifen Ernstes, der ihm fröhliche und warmblütige Gemüter unbegreiflich oder verächtlich macht. Die Griesgrämigkeit und lauernde Grausamkeit des Herzogs werden am drastischsten von dem Schreiber Vansen gezeichnet, der den Statthalter mit einem Kater und einer Spinne vergleicht.

> „Der alte Kater sieht aus, als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen." — „Seht, der lange Herzog hat euch so ein Ansehen von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen,

die sind weniger schlimm, aber so einer langfüssigen, schmalleibigen, die vom Frasse nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere."

Anstatt erhellt oder gemildert zu werden, werden die Züge des Albaischen Charakters noch verschärft durch das reine Licht, das von dem wohlwollenden Herzen seines Sohnes ausströmt. Diese weichherzige Jünglingsnatur, der Sohn einer „zärtlichen Mutter", heischt unsern regsten Anteil durch den masslosen Schmerz über sein schweres Schicksal, den Untergang seines angebeteten Freundes mit herbeigeführt zu haben. Die tief innere, zerstörende Verzweiflung über die Wert- und Bedeutungslosigkeit seines künftigen Lebens schüttet er in den ergreifenden Worten aus: „Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren."

Man kann nicht umhin, das künstlerische Geschick des Dichters zu bewundern, mit dem er die historische Margaretha von Parma in sein Drama übertragen hat. Die Regentin des Dramas stimmt in allen Grundzügen ihres Wesens mit der geschichtlichen überein; aber alles Übertriebene, Rohe, Eckige, Beleidigende ist mit so sicherer Genauigkeit und Konsequenz auf ein schönes Mass abgemildert, dass jene Frau uns auch wieder ganz anders als die historische erscheint, und zwar so erscheint, dass sie ganz unsere Sympathie in Anspruch nimmt, so weit es unsere Parteinahme für den gegenteiligen Gesinnungsstandpunkt im Drama zulässt. Bei Goethe hat die politische Frau bis auf das unwichtige Podagra und das „Bärtchen auf der Oberlippe" kaum etwas Verletzendes in ihrer Erscheinung, und auch was ihr der Geschichte zu Liebe an nicht gerade weiblichen Zügen gegeben ist, ist durchweg so vorzüglich und imponierend, dass es wenigstens die Angenehmheit des Totaleindrucks nicht beeinträchtigt. Eine scharfsinnige Klugheit und Menschenkenntnis und eine massvolle

Energie bekunden in ihr die Herrscheranlage. Jene Klugheit ist oft geeignet, uns in Staunen zu setzen, mag sie sich zeigen in der Weise, wie die Regentin die geheimen Triebfedern des Regierungsapparates aufdeckt, wie sie den kunstvollen Brief ihres Bruders interpretiert und den „hohläugigen Toledaner" schildert, oder andererseits, wie sie den Absichten der niederländischen Grossen auf den Grund geht oder zu gehen sucht. „Sie ist klug und mässig in allem, was sie thut", lautet das Urteil des Volkes. Ihre Entschlossenheit und Standhaftigkeit hat nirgends eine rauhe Seite; sie ist ein männliches Weib und beurteilt mit fast derselben Milde wie Egmont die bilderstürmerischen Tollheiten des von fanatischem Taumel erfassten Pöbels. Sie vertritt entschieden die Interessen der spanischen Krone, jedoch ohne die freche Anmasslichkeit Alba's. Sie steht fest zu ihrer Religion und Kirche, aber zeigt nicht die widerliche Bigotterie des historischen Frauenzimmers, die sich in den verrücktesten demütigen Handlungen zu bezeugen suchte. Wo Anlage zum Herrschen sich zeigt, da pflegt sich auch die Lust zum Herrschen einzustellen, und diese besitzt Margaretha in reichlichem Masse trotz aller schwierigen Verhältnisse, die sie zu überwinden hat und trotz ihrer peinlich von zwei Seiten eingeengten Stellung. Sie weiss uns klar davon zu überzeugen, wie schmerzlich-schwer ihr der Rücktritt aus eigener Entschliessung wird; aber gleich darauf weiss sie einen Stolz und eine Hoheit in ihre Worte zu legen, die uns der Scheidenden mit wohlthuender Achtung nachblicken lassen.

> „Wer zu herrschen gewohnt ist, steigt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben und mit hohlem Ansehen einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat und nun besitzt und geniesst."

Hat der Dichter es bei Margaretha, wie auch Schiller hervorhebt, verstanden, der amazonenhaften

Fürstin trotz alles Männlichen in ihrem Charakter das geheimnisvolle Kriterium des Weiblichen zu geben, so hat er in seinem Clärchen ein weibliches Wesen geschaffen, dem nur er selbst ein ebenbürtiges im Gretchen an die Seite stellen konnte. Und vielleicht steht sogar das Clärchen völlig einzig da; denn gegenüber der allerdings viel reicheren, innigeren Ausmalung der Seelenzustände bei dem in erster Linie sentimentalen Gretchen scheint mir Clärchen ein vollständigerer, umfassenderer, weiter und stolzer ausgebauter Charakter. Wie dem nun auch sei — wir haben jetzt Clärchens zu gedenken und das erfasst eine ganze Aufmerksamkeit mit freudiger Anspannung. Man könnte sagen: Das einzige Charakteristikum für Clärchens Wesen ist ihre Liebe. Ihre Erscheinung wird fortwährend nur beleuchtet von den bunt wechselnden Schlaglichtern des Liebegefühls. Jede Faser ihres kraftvollen Lebens ist mit diesem Gefühle verwachsen, und ihr ganzes Sein geht auf in dem berauschenden Wechsel der Stimmungen und Gefühle, wie sie das Lied Clärchens in tief wirkenden Gegensätzen einander gegenüberstellt: zwischen Freude und Leid, zwischen Jauchzen und Betrübnis. Clärchens Liebe ist zugleich die Lebensader des Stückes. Wo ihr Pulsschlag in den heftigsten Bewegungen zittert, da gipfelt es in seiner höchsten dramatischen Lebendigkeit; wo sie langsam erstarrt, da dämmert das heitere Leben der Dichtung in die Schatten der Wehmut und des Schmerzes hinüber. Zuerst in ihrer heiteren Liebesruhe und dann in der Exaltation der verzweifelnden Liebe gleicht die Seele Clärchens einer anfangs bescheidenen, grün verhüllten Knospe, die mehr duftige Geheimnisse ahnen lässt, als sie offenbart, die aber dann unter den glühenden Strahlen der drängenden Sommerhitze plötzlich sich aufthut und ihre ganze flammende Pracht ans Licht kehrt. Und wenn diese Blume in einsamem Kummer sich sterbend wieder schliesst,

dann naht ein Genius und wandelt den letzten Dufthauch in wunderbar weiche Töne, damit sie in weitere Fernen drängen, als der bescheidene Duft. Der Genius heisst Beethoven.

Wenn uns das Clärchen als das durch die unbeschränkte Phantasie des Dichters in möglichster Vollkommenheit entworfene Idealbild alles Weiblichen erscheint, so übt es daneben auf uns einen überraschenden, psychologisch-interessanten Reiz, in Clärchen zugleich die typische Gestalt für eine ganze Gruppe eigen gearteter Mädchencharaktere zu finden. Ich denke an jene weiblichen Wesen, die mit sprudelndem Mutwillen, mit einer zarten Keckheit, einer scheinbaren Ungebundenheit, einer leichten Verletzung von Zucht und Sittsamkeit, wie sie sich der Philister denkt, — die mit diesen Kundgebungen nach aussen die strengste Zurückhaltung und die wahrhaftigste, feierlichste Würde vereinen. Das verrät sich dem aufmerksamen Beobachter schon in der Weise jener äusseren Kundgebungen. In diesen zeigt sich eine gewisse ängstlich Scheu und Hast, eine naive Unbeholfenheit, wie sie das gewaltsame Verbergen eines tiefen Gehalts hervorruft. Weit vor allem aber verrät sich der Reichtum und die Fülle eines solchen Mädchengemütes durch den häufigen und plötzlichen Übergang aus dem Heiteren, „Tollen" ins „Nachdenkliche", in stummes Sinnen und Sichversenken. In himmelblauer Sehnsucht schwimmende Augen lassen oft in ein recht flaches und eitles Herz blicken; in das Gewand spielender Oberflächlichkeit hüllt sich oft die tiefste Sinnigkeit und die wärmste Innigkeit. Mag selbst die äussere, freie Aufgeräumtheit zuweilen den Eindruck des Flatterhaften streifen, dessen darf man gewiss sein: kein Weib hat schmerzlichere Thränen, keines in höherem Grade die begeisterte, einseitige Energie des echten Weibes, als ein solcher „Springinsfeld". Und ein „Springinsfeld" ist Clärchen ja nach ihrer Mutter Aussage,

sie war „als kleines Kind schon bald toll, bald nachdenklich“.

Für den Eindruck von Clärchens Liebe auf uns ist es von keiner abschwächenden Bedeutung, dass der Gegenstand dieser Liebe unserem Ideal eines Helden nicht zur Genüge entspricht. Die Beredsamkeit eines gewaltigen Gefühls wirkt Wunder, und Clärchens Liebe redet mit Engelszungen. Auch für uns wird der Angebetete zur strahlenden Grösse eines Göttlichen emporgehoben. Nie hat ein Dichter das Lied der Liebe in ergreifenderen Tönen gesungen, nie ein Dichter die Schalen seiner poetischen Kraft reichlicher ausgegossen, als Goethe in der Scene: Clärchen und die Bürger. Welch' ein Erguss der Begeisterung, der Hingebung und herzzerreissenden Verzweiflung! Welch' ein banger Aufschrei aus der Tiefe des Herzens und noch in diesem Schrei welch' ein bezaubernder Klang der entzücktesten Liebe! Ein Wort nimmt dem andern den Preis, den Quell der Liebe und des Schmerzes erschöpft zu haben. Und bei aller Unbegrenztheit nichts von Überschwänglichkeit, sondern in dem kühnsten Worte noch die packende Wahrheit des gänzlichen Erfülltseins! Und was unserem Verstande weite Übertreibung dünken könnte, ist das der Liebe nicht noch heilige, felsenfeste Überzeugung und Gewissheit?! Durchzuckt es uns nicht selber wie Schreck und plötzliche Betroffenheit, wenn Clärchen ruft:

> „Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Atem flieht der letzte Hauch der Freiheit.“

Es ist eine Reminiscenz von eigener Schönheit, in dem kühnen, mutigen Clärchen, wie es uns in dieser erregten Scene entgegentritt, das muntere, herzhafte Mädchen der ersten Akte wiederzufinden, das so naiv ein knabenhaftes Gelüsten nach „Hosen, Wämslein und Hut etc.“, nach dem Glück eines „Mannsbildes“ äussert. Und es ist ein arges Miss-

verständnis, in diesem kindlich-abenteuerlichen Anhauch von Clärchens Wesen, den ihm namentlich die Liebe zu Egmont verleiht, etwas Besonderes, Männliches, Emanzipiertes zu sehen, wie dies eine Art Bühnentradition zu sein scheint, der gemäss die Darstellerinnen des Clärchen etwas Forciertes, Männlich-Pathetisches, Geschraubtes in ihre Rolle „hineingeheimnissen". Bedarf es etwa dieses Anhängsels von männlichem Wesen, um die Seelenstärke und -grösse Clärchens in der Not zu motivieren? Diese Grossartigkeit der Entfaltung war, wie wir gesehen haben, eine Konsequenz von Clärchens innerer Verfassung. Nein, aus der Erscheinung des schlichten Bürgermädchens lächelt uns die sonnenhellste Naivetät an. Auch sie erkennt, wie Gretchen, nicht den „heiligen Wert", den ihre Einfalt und Unschuld ihr geben. Wegen dieser Unkenntnis ihres Wertes erscheint Clärchen die Liebe Egmonts als ein vom Himmel gefallenes Glück, dessen sie sich nicht wert dünkt. „Was war ich dir? Du hast mich *dein* genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben." — Dieses Glück, unbegreiflich, unendlich und unergründlich, wie es über sie gekommen ist, versetzt sie in die Stimmung eines süssen Traumes, aus dem sie zuweilen in den Zustand des Wachens sich aufzurütteln sucht, wenn furchtsame, schauernde Zweifel sie leise erfassen. Traumhaft klingen die Worte:

> „Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke, wie es gegangen ist, weiss ich's wohl und weiss es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich, ja wäre mir *weit mehr* begreiflich."

Und doch kann sie endlich dem Drängen in ihrem Herzen nicht widerstehen, sich noch einmal in Wahrheit und Wirklichkeit des beseligenden Gedankens zu überzeugen, dass ihr Egmont wirklich der grosse, von allen geliebte Egmont sei.

> „Sag' nur! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der grosse Egmont, der so

viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?“

Im Augenblicke der höchsten Freude, wenn gleichsam der innere Jubel unsere Sinne „wirbeln macht“, halten wir gern im Taumel ein, um uns von der Wirklichkeit unseres Glückes zu überzeugen und in der Wahrheit desselben noch eine Freude an der Freude, ein Glück über alles Glück zu finden. —

Wenn ein Freudenfest in eine bescheidene Hütte einzieht, so ruft es darin eine strahlende Unruhe, eine freundliche Verwirrung, einen friedlichen Umsturz hervor; alles sieht bald aus anderen Augen und trägt den Schimmer des Festes. So ist es oft mit einem naiven Geiste. Das einzige Fest der Liebe hat in dem Kopfe Clärchens eine gänzliche Umwandlung und Aufhellung gewisser Vorstellungen zur Folge gehabt:

„Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!“

Dieser Zug spricht ebenso beredt für die Naivetät Clärchens wie für das feine Seelenverständnis des Dichters. Wir alle wissen aus unserer Kindheit (und zuweilen fährt es auch nach derselben fort zu geschehen), dass oft durch einen solchen Anstoss von aussen, namentlich durch die Seelenstimmung aufheiternde und somit die Kräfte des Geistes anregende Ereignisse in überraschender Weise ganze Gruppen von Vorstellungen aus dem bisherigen Halbdunkel ans volle Licht gehoben wurden; wir wissen, das ausser aus dem allmählich und von selbst vor sich gehenden, unbewussten Aufdämmern der Vernunft unsere jetzige grössere geistige Klarheit nicht zum kleinsten Teil aus solchen blitzartigen Erleuchtungen resultiert.



Wer die Liebe gefunden wie Clärchen, der findet in ihr alles und entbehrt hinfort nichts mehr. Aus ihr quillt Fülle des Lebens und der Kraft; in ihr fliessen alle Freuden in eine einzige zusammen, und aller Schmerz findet Auflösung in dem einen starken Vertrauen:

> „Lass mich schweigen! Lass mich dich halten! Lass mich dir in die Augen sehen, Alles d'rin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer".

Eine solche Liebe achtet nicht des Urteils der Menschen, ein solches Bündnis löst keine Mäkelsucht.

> „Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe darin wohnt".

Wer die Liebe gefunden, wie Clärchen, der darf sagen: „So lass mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!" Ihr Ideal vom seligsten Glück ist erreicht, ihre Phantasie erschöpft; aber unerschöpflich bleibt ihr die süsse Wirklichkeit, in der jeder freudige Herzschlag, jeder liebende Gedanke, jeder strahlende Blick neues Licht, neue Liebe, neues Leben bereitet. —

Die Gestalt Brackenburgs ist mit einer Wärme, Tiefe und Innigkeit in der Darlegung und Motivierung der Seelenzustände ausgestattet, die diesem Charakter an unserem Anteil mehr gewinnen, als seine übergrosse Weichheit ihm nehmen kann. Zweifellos trägt der unglückliche Liebhaber nicht das Mark eines echten Mannes in sich; ein solcher würde zu stolz sein, einer unerwiderten Liebe sklavisch nachzuhängen, ein solcher hätte längst entsagt und sein Lebensglück in verborgener Trauer zu Grabe getragen. Er war einst ein feuriger Knabe und trug in der Schule die Freiheitsrede des Brutus mit sich überstürzender Begeisterung vor. „Damals kocht' es und trieb!" Macht es ihn aber nicht um so verächtlicher, dass er sich jetzt „an den Augen des Mädchens so hinschleppt" und diese unglückliche Liebe seine einst so glühende

Vaterlandsliebe ganz unterdrückt und all seine Thatkraft lähmt? Nennt er das nicht selbst einen „elenden, schimpflichen Zustand“? Der Dichter selbst verteidigt ihn durch eine tiefere Motivierung dieses Zustandes.

> „Könnt ich der Zeiten vergessen, da sie mich liebte, mich zu lieben schien! Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, dieses Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuss des Lebens aufgezehrt, indem sie mir ein Paradies von weitem zeigten?“

Ist eine noch höhere Steigerung des zerstörenden Grams denkbar, als durch die Erinnerung an den wirklichen oder vermeintlichen Besitz von Clärchens Gegenliebe? Was ist die Unterdrückung einer erst erwachenden einsamen Liebe gegen die Ausrottung einer Neigung, die sich in alle Gedanken eingenistet, sie vom Morgen bis zum Abend und in den Träumen der Nacht freundlich umleuchtet und jeden Wunsch und jeden Vorsatz mit ihrem goldenen Netze umwoben hat? Daher auch der unendliche Zweifel, der immer noch, wenn auch mit schwindender Kraft, fortlebt. Clärchen hat diesen Zweifel genährt durch die halbwillige Duldung seiner Liebe. Jedem zartfühlenden Herzen wird es schwer, mit unbarmherziger Hand die sanften Fesseln zu zerreissen, mit denen es die unerwiderte Neigung eines anderen fast unmerklich umschlingt. Wie schon gesagt: die ernste Kraft eines festgefügten Mannes ist Brackenburg nicht eigen; aber immerhin spricht sich in seinen Worten und seinem Verhalten ein Adel und eine Vornehmheit der Seele aus, die Schwächlinge nicht besitzen. Überdies scheint mir die Energie des Gefühls ein Beweis für die ursprünglich energische Anlage des Charakters. Die unübertrefflich tiefen und alles erschöpfenden Schlussworte Brackenburgs, seine Verzweiflung, die vergeblich sucht und irrt, einen Ausweg aus dem Herzen zu finden, die ihn auf Erden, bis in den Himmel und in die Hölle ver-

folgt und sich endlich ohnmächtig der Rettung in die Arme wirft, welche die schnell und gründlich schlichtende „Hand der Vernichtung" gewährt; alles dies (und noch vereint mit der Rede Zauberfluss, wie er von den Lippen des grössten Meisters unserer Sprache quoll) — ist wohl geeignet, uns neben dem innigsten Mileid mit dem „elenden, guten Manne" eine still verehrende, wohlthuende Achtung einzuflössen, zumal seine etwaige Schwäche mit seinem Schicksal in einem sehr schwachen und gar keinem begründenden Zusammenhange steht und der erhebenden Wirkung seiner unbegrenzten Liebe und der niederdrückenden Gewalt seines gleich grossen Schmerzes keinen Abbruch thut.

Der Dichter, der von allen vielleicht der vielseitigste war, das Universalgenie Goethe giebt uns in seinem Egmont eine Probe seines verschiedenartigsten Könnens. Hat er eben die Melancholie Brackenburgs sich in trübe, weiche Töne aushauchen lassen, die uns die Seele rührten, hat er uns durch das freudige Liebespathos Clärchens hingerissen, so bietet er uns im nächsten Augenblick einen klaren, frischen Trunk aus der Quelle des unverkünstelten, derben uud behäbig sich ausdehnenden Volkstums. Es versteht sich für's erste von selbst, dass er dabei die Sprache dieser Bürger von Brüssel, des Krämers, Zimmerers, Schneiders etc. bei aller Vornehmheit mit einer herzerfrischenden Naivetät und Lebendigkeit behandelt, die uns ganz vergessen machen, dass derselbe Goethe auch der Dichter eines „Tasso" und einer „Iphigenie", dieser Meisterstücke edelster Diktion sei. Dazu kommen die Originalität der Charaktere und die Lebhaftigkeit der Farben und der köstliche Humor, mit denen sie auf das Papier geworfen sind. Die Goethe'sche Muse zeigt uns hier ihr heiteres, naives, schalkhaftes und schelmisches Gesicht in ganzer Schönheit. Mit der frappantesten Naturwahrheit geschildert, sind diese Bürger und

Soldaten sämtlich Individuen: der hochkomische Jetter mit seiner echten Schneiderseele sowohl, wie der behäbige, vernünftige Zimmermann und der gut katholische Seifensieder, der prahlerische Soldat und Schützenkönig Buyck, wie der devote, furchtsame, aber noch immer kriegslustige Invalide Ruysum. Und nicht zu vergessen das Gährungsferment in der trägen Spiessbürgermasse, der findige Schlaukopf, der mit allen Hunden gehetzte „Branntweinzapf“ und Winkelschreiber Vansen! Dieser zweifelhafte „Gelahrte“ und „Ehrenmann“ weiss uns den Herzog Alba mit so kecken Strichen zu porträtieren, sagt uns mit so überlegener Sicherheit voraus, dass der Stern Egmont sich schneuzen werde, weiss uns (das ist seine Glanzleistung) so haarklein und genau das Experiment vorzuerzählen, wie man in einen Unschuldigen etwas „hineinverhört“, dass es ein wahres Vergnügen ist, den zungengewandten Auseinandersetzungen des ambulanten Rechtslehrers und aufwieglerischen Cujons zuzuhören. Dazu weiss er sich nach Art solcher Agitatoren den Anstrich der vollständigsten Uneigennützigkeit zu geben, und das erhebt diese komische Gestalt zur vollsten drastischen Wahrheit. —

Sämtliche Personen des Dramas handeln in der stillschweigenden, unausgesetzt fortglühenden Erregung des politischen Freiheitskampfes. Das flüchtige, bläuliche Licht von Blitzen scheint ihre Gestalten beständig zu umspielen. Die strahlende Erscheinung, welche die Züge des träumenden Egmont verklärt, scheint allen als Vision voranzuschweben, den einen tröstend, den andern drohend. Dieser rasche und warme, echt menschliche Pulsschlag der freiheitlichen Bewegung erhebt unser Gefühl, dass wir es als Lebendige mit Lebendigen zu thun haben, zur ergreifendsten Gewissheit. Von Scene zu Scene, ja von Wort zu Wort, indem die Bürger reden, werden die Schatten dichter und schwärzer, sinkt der „schwarze Flor“, der seit

Alba's Einzug über der Stadt hängt, immer tiefer herab. Endlich Totenstille und banges, angstvolles Harren. — Nun zuckt das Mordbeil — und die Tyrannei hat das freieste Haupt vom Rumpfe gerissen. Auf uns lastet stumme, schmerzliche Befangenheit. — — Da rauscht die Siegessymphonie des Meister Ludwig empor und kündet den Sieg der Freiheit und des Rechts, wie es Egmont prophetisch gethan. So vereinigen am Ausgange des Dramas zwei gleich grosse Geister die göttliche Kraft ihrer künstlerischen Gaben und predigen von erhabenem Standorte aus das Evangelium von der unvergänglichen Freiheit, welche die Throne der Gewaltherrschaft zerschmettert und auf ihren Trümmern die Hütten des Friedens baut.

Der Hamerling'sche „Ahasver“ und sein Ideengehalt.

Robert Hamerling ist dahin — seine Werke werden ihm nicht so bald in den „Avernus“ folgen. „Ahasver in Rom“, die, wenn auch nicht vollendetste, so doch zweifellos ideenreichste Schöpfung des Verewigten steht in der ersten Reihe jener Dichtungen, welche die geringschätzenden Beurteiler unserer zeitgenössischen Litteratur auf das nachdrücklichste widerlegen. Freilich gehört sie nicht zu den bestverstandenen Dichtungen, und der „Ahasver“ ist vielleicht dasjenige von Hamerling's Werken, welches ihm die gröbsten Missverständnisse eintrug. Man braucht nur einen aus der grossen Zahl der oberflächlichen Leser des „Ahasver“ herauszugreifen und — was wird man hören? „Ahasver? Jawohl, richtig! Üppige Farbenpracht — schwüle Sinnlichkeit — schrecklicher Pessimismus u. s. w.“ Man weiss, wie sehr es Hamerling zuwider war, als Pessimist bezeichnet zu werden. „Das Wort“, sagte er, „duftet mir nach seiner letzten Silbe“. Wenn aber ein Dichter für die Handlung seines Epos eine Epoche der Weltgeschichte zum Hintergrunde nimmt, in der zwei gewaltige Culturströme aufeinanderprallen und sich stauen, eine Zeit der bangen, schreckensvollen Ahnungen und Erwartungen und der todesmutigen, zukunftsgewissen Hoffnung; wenn er auf diesem Hintergrunde den Kampf einer Menschenseele darstellt, die mit der ganzen Kraft einer titanischen Anlage auf der Bahn

des wahnsinnigen Egoismus abwärtsschiesst und endlich der niederschmetternden Wucht des Schicksals erliegt; wenn er uns dabei so zur Teilnahme zwingt, dass die brennendsten und zugleich verborgensten Fragen der Menschenbrust in uns aufgeregt werden: so bringt man ihm nur den schuldigen und denkbar bescheidensten Tribut, wenn man den umfänglichen Ideenschatz seines Werkes zu heben und zu sichten strebt. Soweit dies ohne müssige Zerklärerei geschehen kann, soll es in Folgendem versucht werden, und ich versuche es um so lieber, als ich mich nach des Dichters eigenem Zeugnis in Übereinstimmung mit seinen Intentionen weiss.

Auf einem nächtlichen Spaziergange durch Rom erscheint Nero, dem eigentlichen Helden der Dichtung, unter gespenstisch wechselnder Gestalt Ahasver, der ewige Jude. Er ist die Person, welche die endliche Tendenz der Dichtung trägt und deren Munde die Ideen entstammen, die jede grosse, düstere Scene der Dichtung mit plötzlich hereinbrechendem Lichte beleuchten.

Nach dieser Begnung werden wir in die Schenke der Locusta geführt; in welcher Absicht, verrät der Dichter selbst:

> Locusta's Schenke
> Ist nur ein kleiner bunter Wassertropfen
> Der ungeheuren röm'schen Lasterpfütze;
> Doch in dem kleinen bunten Wassertropfen
> Abspiegelt schon die ganze Roma sich.

Wenn der Dichter im Eingang verspricht, den „stumpfen Sinn zu stacheln“, so giebt er — wie jeder Einsichtige erkennen müsste — mit einem gewissen schadenfrohen Hohn ein Versprechen, dessen gerades Gegenteil er zu erfüllen bestrebt ist. Nero, als Gast der Locusta, befiehlt dem Mohren Tigellin, Acht auf den gleichfalls anwesenden Ahasver zu geben. Seit Nero ihn gesehen, fesselt ihn ein brennendes Interesse an den rätsel-

haften Greis. Das später folgende Gespräch zwischen ihm und Nero ist das hervorstechendste Moment des ersten Gesanges; hier blitzt der erste Funke der dichterischen Grundidee auf. Die beiden gigantischen Gestalten, deren Wettstreit den wesentlichen Inhalt der Dichtung bildet, geben sich als Repräsentanten zweier einander zuwiderlaufender Lebensauffassungen zu erkennen. Der wandernde Alte lüftet hier einen Teil des düsteren Geheimnisses, das ihn umhüllt: er ist der Mann, der nicht sterben kann, aber sehnsuchtsvoll den Tod sucht. Man sieht: Bis hierher ist es der ewige Jude der allbekannten Sage; die weitere Entwickelung der Dichtung fügt aber frappierend neue, erweiternde Momente zu dieser Charakteristik hinzu; Ahasver bedeutet viel mehr als nur die „unermess'ne Todessehnsucht", und es ist gerade einer der glücklichsten und genialsten Griffe Hamerling's, aus der naiv-mythischen Gestalt einen in grossartigem Sinne welthistorisch-philosophischen Typus gemacht zu haben. Für den eigentlichen Helden der Dichtung fällt hier das gewichtige erläuternde Wort: Es ist der unermess'ne Lebensdrang, der ihn bei seinem Handeln treibt. Dieses eine Wort umfasst eigentlich schon die ganze psychologische Motivierung des Nero-Charakters, die später nur in ihren einzelnen Phasen entfaltet wird. Unter diesem Lebensdrange ist nicht allein und nicht einmal zumeist das Verlangen nach einem genussreichen Leben zu denken; vielmehr ist der Begriff des Lebens in seiner nackten, ursprünglichen Bedeutung als reine Daseinsbethätigung zu fassen. Der Charakter Nero's ist daher kein ursprünglich böser, dem etwa eine dämonische Energie zu Hülfe käme; der Urquell aller seiner Gesinnungen, Reden und Handlungen ist im Gegenteil eine verhängnisvolle Energie seiner gesamten Lebensthätigkeit, ein rapides, unaufhaltsames Ablaufen seiner von der Natur zu straff gespannten Lebensuhr. — Ahasver ist nach

Rom gekommen, weil er hier „ein grosses Sterben“ erhofft, und sein Memento: „Hier ist Todreifes viel!“ klingt drohend über die Schlusszeilen des Gesanges hinaus.

Bei Gelegenheit des im zweiten Gesange geschilderten, von Nero veranstalteten Bacchanals entthront er in einem symbolischen Schauspiel die alten Olympier und lässt sich als Dionysos und als einzigem Gotte huldigen. Die alten Götter thronten in unnahbarer Höhe und liessen die Irdischen nicht hinauflangen in die Regionen der Freude. Gegen die Entsagung und Beschränkung, wie sie im alten Glauben den Irdischen zugewiesen wird, lehnt er sich auf. Und dieser Drang über die Grenzen des menschlich Erreichbaren hinaus ist das unausgesetzt fortglimmende Feuer, an dem sich die wahnsinnigen Begehrungen des unheimlichen Giganten entzünden. Jedermann empfindet sofort die intime Verwandtschaft des Nero-Charakters mit demjenigen des Goethe'schen Faust; aber so verschieden der römische Imperator aus dem ersten Jahrhundert von dem deutschen Gelehrten der Renaissance sein musste, so verschieden ist wiederum Hamerling's Nero von Goethe's Faust. Schon die Machtstellung dieser beiden Menschen entscheidet ihre psychische Entwickelung. Hier sehen wir den reinen, mittellosen Menschen, platt auf den Boden einer alltäglichen Existenz gesetzt; ihm kann das Streben nach Gottähnlichkeit unmöglich eine Frage der Macht, eine Aufgabe der nackten Energie scheinen; er sieht den Weg in der höchsten Erkenntnis und der allseitigsten Erfahrung. Dort haben wir den in seiner Macht nahezu unbeschränkten Tyrannen; für ihn gestaltet sich der Drang nach oben zu einer Frage des Willens und der Macht; seine nach menschlichen Begriffen thatsächlich ungeheure Macht nimmt sofort sein Denken gefangen, indem sie sich ihm als nächstes Mittel zum Zweck von selbst darbietet; er verfällt einem potenzierten

Grössenwahn; bei allen seinen Äusserungen, so z. B. bei dem Schauspiel der Götterentthronung, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass die Hälfte seines Wesens unter dem Schatten des Wahnsinns steht. So kommt es, dass Nero vermeint, sich bewusst über diese Welt zu erheben, während er in's Bodenlose stürzt.

Das überwuchernde Machtgefühl lässt ihn denn auch überhaupt zu keiner eigentlichen Vorstellung des etwaigen qualitativen Inhalts seines Götterdaseins kommen; er bleibt am Quantitativen haften; die Schrankenlosigkeit und absolute Willkür an sich reizt ihn, nicht die Schrankenlosigkeit als Bedingung eines positiven göttlichen Schaffens. Seine Selbstapotheose ist daher eine roh-sinnliche im Gegensatz zu der idealen Gottanschauung des Faust. So quillt denn auch der Übermut der Gewalt und der rasenden Begierde zugleich aus der dithyrambischen Rede, mit welcher Nero seine Gäste auf dem Bacchanal begrüsst.

Nicht angesäuselt nur will unser Wesen
Vom Hauch der Wonne sein, nein aufgewirbelt
Und aufgewühlt in seinen tiefsten Tiefen.
Der Mensch will göttlich werden durch die Lust
Und schicksallos . . . .
Die süssgereizte Faser nur betäubt
Einschläfernd jenen grossen Hungerdämon
Im Busen aller Creatur . . . .

Eine tragische Farce, wie er jenen Hungerdämon durch aphrodisisch gewürzte Becher zu betäuben sucht!

Während des Bacchanals erscheint in den Gärten Nero's die „Göttin Roma“. Seine erglühende Leidenschaft für die durch die Maske hindurch wirkende Schönheit und Hoheit dieses Weibes bewegt Nero, ihr sein Innerstes zu erschliessen und zu ihr zu sprechen, wie er es nie zu einem Weibe gethan. Nachdem der reizende Stachel des Erreichbaren stumpf geworden, entflammt ihn die brennende Begier nach dem Un-

erreichbaren, Unmöglichen; es ist ihm das empörendste Schicksal, an eine Schranke zu stossen. Als ein Unmögliches, Unerreichbares erscheint ihm der ungeteilte, unbedingte Besitz eines Weibes. Er, der unbegrenzt Selbstsüchtige, fordert unbegrenzte Hingebung und Aufopferung. Ein ausserordentlich wahrer Zug! Der Egoist sieht die Welt nur durch das Medium seines Selbst; dies sein Selbst bemerkt und beobachtet er dabei aber so wenig, wie wir die Luft beim Vorgang des physischen Sehens.

Von der reinsinnlichen Begierde rafft Nero sich empor zu einem seelischen Begehren: das ist ein relativer moralischer Aufschwung. Eine so grossartig angelegte Natur wie Nero musste eben bald von den Grenzen des sinnlichen Genusses zurückgestossen werden und zum Geistigen zurückkehren. Das zeigt sich später noch deutlicher und bestimmter.

Als Nero in der „Göttin Roma“ seine Mutter (Agrippina) erkennt, als er bemerkt, dass sie mit ihm zu spielen gedenkt wie mit einer Schachfigur, da wird das einzige glückliche Gefühl in ihm, der Glaube an die Liebe seiner Mutter, vernichtet; er verfällt in furchtbare Raserei und ersinnt die schrecklichsten der Greuel, um sich zu rächen.

Nero glaubt, das „schauerliche Geheimnis“ entdeckt zu haben, „dass es keine Liebe giebt“. Seit diesem entscheidenden Moment giebt es für ihn keinen Zweifel mehr an der Berechtigung, sich als zürnender, die Menschen peinigender Gott zu fühlen; denn wie eine immer bereite Rechtfertigung steigt von nun an immer wieder die Erinnerung empor an jene Nacht,

da Roma kam zu Nero's Bacchanal.

Im Morgengrauen seine Gärten durchwandelnd, stösst Nero auf den Alten. Dieser giebt ihm den Gedanken an die Vernichtung Roms ein und

facht damit die Glut des sich selbst verzehrenden Lebensdranges heller an.

Neben der treibenden, blühenden und absterbenden Pflanze des Lebensdranges wächst in gleichem Verhältnis aus ursprünglich unsichtbarem Keim die Todessehnsucht empor. Es ist der an sich niederdrückende Gedanke von der durch energische Lebensbethätigung notwendig erzeugten Abnutzung des Individuums. Von zwei Brunneneimern muss der eine steigen, während der andere sinkt. Mit psychologisch feiner Kunst giebt daher der Dichter seinem Helden in dem Alten keinen hemmenden, sondern treibenden Widerpart. Jener naturgemäss in einem Menschen sich vollziehende Vorgang, an sich ein lyrischer Stoff, ist hier auf zwei handelnde Repräsentanten episch verteilt.

> Ich zog mit einem Zauberbann Dich nach,
> Und fortan bleibst Du mit geheimen Fäden
> An mich geknüpft! . . .
> Ich will Dir Dein Geschick vollenden helfen!

ruft Ahasver.

Der Drang nach Leben aber, das ist ihm: nach Göttlichkeit, ist in Nero mit der furchtbaren Consequenz einer elementaren Gewalt wirksam. In seinen furchtbarsten Greueln, in seinem grellsten Wahnwitz ist Nero der nach Gottähnlichkeit ringende Mensch; trotz seiner Verirrungen, trotz seiner Sophismen hören wir aus seinen Worten, dass wir mit einem bedeutenden Stück unseres Wesens Anteil an dieser typischen Gestalt haben; wir finden uns wieder in seinen Sophismen nicht minder wie in seinen Enttäuschungen, und wir ahnen, dass wir dereinst sein Schicksal wieder finden werden in dem unsrigen, dass auch vor uns die Graungestalt des rätselhaften Alten aufsteigen und uns unser Geschick vollenden helfen wird.

Der dritte Gesang trägt wenig zur Entwickelung der Idee bei. Er erzählt die Ermordung der Agrippina und wird im übrigen fast ganz ausgefüllt von der

Schilderung der Toilette Agrippina's, jenem unvergänglichen Meisterwerk beschreibender Poesie, in dem die unansehnlichen schwarzen Lettern vor unsern Augen zu schimmernden Perlen, leuchtenden Steinen, duftenden Blumen, zu liebe-selig lachenden Gesichtern oder zu dämonischen Teufelsfratzen werden und in dem die Metaphern des Dichters bald blitzartig wie Raketen aus dem Dunkel hervorschiessen, bald in beschaulicher Ruhe und mit mildem Lichte wie Leuchtkugeln sich erheben, um, oben angelangt, noch ein ganzes Heer von farbigen Sternen auszuschütten.

Nachdem der dritte Gesang mit der aufregenden Nachricht vom Brande Roms geschlossen, beginnt der vierte mit dem Einzuge der Bacchanten in Rom. Wie Ahasver seinem „Sklaven“ Nero den ersten Gedanken an die Vernichtung Roms in die Seele legte, so legt er auch die erste Hand an das grause Zerstörungswerk; der „Alte mit den abgrundtiefen Augen“ schleudert als treibender Begleiter Nero's die erste Brandfackel. In dem Brande Roms richtet Hamerling alsdann wie in jedem Gesange seiner Dichtung ein gewaltiges, atemraubendes Bild vor uns auf, und hier auch erreicht sein allmächtiges Wort die ganze versengende, blendende Glut des unheimlichen, unersättlichen, vernichtungsfreudigen Elements, das die Römerstadt mit rasender Wut umklammert und sie zu Schutt und Asche zermürbt. Schreckliche Scenen sind es, die der Dichter seinem Gemälde zur Staffage und der Idee seines Werkes zur Unterlage giebt. Der reiche Schlemmer Trimalcion möchte seine goldenen Schätze retten; aber die Pöbelrotte überfällt und plündert ihn. Ein schönes Weib schwankt im Zweifel, ob sie ihr Kind oder ihr Juwelenkästchen retten soll; sie besinnt sich nicht lange und wählt das letztere. — Jenen Greis mit weissen Haaren trägt kein Aeneas aus der Glut; im Gegenteil: sein Sohn schob den Riegel vor die Thür; der Alte hat ihm zu lange

gelebt. — — — Zusammenschaudernd ruft der Dichter aus:

— — — — Hinweg, hinweg
Von dieser Schau! Wirf deinen Feuermantel
Darüber, Riesenbrand! Dein Wüten ist
Dem Aug' erträglicher als Menschentücke!
Du bist noch gross und herrlich im Vernichten!
Von dem, was brennende Penaten schaudernd
Erblicken, eh' sie in die Asche sinken,
Kehr ich zurück zu deinen Schreckensbildern.

So hallt auch hier durch das Sausen und Prasseln der Flammen wieder die düstere Mahnung des Alten: „Hier ist Todreifes viel!"

Das grässliche Schauspiel wird Nero „zum Kinderspiel", und er betrachtet es entzückt vom Söller seines Palastes. Als „zweiter, kühnerer Prometheus" preist er die weltbelebende Flamme, bis sein Hymnus wieder zur Raserei emporwirbelt, bis seine wütende Menschenverachtung durchbricht und seine Seele überschwemmt. Die wilde, egoistische Philosophie Neros hat jene gefährliche Beimischung von ein wenig Wahrheit, die sie erst verführerisch und menschlich wahrscheinlich macht, die man aber dem Dichter sehr schlecht lohnte durch das kindliche Missverständnis, er wolle sich mit Nero identificieren.

Eine kleine Schaar von mutigen Christusbekennern, die in den Flammen Roms den gekreuzigten Heiland gepredigt haben, lässt Nero den wilden Tieren in der brennenden Arena vorwerfen. „Ein neuer Gott, den man an's Kreuz geschlagen", das scheint dem Nero ein lächerlich-ohnmächtiger Nebenbuhler, ihm, dem soeben das grosse Rom als Opferschale dampft". Aber die sterbenden Christen deuten schon auf das Kommende. Hier bäumt sich gegen den verwegen vorstürmenden Selbstling zum ersten Male die allbesiegende Macht des Gemüts, die von dem Nazarener gepredigte selige Selbstentäusserung auf. Wir fühlen den ersten leisen Anhub der auf den Helden reagierenden Gewalten.

Die bestialische Weise, auf welche der Mohr Tigellin die Leiche eines Christenmädchens bei Seite schafft, giebt Anlass zu einer höchst wichtigen Selbstcharakterisierung Nero's. Er vergleicht sich mit dem Mohren. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht immer dasselbe. Nero spricht:

> Du bist noch eigenwilliger als ich;
> Du thust das Böse, eben weil es böse;
> So denk' ich nicht! Es könnte Böses gut
> Und Laster Tugend sein um meinetwillen;
> Es freut mich, weil mich's freut, weil mir's beliebt!

Und hier tritt nun der wahnsinnige Irrgang Nero's in den Culminationspunkt. Das grausige Schauspiel von Blut und Flammen, von stürzenden Palästen und verröchelnden Menschenleibern ward heraufbeschworen aus dem Grunde, weil er es gewollt, und weil er es gewollt, hat es ihn berauscht und ergötzt. Nicht als Narr und Schwärmer, der ewig zwischen den Extremen des Fühlens und Denkens schwankt, begreift er und verarbeitet er in sich die Welt; nein, er hat „alle die gefrässigen Idole, die uns das Herzblut aus den Adern saugen“, zertrümmert und sich selber lächelnd auf den Altar gestellt. „Zweck“, „Bestimmung“, „Vernunft“ sind ihm leerer Tand; unendliches Wollen ist unendliches Leben. Sein Geist arbeitet wie eine gewaltige Maschine, die, aus ihrem Geleise geschleudert, mit der ganzen, ungeheuren, in ihr tobenden Kraft sich stampfend und zischend in das Erdreich einwühlt.

Von den engen Grenzen des Sinnengenusses zurückgestossen, taumelt er von den Orgien der Sinne zu den Orgien eines schrankenlos despotischen Wollens. Selbstlose Menschen suchen den „Hungerdämon im Busen aller Creatur“ zu beruhigen durch das Streben nach ausser ihnen liegenden Idealen, und ihre beste, lebendigste Kraft geben sie begeistert an diese Ideale dahin. Nero aber will seine Kraft nicht nach aussen verschwen-

den, sondern sie einzig verwenden für sein Ideal, d. i. sein Ich. Das ist das armselige Facit seines Götterdranges.

Es ist selbstverständlich, dass Nero (wie auch Hamerling im „Epilog an die Kritiker“ hervorhebt) Pessimist ist. Die pessimistische Philosophie sieht das letzte Prinzip alles Seins im Willen. Als der für den Menschen erstrebenswerteste Zustand, gleichsam als das Paradies der Pessimisten aber erscheint ihr das Nirwana, d. h. die Negation, das nihil relativum der für uns bestehenden Welt. Wenn Nero sich bei seinen Philosophemen als blosser Mensch voraussetzte, so musste er als consequenter Pessimist zur Sehnsucht nach Nirwana gelangen. Da er sich aber für göttlich hält, greift er kühn zum Urprincip des Seins, zum Willen zurück und will das hohe Leben des schaffenden Princips in sich entfachen. Es ist ungemein interessant, mit welch' genauer Intuiton der Dichter das Wesen des Pessimismus dichterisch erfasste, trotzdem ihm bei Abfassung der Dichtung von Schopenhauer wenig mehr als der Name bekannt war.

Mit furchtbarem Hohn ruft Nero Erde, Himmel und Hölle zum Protest gegen seine Selbstvergötterung auf. Da regt sich plötzlich zwischen dem Leichen- und Trümmerwust ein Unheimlich-Lebendiges; eine finster drohende Erscheinung reckt sich gespenstisch-stumm aus der Tiefe empor. Auf Nero's Wink wird die Gestalt, die ein „uralt Menschenbild“ zu sein scheint, heraufgeführt — und wiederum steht die „Graungestalt“ des alten Bettlers vor dem Kaiser. Wieder steigt, und diesmal im höchsten Moment seines Daseins, der unheimliche, rätselhafte, den Tod ersehnende Greis vor ihm auf; die wandelnde Todessehnsucht blickt mit düster flammenden Augen auf ihn. Nero erschrickt wohl einen Augenblick; doch dann ruft er zuversichtlich: „Auch dein Gesicht stört fortan Nero's

Götterruhe nicht“. Er fragt den Alten, ob er sich genug gewärmt am Riesenfeuer, und fügt hinzu:

„Wie kam es denn, dass dieser Todesabgrund
Auch dich verschlang und jetzt dich wieder ausspie?
Und eben dich allein? Schweigt nicht der Abgrund
Und hat er doch noch etwas mir zu sagen?
Wohlan, ich höre!

Und wehe nun über Nero: der Abgrund spricht. Selbst in der Tiefe der Arena, wo zwiefacher Tod dem Alten verlockend winkte, durfte er ihm nicht erlöst in die Arme sinken. Er blieb erhalten als Zunge des Abgrunds, und dieser spricht durch ihn. Der Alte, der zuerst den titanischen Zerstörungsgedanken in Nero entfachte, preist nun in jubelnder Begeisterung den Helden und sein Werk. In den Flammen Roms leuchtet unsterblicher Ruhm für Nero. Die Trümmer und die Leichen rufen ihrem Vernichter freudigen, begeisterten Dank zu. Er hat das grosse Vernichtungswerk eingeleitet, welches die Geschichte am Römerreiche, an der ganzen Kulturepoche zu vollziehen gedenkt. Er hat die römische Welt ihrem Grabe um ein grosses Stück näher geführt. Sein Vernichtungswerk ist ein Erlösungswerk; denn Rom, die todreife Frucht, muss vom Zweige fallen. Aus den Ruinen erst kann neues Leben grünen. So spricht denn auch der Alte:

„Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch
Hinringt die arme Menschenwelt sich qualvoll
Nach einem unbestimmten Ruheziel.“

Nero's zeitgenössisches Geschlecht aber hat nicht mehr die Kraft der Lenden, um rüstig jenem Ziele zuzuschreiten; todessiech, unfähig, weiter zu wandern, liegt es am Wege und erwartet den Todesstoss.

Für den einzelnen Menschen, der nach einem fernen, schönen Ziele strebt, kommt bald die Stunde des Todes, da er abbrechen und sich zur Ruhe legen muss. Und wenn er am Ende seines

Lebens um sich blickt, wohin er, immer vorwärtsschreitend, gekommen, dann ist es noch immer nicht das Land seiner Hoffnung! Aber über sein Totenbett neigen sich die jungen Augen seiner Kinder, und aus diesen Augen leuchtet das Versprechen, mutig weiterzuwandern. Zu Zeiten will ein ganzes Volk, ein ganzes Geschlecht, ein ganzes Zeitalter sterben. Wie Grosses es auch geschaffen, wie Schönes es auch gebildet, todmüde, an seiner Kraft und selbst an seinem Ideal verzweifelnd, legt es sich ins Grab. Dann zittern die Wehen einer neuen Geburt durch die Menschheit. Ein neues Geschlecht ersteht und beginnt mit zuversichtlichen Hoffnungen, mit kühnen Träumen an einer neuen Kultur zu bauen. So gleicht die Menschheit einem selbstquälerischen Künstler, der immer wieder seine unvollkommenen Gebilde zertrümmert, die unstillbare Sehnsucht nach dem Vollkommenen im Herzen tragend.

Aber Jahrhunderte, Jahrtausende vergehen, ehe die pilgernde Menschheit an eine solche Ruhestatt gelangt, von der sie sich gekräftigt wieder erheben soll, und in diesen Jahrtausenden müssen Millionen von Herzen, jedes für sich allein, den Weg vom hoffnungsfreudigen Anfang bis zum müden, enttäuschten Ende machen. Ein qualvolles Ringen nennt es der prophetische Greis. Und wie ein Tropfen im Meer ist der einzelne Mensch in der grossen Menge. Nero aber hat sich vor der Menschheit zum Gott aufgebläht und ihr mit dem Übermut des allmächtigen Unterdrückers den Fuss auf den Nacken gesetzt, um sich so zu seinem Glücksideal hinaufzuschwingen. Dies scheinbar glänzende Ideal birgt sein schweres Verhängnis. Die grosse, tiefe, nach beruhigendem Inhalt ringende Seele Nero's verträgt den nackten Egoismus nicht; er lässt das Herz leer und trocken. Und weil Nero selbst so inhaltlos, so unfruchtbar ist, hat er mit seinem dahinwelkenden Zeitalter auch sich selbst ge-

richtet. Nach der preisenden Erhebung Nero's schlägt die Rede des Alten in jähem Schwunge um und indessen „von allen Bränden Rom's der Widerschein auf sein verzücktes Seherangesicht fällt“, kündet er dem Kaiser das nahe, von ihm selbst heraufbeschworene Gericht. Die Worte, welche jetzt aus dem Munde des Alten gehen, haben wahrhaft den Klang der zur Vergeltung rufenden Posaune. So ruft er drohend:

> Hinab, o Nero, stürze dich hinab,
> Dein Werk zu krönen, wirf dich selbst nun auch
> Hinab ins Flammengrab; du bist ja selbst
> Der Gipfel deiner todeswürd'gen Zeit
> Und ihrer trunkenen Unseligkeit
> Und ihrer prunkvoll gleissenden Verwesung.
> — — — — — — — — — —
> Der Eigenwille, sagst du, sei dein Ich?
> O, bettelarmes Ich, das nichts besitzt,
> Als sein unbändig masslos eigenes Selbst!
> — — — — — — — — — —
> In deiner Selbstsucht bodenlosem Abgrund,
> Da wohnt die sel'ge Götterruhe nicht.
> Da ist es einsam, schaurig, kalt und dunkel.
> O, gegen diese Öde ist das Nichts
> Ein Rosengarten und der Tod ein Kuss
> Der Wollust! — — — — — — —

In wessen Namen aber spricht der prophetische Greis? Was giebt seiner Erscheinung die überwältigende Grösse, was seinen Worten den Klang und den Schrecken des zürnenden Donners? Er spricht

> Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
> Aus ewigen Verwandlungen erhebt,

im Namen der unsterblichen, der hohen, der ewigen Menschheit.

> Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz,
> Ihr ewig ringend, ruhesehnend Herz.

So ruft er aus. Und nun schleudert die empörte Menschheit durch diesen ihren Mund den schrecklichsten Fluch über ihren Schänder und Verächter. Sie stösst ihn fort aus ihren Reihen; fernab vom gemeinsamen Wege soll er einsam in seiner Seele

verfaulen. Nicht freundlich-schnell soll die Vernichtung ihn ereilen; schleichend und tückisch soll sie sich an seine Fersen heften und stückweise den Lebensdrang und den Lebensmut in seinem Herzen hinmorden. Die Pfeiler seines Stolzes sollen langsam verwittern, ehe sie brechen; er soll die grässliche Pein erdulden, sein Herz langsam zur toten, stummen Wüste erstarren zu sehen, soll die ganze klaffende Leere des Nichts in seinem Busen fühlen. Dann wird er das von allen Menschen ersehnte Ziel, „das Ziel der inneren Beschwichtigung," das er durch Weltvernichtung ertrotzen wollte, in der Selbstvernichtung suchen, der ungestüme Lebensdrang wird sich in unermessne Todessehnsucht wandeln.

Selbstverständlich bleibt die Rede des Alten zunächst ohne Eindruck auf Nero. Er gehört zu jenen Naturen, die mit solch' titanischem Stolze auf sich selber und in sich selber ruhen, dass kein äusserer Ansturm sie niederzuwerfen vermag, dass sie nur, von innen angenagt und verzehrt, in sich zusammenbrechen können. Nero will durch Nero vernichtet sein.*)

Wenn es erlaubt ist, die einzelnen Teile dieses Epos analog den Teilen eines Dramas zu benennen, so enthält der vierte Gesang den Höhepunkt und das tragische Moment. Bis zur Erscheinung des Alten in diesem Gesange hat der Held, um mit Gustav Freytag zu reden, „mit ganzer Kraft auf seine Umgebung geschlagen," und er hat die höchste Höhe der Activität erreicht, als er den unbegrenzten

*) Übrigens hat die Poesie des Dämonenhaft-Grossartigen nur selten so machtvoll ihre Schwingen entfaltet wie im vierten Gesange des „Ahasver;" selten hat sich der heilige Geist der Poesie in so berauschender Fülle über ein Dichterhaupt ergossen, wie hier. Die Sprache eilt wie ein breiter, unablässiger Strom von glühender Lava dahin. Vollkommen taub und tot muss ein Herz sein, dass unter der Einwirkung dieser Gedanken und dieser Rhythmen nicht in seinen tiefsten Tiefen erbebt. Die Gedanken sind hier Blitze, die Worte Donner.

Egoismus für das reinste Wesen der Göttlichkeit und für sein Lebensprincip erklärt. Das tragische Moment tritt ein, als der treibende, ermunternde Dämon sich in einen fluchenden, unheilverkündenden verwandelt. Das Schicksal beginnt, für die Menschenwelt die verletzten „Grenzen der Menschheit“ wiederherzustellen und die Nichtachtung der Integrität dieser Grenzen zu rächen. Das letzte Wort in diesem Gesange bleibt dem Alten, und schon jetzt wird uns das Motto der Dichtung begreiflich:

> Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
> Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
> Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
> Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt.

Nach einem längeren Zwischenraum, während dessen Rom verjüngt seiner Asche entsteigt, sehen wir Nero wieder. An der Oberfläche seiner Seele schwimmt noch der wüste, prahlerische Gottheitsdünkel von ehedem. Lächelnd überdenkt er seine begangenen Greuel — aber plötzlich gewahrt er am Grunde seiner Seele ein Seltsam-Fremdes; das Bild Agrippina's, seiner gemordeten Mutter, flösst ihm eine peinvolle Unruhe ins Blut. Wie kommt aber Unruhe in die Seele eines Gottes? Er klagt, dass die „Apathie, die Götterstirnen stets umschweben soll“, ihm nicht treu bleibt. Schon erhebt sich ein Seufzer aus der Tiefe seiner Menschlichkeit, wenn er spricht:

> Der Friede schwebt wie eine weisse Taube
> Vom Aventin her über's goldne Rom —
> Mir ist, als sollt' ich ihn am Fittich fassen
> Und ganz ihn bergen hier in meiner Brust.

Von dieser Sehnsucht nach Ruhe springt er wieder ab und erwägt den Gedanken, ob nicht Unruhe, Wechsel, Mannigfaltigkeit lieblicher sind als eintöniger Friede. Eindringlicher als es durch die erwachte Doppelsehnsucht nach Ruhe und Frieden geschehen ist, konnte sich das tödliche

Bewusstsein, dass er „ein Mensch mit Menschen ist“, dem übermütigen Cäsaren nicht in die Brust bohren. Denn welch' ein treffenderes Kennzeichen der reinen, nackten Menschlichkeit giebt es, als dieses Zwillingsgefühl in unserer Brust, dieses Verlangen nach Wechsel und Bestand zugleich! Ein scheussliches Ungeheuer, die Langeweile, nähert sich dem sinnenden Kaiser; seine „Götterruhe“ wird zum gemeinsten, alltäglichsten Übel, das Menschenseelen quält. Noch hält er sich für unanfechtbar vom Wandel der Dinge; eine scheue Frage an den Spiegel giebt ihm eine niederschmetternde Antwort. Er sieht, wie sein Leib vor seinem Geiste abstirbt; dieser Hohn auf seine Götterhoheit lähmt seinen Gedankenflug zu tiefer Melancholie. Um anderen Sinnes zu werden, tritt er einen Rundgang durch sein „goldenes Haus“ an. Die glühende Pracht „fröstelt ihn an,“ „seiner Wünsche Segel hängen schlaff“; die herrlichsten Gebilde bekrittelt er mit galligem Pessimismus. Der Drang in's Unermess'ne zwickt und zwackt ihn nachgerade wie ein hämischer Plagegeist. Tier- und Menschengesichter erscheinen ihm wie Larven, die ein Ewig-Fremdes verbergen; er fühlt sich in furchtbarer Einsamkeit erstarren. Als er die Entdeckung machte, dass das Weib, welches ihm die verkörperte Erfüllung seiner Wünsche schien, seine Mutter sei, wurde er sich auch seines Alleinseins bewusst; aber im Anfang seines Göttertraums that er sich auf seine Isoliertheit etwas zu gute; jetzt, da dieser Traum zu verblassen beginnt, beschleicht ihn das Gefühl seiner Verlassenheit mit frostigem Schauder. Schon hat Nero mit der Sinnenwelt und mit der des Gedankens gebrochen, da betritt er den Saal der Künste. Woher nähme er die Unbefangenheit und Herzensfrische, die jeder haben muss, der zu ganzem, begeistertem Genuss in das Meer der Illusionen und Phantasien tauchen will! Er lässt Bildwerke und Bücherrollen vernichten

und zertrümmert damit in sich die Welt des Gemüts. Indem Nero diese Brücke hinter sich abbricht, beweist er, dass eine freiwillige Rückkehr in das normale Dasein von ihm nicht zu erwarten ist. — Es mag dahingestellt bleiben, ob die nun noch folgende Unterredung mit Seneca, wie der Dichter mir gegenüber meinte, eine abschliessende Ergänzung bildet, oder ob sie, wie es mir scheint, ein deplaciertes, irreführendes Anhängsel ist.

Eine einzige Saite seines Gemüts dünkt Nero noch straff genug, dass sie von der Berührung erklingen könnte: die des Schreckens, des Schauders. Aber auf seinem ganzen Lebenswege ist ihm nur ein Wesen begegnet, das ihm imponierte, das ihm jetzt durch die Ferne des Todes noch düsterer und drohender, noch schöner und erhabener als je erscheint: Agrippina. Durch das Fenster erblickt Nero beim Schein des Mondes die Gestalt Ahasver's. Er lässt ihn heraufführen, und der Alte führt ihn nun zu einem Nekromanten. Agrippina erscheint dem Nero in dem holden Liebreiz ihrer Mädchenjahre:

. . . . Durch den wüsten Abgrund
Im Busen dieses Übermenschen zuckt
Zum ersten, letzten Mal der Strahl der Liebe
Mit ihrer ganzen, vollen Himmelslust,
Mit ihrem ungeheuren Todesschmerz.

Plötzlich stiert Agrippina ihn an mit dem grassen Blick des Todes — das Herz des Muttermörders bebt in wildem Schauder auf. Mit zermalmender Übermacht dringen die visionären Gestalten aller von ihm Gemordeten auf die Seele Nero's ein; noch einmal lodert seine Kraft in wildem Trotze auf; dann versagt die Natur ihren Dienst: er bricht zusammen.

Jetzt ist Nero in die Menschlichkeit zurückgeschleudert. Die Natur fasste ihn von einer Seite mit der Allgewalt des ersten wahren Liebegefühls, von der andern mit den Schrecken des plötzlich

erwachenden Gewissens. Als er zu schaudern begehrte, ahnte er nicht, dass ihn unter den Zuckungen des Grauens das ganze tödliche Bewusstsein seiner menschlichen Kleinheit überfallen müsse. Nero hat das Menschendasein verachtet; jetzt aber, da er sich dennoch Mensch weiss, leuchtet ihm, ein endlich erschlossenes Geheimnis, das vollkommenste Glück der Liebe auf: er kostet als Mensch eine Seligkeit, wie er sie als vermeintlicher Gott nie geahnt. Aber dieses Glück ist ihm zugleich ewig verloren, weil — jetzt muss unbedingt sein Blick zurückschweifen! — weil er nicht so in die Bahnen des Menschentums zurückkehren kann, wie er sie verlassen hat. Zwar hat das Schicksal ihn in die Menschlichkeit zurückgeschleudert, aber nicht anders als das Meer einen allzukühnen und unglücklichen Schwimmer an das Ufer zurückwirft: als Leiche. So spricht denn auch der Greis, über ihn gebeugt:

> Die ewige Natur, sie hat gesiegt.
> Die kühnsten Geister, die aus ihrem Centrum
> Hinausgestürmt, hascht mit demantner Angel
> Aus dunkler Tiefe sie geheimnisvoll.

Der Rest des Vernichtungswerkes fällt äusseren Gewalten anheim.

Es folgt die letzte Erhebung, mit welcher der Held eines Trauerspiels seinem gewissen äusseren Untergange entgegenschreitet. Auf der Flucht vor seinen Feinden begleitet Nero ein treuer Germane, ein Repräsentant des Volkes, das die Erbschaft der Römer antreten soll. Ein unterirdischer Gang erweitert sich plötzlich zu einer Crypta, in der eine christliche Gemeinde zum Gottesdienst versammelt ist. Nero fordert die schreckerstarrten Christen auf, ihn zu töten. Welch' eine befremdende Antwort wird ihm da!

> Wir töten nicht,
> Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
> Den Feind auch — unser heiligstes Gebot
> Ist Liebe!

Nicht die Lust, wie Nero wähnte, sondern der Schmerz erlöst die Welt und macht den Menschen der Seligkeit des Götterdaseins teilhaftig. So belehrt ihn der greise Priester. Ob in dem Himmel dieses neuen Glaubens auch ein Platz für Nero-Dionysos sei? Der Greis weist auf ein Bild, das Lucifer zeigt, wie ein Seraph mit flammendem Schwert ihm den Fuss auf den Nacken setzt. Diesem Dämon, der (nach christlicher Auffassung) sich in Selbstsucht und Eigendünkel „vom ewigen Liebesgrunde losriss“, diesem Dämon gleicht Nero.

Wohl hegt er kaum einen Zweifel, dass dieses neue schwärmerische Bekenntnis sich die Welt erobern werde; aber er beugt sich nicht vor dem christlichen Dogma. Vor einer Macht aber beugt er sich:

> Ich seh's, der wunderbare Mutterschoss
> Des menschlichen Gemüts ist nicht erschöpft!
> Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
> Das Menschenherz gebiert sie ewig neu . . .
> Den Kelch
> Von dem Altare hier ergreifend, seht,
> Ausgiess' ich, an des Hades Schwelle stehend,
> Den ew'gen Mächten ihn zur Opferspende,
> Den ewigen, geheimnisvollen Mächten,
> Die in den Tiefen des Gemütes thronen;
> Ausgiess' ich ihn den Sternen meiner Jugend,
> Der schönen Glut, die auch mein Herz geschwellt.

In dieser Libation beugt er sich zugleich vor dem Genius der Menschheit, den er schnöde missachtet hat. Aber trotzend hebt er die Stirn empor zu jener Macht, deren Ratschluss die Beschränkung der Menschheit ist.

> Ich war zu gross, zu hoch für Menschenglück!

In diesen Worten behauptet er sein heiliges Recht, gegen den Weltenplan zu hadern. Alsdann durchbohrt er sich mit dem Schwert des Germanen.

Da steigt aus der Tiefe die Gestalt des ewigen Wanderers auf und reckt sich mit triumphierender Freude über das Antlitz des sterbenden Menschensohnes.

„Du Alter,“ flüstert Nero noch, „ja du
Gewannst die Wette! Todessehnsucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle.“

Die rächende Strenge im Antlitz des Alten wandelt sich in teilnehmende Milde, als er spricht:

So schwebe hin, ein unvergänglich Bild —
Für alle Zeiten eine Graunerscheinung,
Und doch im tiefsten nur ein Spiegelbild
Des ew'gen Götterdrangs der Menschenbrust!

So endet der eine unsrer Helden, der das typische Bild des nach Gottähnlichkeit ringenden einzelnen Menschen war, und der gebrochen und in sich vernichtet darniedersank, weil er den Himmel erraffen wollte durch die Selbstsucht, weil er Gott werden wollte auf Kosten seiner Brüder im Staube, auf Kosten der Menschheit. Aber der andere Held bleibt bis zur letzten Zeile des letzten Gesanges; er bleibt, wenn der letzte Ton des Gedichtes schon verklungen ist; er bleibt noch, wenn wir und unsere Kinder und Kindeskinder längst zu Staub geworden sind: er ist Ahasver. Nicht aber ist er nur der Ahasver, der den kreuzbeladenen Christus von seiner Schwelle stiess, er war und wird sein, so lange Menschen auf der Erde wandern, er ist Kain, der erste Rebell, der seinen Bruder am Altar erschlug, als er Jehova Opfer brachte, dem unbarmherzigen Gott, der die Menschen versuchte, damit sie in Sünde fielen, der ihnen das Leben giebt, damit sie sterben, der für die Sünde Adams die Millionen Millionen seiner Nachkommen straft. Weil er den Tod in die Welt gebracht, verschont ihn der Tod. „Das Kainszeichen ist das Zeichen der Menschheit, das Zeichen der Qual und der Unsterblichkeit“ sagt Georg Brandes in seiner Besprechung von Byron's „Cain“. Ahasver ist die ewige, unsterbliche Menschheit, wie sie in allen Zeiten und Landen, in allen ihren Geschlechtern immer von neuem wider den Stachel löckt, mit welchem der Jehova der Juden und der Christen die Staubge-

borenen peinigt. Aber es ist kein blinder Trotz, kein Kampf um des Kampfes willen, den die Menschheit gegen den Gott des Theismus führt; der Lohn, um den sie kämpft, ist die Ruhe. Wie auch der Mensch das Ziel seiner Wünsche nennen mag, Vollkommenheit, Glück, Himmel oder Gott; es ist nur das eine: die Ruhe. Es ist der selige Augenblick, da die letzte Sorge entweicht, der letzte Zweifel sinkt, der letzte Misston in der Seele verstummt und der Menschengeist sich ungehindert erquickt im Anschaun der schattenlosen Wahrheit und Schönheit. Dieses Ziel ist Gott. Ob wir von Gott kommen oder nicht; wir streben zu Gott. Und so oft die Menschheit, müde von der Drangsal des dornenvollen Weges, zur kurzen Ruhe niedersinken wird, so oft wird sie den Stab wieder erheben und weiter wandern zum Ziele der ewigen Ruhe.

> „Um die Welt, welche ihn verleugnet, zu vertilgen, kann der Gott des Blitzes, des Sturmes und der Heerscharen Ströme Blutes fliessen und die Scheiterhaufen zu Hunderten von seinen Priestern anzünden lassen; aber Kain steigt ungeschädigt aus der Asche des Scheiterhaufens empor und geisselt die Priester mit unsterblicher Verachtung.“

So drückt es der geistvolle, feurig-beredte Georg Brandes an oben erwähnter Stelle aus. Oder wenn wir den englischen Dichter, dessen „Cain“ in seinen grundlegenden Ideen so innige Verwandtschaft mit Hamerling's „Ahasver“ zeigt, wenn wir Lord Byron selbst reden lassen, so heisst es an jener Stelle des „Cain“, wo Lucifer, das jehovafeindliche Princip, von der Dauer dieses Kampfes spricht:

> — — — — — Through all eternity,
> And the unfathomable gulfs of Hades,
> And the interminable realms of space
> And the infinity of endless ages,
> All, all will I dispute! And world by world,
> And star by star, and universe by universe,
> Shall tremble in the balance, till the great
> Conflict shall cease, if ever it shall cease,
> Which it ne'er shall, till he or I be quench'd!

Mag sich auch der Stern des Christentums siegesstrahlend über dem Grabe der alten Welt erheben, auch das Christentum ist nur eine Phase in der Entwickelung des Menschengeschlechts:

„Götter kommen und schwinden; ewig wandert Ahasver“.

Zur Ruhe pilgert die Menschheit voll Unruhe; durch Unzufriedenheit will sie zur Zufriedenheit reisen, oder wie Börne sagt: „Nicht durch Geduld, sondern durch Ungeduld gelangen die Völker zur Freiheit“. Ahasver aber ist es, „der diese Qual der Menschheit, des unbefriedigt-ruhelosen Daseins“ mit Bewusstsein durch die Jahrtausende schleppen muss. In Zeiten des Niederganges ist Ahasver am lebendigsten thätig; dann greift er in die Speichen des Zeitenrades, damit es sich schneller umwälze und der Untergang beschleunigt werde. So im Zeitalter Nero's. Das aber will heissen, dass die Menschheit in so gearteten Zeiten selbst mit angstvoller, fliegender Hast nach jener grossen bevorstehenden Krisis hindrängt, der eine Neugestaltung der Weltdinge folgen soll. Bricht aber ein solcher Weltfrühling herein, so winkt auch dem ewigen Wanderer eine kurze Rast; auf Jahrhunderte legt er sich in einer Höhle schlafen. Das will sagen: Die nach solcher Krisis neugeborene Menschheit freut sich in den ersten Jahrhunderten ihrer Kulturepoche, in der Kindheit ihrer Entwickelung unbefangen ihres jungen Lebens; von Sorgen und Zweifeln noch unangefochten, ruht sie fest und sicher in dem Vertrauen auf den siegenden und dauernden Glanz ihrer Ideale. Die Qual des unruhvollen Strebens ist für eine Zeit verstummt.

Auch jetzt wieder winkt dem müden Greise eine solche Rast. Jenseits der Alpen beginnt der germanische Völkermorgen zu tagen. Est gilt es noch, den Untergang der heidnisch-römischen Welt zu vollenden; wenn dann die junge, jetzt noch schlummernde Riesenkraft der Barbaren erwacht

ist und mit der milden Lehre des Nazareners im Bunde die Welt überschattet, dann will er in die Wälder des Germanen wandern und im Schatten des Kreuzes hinsinken, „nicht auf ewig auszuruhn — nein: zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern!“

Mit dieser Perspektive in die folgenden Jahrhunderte der Geschichte schliesst die gewaltige Dichtung. Durch diese Erweiterung des Gesichtskreises erhält der Schluss eine besonders imposante Wirkung. Er wirkt wie ein lang andauerndes Crescendo, das sich endlich zum wuchtig-erhabenen Fortissimo ausbreitet. Aber noch in eine weitere Ferne eilt unser begeisterter Blick, noch ein anderer Ausblick thut sich vor uns auf, wenn wir das Buch aus den Händen sinken lassen und den Gedanken des Dichters folgen: Es ist ein Ausblick, nicht auf die Wege, die eine Religion und einzelne Völkerstämme in ihren Anfängen wandeln, sondern auf den einen gemeinsamen Pfad, welchen die Menschheit zum Ziele der Ruhe schreitet. Nicht ewig ruht Ahasver unter dem Kreuze; nur eine kurze Rast ist ihm gegönnt. Das heisst: Kein Glaube, kein Dogma, kein Lehrsatz, kein Monument, von Menschengeist oder Menschenhänden errichtet, ist so heilig, dass sie nicht einem Zwecke zu Liebe verworfen und vernichtet werden dürften, dem Fortschritt der Menschheit zu Liebe. Über Staaten und Religionen, über Throne und Altäre hinweg ist die Menschheit gewandelt und wird sie weiter wandeln, bis sie die Ruhe gefunden*). Als

---

*) „Das Seiende, weil mit Bestimmtheit anderen Inhalt ausschliessend, ist unberechtigt. Darum, weil es Schranke ist, wird es von der negativen Macht des Unendlichen ergriffen und in sich zurückgenommen. (Der Heraclitische Weg nach oben ...) Aber das Aufheben der Schranke ist unmittelbares Setzen eines neuen bestimmten Inhalts und somit einer neuen Schranke. (Weg nach unten . . .) Jenes unendliche Urwesen ist also die Macht, die das Endliche entstehen und vergehen lässt. Es ist somit selbst das Entstehen und Vergehen des Endlichen, das Werden oder der Wechsel des Weges nach

das Römerreich hinsank, wurde das Christentum der Erde mächtig, und die Menschheit kniete gläubig vor dem Kreuze als vor dem Symbol seiner Erlösung. Vermag das Christentum dem Menschengeschlecht aber seinen Gott nicht zu geben, so wird dieses Menschengeschlecht weiter suchen und auch an dem Kreuze vorüberwandern. Das ist, wie ich sie verstehe, die welthistorische Perspektive von „Ahasver in Rom". Es ist wahr: der Dichter weist in eine neblige Ferne; er kann das Endziel nicht zeigen; denn er vermag so wenig wie wir den Schleier der Zukunft zu lüften. Aber er deckt die ewig lebendige und fruchtbare Kraft, die eine und einzige Kraft auf, der allein wir folgen und gehorchen müssen, und diese Kraft ist der Götterdrang in unserer Brust, ist der Drang, über unsere augenblickliche Kleinheit und Beschränktheit in ein höheres Dasein hinaufzustreben, den ewigen Streit in unserm Innern zu beschwichtigen und die Ruhe der Vollendung in unser Herz zu bannen.

„Ahasver in Rom" wird niemals aufhören, eine hochbedeutende Dichtung zu sein. Muss ein Werk nicht von wahrer, lebendiger Dichterkraft durchglüht sein, wenn es unsere gesamten Kräfte, die intellektuellen wie die moralischen, ja, selbst unser physisches Leben weit über das gewöhnliche Mass hinaus erhebt? Der Dichter greift wohl oft in der Ekstase des begeisterten Schaffens höher in den Himmel hinauf, als sonst Menschenhände zu reichen vermögen, und bringt ein Stück Wahrheit, einen neuen Gedanken zur Erde nieder, der anders nicht zu finden war, der wie das Feuer aus dem Himmel gestohlen werden musste. Der Dichter beherbergt in solchen Augenblicken tausend Herzen in seiner Brust; wie sollte er nicht auch den Schmerz von Tausenden fühlen, wie sollte er

---

oben und unten — und das ist der Weg, den Heraclit eingeschlagen." (Lassalle in „Die Philosophie Heracleitos des Dunklen.")

nicht die Gedanken, Begehrungen und Wünsche von Tausenden und so auch einen vermutlichen Zusammenhang des Weltganzen ahnen? Und von der Seherkraft des Dichters strömt ein Teil in unsern Geist und unsere Sinne über. Auch der Leser vermeint nach der Lectüre eines solchen Gedichtes den Schlag von Millionen Herzen zu hören, vermeint einen Strahl des welterlösenden Gedankens erhascht zu haben, und was Wilhelm Jensen in einem seiner Gedichte fragt:

„Aber zuckt es durch die Lider
Auf den ganzen Menschenwitz
Dir nicht einmal plötzlich nieder
Wie ein geisterhafter Blitz?“ —

das bejahen in solchen Augenblicken seine erleuchteten Gedanken.

Die Wirkung von Hamerling's Epos ist die, dass wir geschärften Blickes die Welt betrachten, aber auch mit geklärtem Auge in unser Inneres blicken. Darum sagte ich, dass die Dichtung auch unsere moralischen Kräfte hebe. Nero soll für uns eine Graunerscheinung sein. Nicht wie er sollen wir den Götterdrang in uns bethätigen, nicht selbstsüchtig und auf Kosten der Menschheit, sondern selbstlos und zum Heile der Menschheit wie Faust in seinen alten Tagen. Und wenn wir dann auch, fern vom Ziele der Ruhe, auf dem Pfade, den die Menschheit wandelt, tot darniedersinken, so werden wir doch nicht gebrochen und vernichtet in unserm Herzen sein, sondern werden wie der König von Sion desselben Dichters ausrufen können:

„— an das winkende Glück, das in grauender Ferne die Menschheit
Ewig erblickt: ja ich glaube daran auf's neue, wie hoch es
Schweben auch mag und wie rasch unheiligen Händen entschwinden,
Die es zu haschen vermeinen: als reifende Frucht in den Schoss einst
Wird es den Würdigen fallen! So jauchzt das vertrauende Herz mir,

Und in diesem Vertrauen umarme der sühnende
Tod mich!"

Des öfteren habe ich im Laufe dieser Betrachtungen zum Vergleiche mit der Hamerling'schen Dichtung die Werke zweier anderer Dichter herangezogen, den Goethe'schen „Faust" und Byrons „Cain". „Ahasver in Rom" vereinigt in gewissem Sinne die beiden Probleme, welche den Werken Goethe's und Byron's zu Grunde liegen. Goethe's „Faust" zeigt uns den zur Gottähnlichkeit aufstrebenden einzelnen Menschen, der allen Dogmatismus und Formalismus bei Seite schleudert und sich einen eigenen Weg zum Glücke sucht und ebnet. Byron's „Cain" zeigt in der Person Cains und Lucifers die gesamte Menschheit, die sich von dem Gotte der alten Religionen emancipiert und, von der Leuchte der Wissenschaft geführt, ihr Heil auf selbstgewählten Bahnen sucht. Im „Ahasver" ringt auch ein Einzelner nach dem Glück in seiner Totalität; aber neben diesem Einzelnen ragt die colossale Gestalt des ewigen Wanderers auf, der die Menschheit und ihre Sehnsucht nach Ruhe und Glück versinnbildlicht. Das Besondere aber an dieser Dichtung ist, dass sie uns einen negativen, konsequent egoistischen Faust zeigt, dass sie in dessen exemplarischer Vernichtung die unverbrüchliche Solidarität der menschheitlichen Interessen verherrlicht und dass sie unser winziges, an Mühen und Enttäuschungen reiches Einzelleben in den grossen Rahmen der menschheitlichen Gesamtentwickelung stellt. Und Robert Hamerling's „Ahasver in Rom" ist wohl würdig, mit den Schöpfungen Goethe's und Byron's zusammen genannt zu werden; es ist ein vollwichtiges Glied dieser erhabenen Trias von Dichterwerken; es ist würdig wie „Faust" und „Cain" zu erquicken und zu erleuchten die Herzen und die Geister aller Menschen, die jugendfroh oder altersmüde zum Ziele der Vollendung, zum Ziele der Ruhe pilgern. —



